Werke

August Strindberg

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

EIN BLAUBUCH
ERSTER BAND



STRINDBERG VON RICHARD BERGH
1906

AUGUST STRINDBERG

EIN BLAUBUCH

DIE SYNTHESE MEINES LEBENS

ERSTER BAND

VERDEUTSCHT VON

EMIL SCHERING

1920
GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Einzige vom Dichter und seinen Erben autorisierte deutsche Ausgabe

12. bis 16. Tausend.

EMANUEL SWEDENBORG

DEM LEHRER UND LEITER

WIDMET DIESES BUCH

DER SCHÜLER

EIN KRANZ AUFS GRAB
BEI DER HEIMKEHR
NACH HUNDERTJÄHRIGER RUHE
IN FREMDER ERDE

RESURGAT!

Die Geschichte des Blaubuchs

Zur dritten Auflage des Originals

Ich hatte in Goethe gelesen, wie er einmal die Absicht gehabt, ein „Breviarium Universale“ zu schreiben, ein Erbauungsbuch für Bekenner aller Religionen. In meinen „Historischen Miniaturen“ habe ich versucht, Gottes Ratschlüsse in der Weltgeschichte zu finden; ich stellte das Christentum in die Reihe ein, indem ich von Israel ausging, beging vielleicht aber den Fehler, den andern Religionen einen Platz an der Seite des Christentums zu geben, während sie darunter hätten stehen müssen.

Ein Jahr verging. Ich fühlte mich von inneren Mahnungen bedrängt, ein ziemlich konfessionsloses Brevier zu schreiben: ein Wort der Weisheit für jeden Tag im Jahr. Zu dem Zweck sammelte ich die heiligen Bücher aller Religionen, um aus ihnen einen „Spruch“ zu nehmen, über den ich schreiben konnte. Aber siehe da, diese Bücher erschlossen sich nicht! Veda, Zend waren versiegelt und gaben nicht einen Spruch her; nur der Koran gab einen; das war aber auch ein Löwe! (Seite 36.)

Da beabsichtigte ich den Plan zu ändern. Ich wollte rein weltliche Weisheit über Menschen schreiben und das Buch „Herbarium Humiane“ nennen. Aber ich schob die Arbeit auf, da ich vor der grossen Ausgabe und dem unreifen Plan bebte.

Da kam der 15. Juni 1906. Als ich meinen Morgenspaziergang machte, sah ich zuerst eine Strassen-

bahn mit der Zahl 365. Ich war betroffen über diese Nummer und dachte an meine 365 Seiten, die ich schreiben wollte.

Als ich weiterging, kam ich in eine enge Strasse. Ein Karren fuhr an meiner Seite; der trug eine rote Flagge; das war die Pulverflagge.

Als der Karren mir immer zur Seite blieb, begann er mich zu stören. Um dem Anblick der Pulverflagge zu entrinnen, sah ich in die Luft hinauf, und siehe da, eine riesige rote Flagge (die englische) begegnete meinen Blicken, demonstrativ. Ich sah wieder nach unten, und eine schwarz gekleidete Dame mit feuerrotem Hut ging schräg über die Strasse.

Ich beschleunige meine Schritte. Sogleich erblicke ich das Fenster eines Papierhändlers; in dem ist ein Karton aufgestellt, der in goldenen Buchstaben das Wort „Herbarium" trägt.

Es war ja natürlich, dass alles dies auf mich eindrang. Mein Entschluss war jetzt gefasst: ich legte meine Pulverkammer an, die dann das „Blaubuch" wurde.

Ein Jahr verging, langsam, qualvoll. Das Merkwürdigste, was geschah, war dieses.

Mein Drama „Traumspiel" begann man im Theater einzuüben; gleichzeitig trat eine Änderung in meinem täglichen Leben ein. Mein Dienstbote ging, das Haus kam herunter; in 40 Tagen musste ich sechs Dienstboten wechseln; der eine schlechter als der andere. Schliesslich musste ich mich selber bedienen, mußte decken und heizen. Ich ass schwarzes Schweinefutter aus einem Tragkorb. Kurz: die ganze Bitterkeit des Lebens musste ich erleiden, ohne dass ich verstand, warum.

Eines Morgens während dieser Fastenzeit ging ich

an einem Laden vorbei, in dessen Fenster ich einen Gobelin erblickte. Dieser Gobelin zog mich an und versetzte mich in Entzücken. Ich glaubte mein „Traumspiel" in der Zeichnung des Gewebes zu sehen. Ganz oben das „wachsende Schloss"; darunter die grünende Insel mit einem Regenbogen darüber und von der Sonne beleuchtete Alpenspitzen. Darunter das Meer mit sich spiegelnden Sternen und einer grossen grünen Seeschlange, die etwas von sich gab; und ganz unten in der Borte eine Reihe Hakenkreuze, Swastika; das bedeutet Glück oder: Es ist gut!

Das war jedoch nur meine Deutung; der Künstler hatte etwas anderes gemeint, das nicht hierher gehört.

Dann kam die Generalprobe des „Traumspiels".

Dieses Drama schrieb ich vor sieben Jahren, nach 40tägigem Leiden, die zu dem Schlimmsten gehören, was ich durchgemacht habe. Und nun sind gerade 40 Tage Fasten und Pein vergangen. Es scheint also eine geheime Gesetzgebung mit festgesetzten Strafbestimmungen zu geben. Ich dachte an die 40 Tage der Sündflut, die 40 Jahre der Wüstenwanderung, die 40tägigen Fasten von Moses, Elias, Christus.

Mein Tagebuch beschreibt meine Eindrücke also:

Die Sonne scheint. Eine gewisse ruhige resignierte Ungewissheit herrscht in meinem Innern. Ich frage mich, ob nicht eine Katastrophe die Aufführung des Stückes verhindern wird, das vielleicht nicht gespielt werden darf. Ich habe allerdings schön zu den Menschen gesprochen, aber dem Weltenordner raten wollen, ist vermessen (vielleicht Lästerung). Dass ich die verhältnismässige Nichtigkeit des Lebens (Buddhismus), seine wahnwitzigen Widersprüche, seine Bosheit und

Zügellosigkeit offenbart habe, kann ja lobenswert sein, wenn es den Menschen Resignation gibt. Dass ich die verhältnismäßige (?) Schuldlosigkeit des Menschen gezeigt habe in diesem Leben, das selber Schuld bringt, ist wohl nicht böse, aber...

Eben Telephon vom Theater: Wie dies gehen wird, steht in Gottes Hand. — Ganz meine Meinung! antworte ich und frage mich wieder, ob das Stück gespielt werden darf. (Ich glaube, es ist bereits von hohen Mächten bestimmt, wie auch der Ausgang der Erstaufführung sein mag, wenn sie zustande kommt.)

Es ist mir, als sei es Sonntag. „Die weisse Gestalt" erscheint draussen auf dem Altan des „wachsenden Schlosses".

Meine Gedanken haben sich in der letzten Zeit mit dem Tod und dem Leben nach diesem beschäftigt. Las gestern Platos Timaios und Phaidon. Schreibe gegenwärtig an einer „Toteninsel". Da schildere ich das Erwachen nach dem Tode, und was dann folgt. Aber ich zögere, denn ich bin entsetzt vor dem bodenlosen Elend des blossen Lebens. Neulich verbrannte ich ein Drama; das war so aufrichtig, dass mich schauderte.

Was ich nicht begreife, ist dies: ob man das Elend verbergen und den Menschen schmeicheln soll. Ich will heiter und schön schreiben, darf aber nicht, kann nicht. Fasse es als eine schreckliche Pflicht, wahr zu sein, und das Leben ist unbeschreiblich hässlich.

Jetzt schlägt die Uhr elf; um zwölf ist die Probe.

Am selben Tag um acht Uhr abends. Ich habe die Probe des „Traumspiels" gesehen und litt unerhört. Hatte den Eindruck, dieses Werk dürfe nicht gespielt werden. Es ist vermessen und sicher eine Lästerung (?). Ich bin disharmonisch und erschreckt (unselig).

Habe kein Mittagessen bekommen; ass um sieben Uhr kaltes Essen aus dem Korb in der Küche.

Während der religiösen Grübeleien meiner letzten vierzig Tage las ich das Buch Hiob, indem ich mir allerdings sagte, ich sei kein rechtschaffener Mann. Da kam ich aber zum zweiundzwanzigsten Kapitel, in dem Eliphas von Theman den Hiob entlarvt:

„Du hast deinem Bruder ein Pfand genommen, ohne Ursache; du hast den Nackten die Kleider ausgezogen; du hast die Verschmachtenden nicht mit Wasser getränkt; und hast dem Hungrigen dein Brot versagt... Sind deine Bosheiten nicht gross gewesen, und haben deine Missetaten je ein Ende genommen?“

Da war der ganze Trost von Hiobs Buch dahin, und ich stand wieder verlassen, unschlüssig da.

Woran soll ein armer Mensch sich halten? Was soll er glauben? Kann er dafür, wenn er verkehrt denkt?

Gestern las ich Platos Timaios und Phaidon. Da erhielt ich so viel sich widersprechende Weisheit, dass ich am Abend meine Andachtsbücher fortwarf und aus vollstem Herzen (!) zu Gott betete. Was soll nun geschehen? Gott helfe mir. Amen!

Der Regisseur besuchte mich gestern abend. Wir waren beide verzagt... Die Nacht war ruhig.

Sechzehnter April.

Las die Korrektur der „Schwarzen Fahnen“, die ich 1904 schrieb. Fragte mich, ob das Buch ein Vergehen sei und nicht erscheinen dürfe. Schlug die Bibel auf und stiess auf den Propheten Jona, der zum Weissagen gezwungen wurde, auch als er sich verbarg. Das beruhigte mich.

Aber es ist ein entsetzliches Buch!

Siebzehnter April.

Heute wird das „Traumspiel“ zum erstenmal gespielt. Morgens ruhiger Schneefall. Las im Buch Hiob das letzte Kapitel: Gott straft Hiob, weil er sich vermass, sein Werk meistern zu wollen. Hiob bittet um Verzeihung, und ihm wird verziehen.

Ruhiges und graues Wetter bis um drei Uhr. Da kam G. mit einer guten Nachricht.

Abends allein zu Hause. Schlag acht Uhr klingelt es an der Tür. Ein Bote überbringt einen Lorbeerkranz mit drei Rosen und der Inschrift „Wahrheit, Licht, Befreiung“. Ich ging mit dem Kranz sofort zu Beethoven auf dem Kachelofen und legte den Kranz um den Kopf der Büste, da ich ihm so viel zu verdanken hatte, besonders jetzt die Musik zu meinem Drama.

Heute haben Kinder gespukt. Als ich heute morgen aus der Haustür kam, traf ich eine Frau, die ein kleines widerstrebendes Mädchen mit sich schleppte. Als ich heimkehrte, hatte ich ein lärmendes unartiges Kind und eine alte Frau vor mir auf der Treppe. Mir wurde so beklommen, dass ich warten wollte, bis sie verschwanden; aber es war unmöglich. Als ich an ihnen vorbei ging, sagte die Alte, indem sie dem Kind die Zähne zeigte: Klingele nicht an den Türen, du!

Als ich zur Mittagszeit mich im Schlafzimmer ausruhte, hörte ich wie ein Kind im Nachbarhaus drei Male geschlagen wurde; ich hörte das laute Geschrei, und zwar durch zwei Brandmauern hindurch.

Was bedeutet das? Ist es Antwort (aufs „Traumspiel“)? Die Menschen boshafte Kinder, welche die Behandlung verdienen, die sie erfahren?

Das „wachsende Schloß“ ist heute abend dunkel.

Um elf Uhr meldet der Fernsprecher vom Theater, dass alles gut gegangen ist.

Achtzehnter April.

Mir ist stürmisch zu Mut. Der Hass wütet gegen mich. Fand einen Stein auf der Treppe und stiess den Fuss daran.

Nach 40 Tagen Fasten und Leiden aller Art erscheinen mitten in beiden Händen tiefe Male wie von grossen Nägeln (Stigmata?). Ist es Ostern für mich? Als hätte ich Christus gekreuzigt? Ich gehe in Todesgedanken umher und erwarte eine Katastrophe.

Ich habe diese ganze Zeit mein Bier mit Wermut (Galle!) getrunken.

Während dieser quälenden 40 Tage, als ich unter anderm ausgekochtes und schmutziges Essen bekam, habe ich mit Hiob geklagt: „Wer will essen die Speise, die keinen Geschmack hat noch Salz? Oder wer mag kosten das Weisse um den Dotter?" Da wurde in Hesekiel, Kapitel vier, geantwortet: „Gerstenkuchen sollst du essen, die du vor ihren Augen auf Menschenmist backen sollst. Und der Herr sprach: Also müssen die Kinder Israel ihr unrein Brot essen unter den Heiden." Als der Prophet klagte, wurde ihm gnädig erlaubt, auf Kuhdünger zu backen. Vorbild von der Zerstörung Jerusalems.

Das war wohl damals angängig, aber ich sollte durch Leiden dahin kommen.

Die Disharmonie ist noch da, aber nicht ganz.

Dreiundzwanzigster April.

A. besuchte mich abends. Ich begann mich zu be-

klagen und wollte erzählen, dass ich so schmutziges Essen bekommen, dass ich „Gott fürs Essen nicht danken“ könne (während ich gleichzeitig einem Bettler zwei Kronen zu einem ordentlichen Mittag gegeben hatte). In diesem Augenblick fuhr ein blauer Blitz an den Fenstern vorbei, und dann rollte der Donner. Das geschah drei Male hintereinander.

Vierundzwanzigster April.

Neue Bedienung. Das Haus ist wieder in Ordnung, die Quarantäne (40 Tage) hat aufgehört.

Zehnter Mai.

Als ich heute morgen aus der Haustür heraustrete, sehe ich, wie man weit von mir entfernt auf dem Exerzierplatz mit roten und weissen Fahnen (Feldzeichen) manövriert. Ich ging näher und sah eine schwarze Flagge, die sich aber sofort in der Reihe verbarg. Ich wartete eine Weile, bekam aber die schwarze nicht wieder zu sehen. Dachte an die „Schwarzen Fahnen“, die jetzt gedruckt werden.

Sechzehnter Mai.

Las die letzte Korrektur der „Schwarzen Fahnen“. Nun bleibt mir nur noch übrig, den letzten Kelch zu leeren.

Neunundzwanzigster Mai.

Heute morgen starb N.

Die „Schwarzen Fahnen“ erscheinen heute.

Schliesse mit dem Verleger über das „Blaubuch“ ab, unter ausgezeichneten Bedingungen (und ich hatte geglaubt, es werde überhaupt nicht gedruckt werden). So beschloss ich in der Wohnung zu bleiben, die ich infolge von Armut hatte verlassen wollen.

Dreissigster Mai.

Auf dem Exerzierfeld wurde heute morgen etwas gebaut aus hellem Holz, das einem Scheiterhaufen und einer Heudieme glich. Zur Mittagszeit wurde an etwas, das einem kleinen Häuschen (Abtritt) glich, Feuer angelegt. Es brannte in heller Flamme, brannte aber nicht auf sondern blieb zurück, aber schwarz. Die gelbe Heudieme aus Holzschindeln war vom Feuer nicht berührt worden.

Noch einmal wurde das Haus angesteckt, brannte aber wieder nicht auf. Herumstehende Leute hatten rote Gegenstände in der Hand, die Kegeln glichen. Was es gewesen, weiss ich nicht. (Riet auf einen feuersicheren Stoff.) Aber ich verdolmetschte es so:

Entweder sollte ich gebrannt werden, aber nicht aufbrennen; oder der alte Abtritt konnte zwar angebrannt, aber nicht verzehrt werden. Ich fasste es als einen Scheiterhaufen auf, der für mich errichtet war. (Später als etwas, das verbrannt werden sollte; denn am Abend war nur ein Aschenhaufen übrig.)

Wenn es wirklich ein Versuch mit feuerfesten Farben oder einer Imprägnierungsflüssigkeit war, so wurde es für mich eine symbolische Szene. In solchen wirklichen Bildern erhalte ich meine Mahnungen und Warnungen.

Zwanzigster August.

Ich las heute abend Korrektur des „Blaubuchs". Dann wurde es kohlschwarz von dunkeln Wolken, die sich auftürmten. Ein Gewitterregen fiel; darauf klärte es sich auf und ein grosser Regenbogen stand rings um — die Kirche, die von der Sonne beleuchtet wurde. Über dem „wachsenden Schloss" waren Wolken mit Schlössern, Burgen, Tempeln zu sehen.

Zweiundzwanzigster August.

Ich lese jetzt die Korrektur des „Blaubuchs", und mir ist, als sei damit meine Mission im Leben zu Ende. Ich habe alles sagen dürfen, was ich zu sagen hatte.

Träumte, ich sei in dem Heim meiner Kindheit am Sabbatsberg; sah, dass der grösste Teich vertrocknet war. Dieser Teich war den Kindern immer gefährlich gewesen, weil die Ufer aus Morast bestanden; auch war der stinkende Teich voller Frösche, Igel und Eidechsen. Jetzt im Traum ging ich auf dem trocknen Boden umher und war erstaunt, dass er so rein war. Dachte: nun ist es aus mit dem Froschsumpf, nachdem ich mit den „Schwarzen Fahnen" gebrochen habe.

Erster September.

Las den letzten Bogen des „Blaubuchs".

Zweiter September.

Traf die Strassenbahn 365, die ich nicht gesehen,

seit ich das „Blaubuch“ zu schreiben anfing: 15. Juni 1906.

Zwölfter September.

Das „Blaubuch“ erscheint heute. Es ist der erste wolkenfreie Tag im Sommer. Träumte, ich befände mich in einem Steinbruch und könne weder hinauf noch hinunter kommen. Ich dachte ganz ruhig; Muss wohl um Hilfe rufen.

In den letzten Tagen hat man in der Stadt Nachtigallpfeifen verkauft. Jetzt eben wird eine unten auf der Strasse geblasen.

Heute morgen traf ich einen grossen festlich gekleideten Volksstrom, ohne daß ich weiss, woher er kam. „Die weisse Gestalt“ erscheint heute auf dem „Schloss“ nach sehr langer Abwesenheit.

Der Abreisskalender sagt heute auf deutsch: Was sich soll klären, das muss erst gären.

Ich brachte Blumen, die ich kaufte, mit nach Haus. Man spielt schön, festlich unter mir, schon um zehn Uhr vormittags. Jetzt kommt die Schuljugend unten auf dem Exerzierfeld, unter Waffen, mit Fahnen und Musik.

Heute bekam ich neue Kleider, die passen. Die alten hatten mich in den letzten Tagen bis zur Marter gespannt.

Mein Töchterchen besuchte mich. Ich fuhr sie in einer Kalesche wieder nach Haus.

Am Abend eine grosse erfreuliche Neuigkeit. Auch kam A. und spielte mir Beethoven vor. Ein schönes Nordlicht stand über dem „Schloss“.

Vierzehnter September.

Den ganzen Tag klar. Gegen Abend aber, um fünf Uhr fünfundvierzig, bedeckte sich der Himmel mit den schrecklichsten Wolken, schwarzen Profilen, schräg hängenden Soffitten gleich. Darauf wurden diese von einem Gewitter aufs Meer hinausgejagt.

Heute abend wird meine „Kronbraut“ gespielt.

Zwanzigster September.

Träumte in der Nacht, ein schwarzer Hund springe mir auf die Schulter; ein weisser Hund sass auf der Erde. Als ich am Morgen das Fenster öffnete, sah ich zwei Hunde, einen weissen und einen schwarzen, die sich um ein Tauende zankten. Das zu deuten war nicht schwer!

So war denn das „Blaubuch“ erschienen. Es sah gut aus, in seinem blau und roten Äussern. Es glich sehr meinem ersten Buch, dem „Roten Zimmer“; war aber doch so verschieden von dem, wie rot verschieden von blau ist. Im ersten musste ich wie Jeremias „aufreissen, niederbrechen, vernichten, verderben“; aber in diesem Buch durfte ich „aufbauen und pflanzen“. Und ich will mit diesem Lobgesang Hiskias schliessen:

„Ich dachte:
In meinen besten Tagen gehe ich von hinnen
ein durch des Totenreiches Pforten,
da ich gedachte noch länger zu leben...
Meine Zeit ist dahin und von mir weggetan
wie eines Hirten Hütte.
Ich habe mein Leben zu Ende gewebt

wie ein Weber sein Gewebe,
und werde nun abgeschnitten vom Baum.
Ehe der Tag in Nacht übergeht,
bist du fertig mit mir...
Ich klagte wie eine Schwalbe
und girrte wie eine Taube.
Meine Augen wollten mir brechen:
Herr, ich leide Not, lindre sie mir!
Was soll ich sagen?
Er hats mir zugesagt und hats auch getan...
Zu meinem Heil kam diese Betrübnis über mich...
Du hast dich meiner Liebe herzlich angenommen,
dass sie nicht verdürbe...
Allein, die da leben, loben dich,
wie ich jetzt tue.
Der Vater wird dem Kinde deine Treue kundtun.

In den Tagen, als die „Schwarzen Fahnen“ erscheinen sollten, kam ich in eine Buchhandlung. Beim ersten Blick auf den Ladentisch fand ich ein Heft der „Kleinen Theosophischen Schriften“ des Vereins Orion (Zehntes Heft des Jahres 1906). Ich nahm die Schrift mit nach Haus. Darin fand ich zuerst ein wunderbares Gedicht von Georg Ljungström, genannt „Alpha Omega“. Dann las ich die Mitteilungen von der Astralwelt, die derselbe G. L. gab. Unter anderm stand darin dieses (das ich kürze):

„Unter der Fläche des südlichen Polarkontinents haben die Schwarzmagier sich ein unerhörtes Reich erbaut... Einige Millionen der am tiefsten gesunkenen Menschenseelen bewohnen dieses Reich und leiden eine ganz unerträgliche Unterdrückung durch die Grossfürsten der Schwarzmagie, die dort herrschen. Da ist eine Regierung, die Ordnung und Sitte mit grösserem Nachdruck als in irgend einem andern Reich

aufrecht erhält. Aber die Verbrecher, die in diesem Reich das Böse verkörpern, entkommen damit nicht dem Gesetz des Guten. Zwei Wege stehen ihnen dort offen: der Weg des Guten und der Weg des Bösen. Könnten sie nur die Liebe zu einem Wesen begreifen, wären sie gerettet. Denn die Vorsehung hat es so weise angeordnet, dass in diesem Wohnsitz der Strafe die Liebe lockender wird, als auf der Erde, wenn das möglich ist; gerade weil es ihr dort viel schwerer ist, zum Ausdruck zu kommen."

„Es ist nämlich ein Gesetz für die Schwarzmagier, sowohl hohe wie niedrige, dass sie ganz wesentlich ihr Schicksal (Karma) aufschieben können, wenn sie sich nur hüten, dem, den sie lieben, einen einzigen unselbstsüchtigen Liebesdienst zu leisten. Tun sie das, werden sie augenblicklich ein Raub der andern Schwarzmagier. Solch ein zufälliger Augenblick der Willensschwäche im Dienst des Guten liefert sie ihrem strafenden Karma aus. Sie sind darum sichtbar ängstlich, auf diese Weise zu schwanken. Trotz allen drohenden Folgen geben sie schliesslich nach. Dann werden sie unmittelbar von der Hand des Karmas getroffen, für alles Böse, was sie verübt haben; sind aber von nun an vom geistigen Tod gerettet.

„Wenn ein Bewohner dieses Reiches des Bösen eine gute Handlung ausführt, verliert er sofort allen Schutz und Halt. Wenn solch ein bekehrter Schwarzmagier Mensch wird, tritt er sehr oft wie ein guter und kluger Mensch auf, dessen Güte von einer besonders lebhaft tätigen Natur ist. Er hat ja so viele Träume dieser Art auf Lager, denen er bisher keinen Ausdruck zu geben gewagt. Viele Heiligen des Mittelalters waren gerade solche eben bekehrte Schwarzmagier aus der Folterwelt der Tiefe. Das erklärt ihren festen Glauben

an eine Hölle und ihre grosse Fähigkeit, deren Schrekken zu schildern. Sie haben sie in frischer Erinnerung."

Das war ja meine Lage, als ich im Begriff stand, mit den Schwarzmagiern (Schwarzen Fahnen) zu brechen. Ich sah voraus, was mich erwartete. Aber ich befahl meine Seele in Gottes Hand und ging vorwärts. Als Motto auf das folgende Buch setzte ich auch: „Wer vom Bösen weichet, der muss jedermanns Raub sein."

Das Eigentümliche aber ist: von diesem Augenblick an begann sich mein eigentliches Karma zu vollenden. Ich war geschützt, es ging mir gut, ich fand bessere Freunde als die, welche ich verloren. Nun möchte ich alle meine früheren regelmässigen Misserfolge dem Umstande zuschreiben, dass ich den Schwarzen diente. Es war kein Segen mit ihnen!

DAS DREIZEHNTE AXIOM

Euklids zwölftes Axiom lautet bekanntlich: Wenn eine gerade Linie zwei andere gerade Linien so trifft, daß die Innenwinkel auf derselben Seite zusammen weniger als zwei Rechte betragen, so treffen sich diese beiden Linien, wenn sie ins Unendliche verlängert werden, auf der Seite, auf der sich diese Winkel befinden, die zusammen kleiner als zwei Rechte sind.

Wenn das ein selbstverständlicher Satz ist, der weder bewiesen werden kann noch bewiesen zu werden braucht, um wieviel klarer ist da nicht das Axiom vom Dasein Gottes?

Wer ein Axiom zu beweisen sucht, verliert sich in Unsinn; darum sollen wir nie versuchen, das Dasein Gottes zu beweisen.

Wer das Selbstverständliche in einem Axiom nicht begreifen kann, gehört zu den Menschenkindern, denen das Begreifen schwer fällt. Diese Unbegabten soll man beklagen, aber nicht strafen.

Will man nun eine Definition von Gott geben, so sagt man zuerst: Er ist allmächtig. Daraus folgt, daß er die Gesetze aufheben kann, die er gegeben hat. Da wir aber nicht alle seine Gesetze kennen, wissen wir nicht, wann er ein für uns unbekanntes Gesetz anwendet oder ein für uns bekanntes aufhebt.

Was wir Wunder nennen, kann also nach strengen Gesetzen zustande kommen, die wir nicht kennen. Wir müssen darum ungewöhnlichen oder unerklärlichen Ereignissen gegenüber zusehen, daß wir keine Fehlschlüsse machen. Die ziehen uns das Lächeln und die Geringschätzung der Mitmenschen zu, denen das Begreifen leicht wird.

DER BOHNEN BAUERNVERSTAND

Der Müller dreht seine Mühle und der Schiffer schotet seine Segel nach der Stärke und Richtung des Windes. Sie sehen den Wind nicht, aber sie glauben an dessen Dasein, da sie seine Wirkungen beobachten. Das sind kluge Leute, die ihren Verstand benutzen.

Der Verstand (ratio) oder Bauernverstand ist eine ausgezeichnete Gabe, das Sinnliche zu begreifen, auch wenn es unsichtbar ist. Die Vernunft (Intellekt) ist eine feinere Gabe, mit der man das Unsinnliche begreifen kann. Wenn aber die Rationalisten die höchsten Dinge mit ihrem Bauernverstand begreifen wollen, dann sehen sie das Licht als dunkel, das Gute als böse, das Ewige als zeitlich. Mit einem Wort, sie sehen verkehrt, denn sie sehen natürlich.

Ebenso unentbehrlich wie der Bauernverstand ist, wenn man auf den Markt geht, mit Kaffee und Zucker handelt oder Schuldscheine ausstellt; ebenso notwendig ist die Vernunft, wenn man sich dem Übernatürlichen nähern will.

Voltaire und Heine werden zu den größten Rationalisten gerechnet, weil sie in geistigen Dingen mit dem Bauernverstand urteilten. Ihre Philosopheme sind deshalb interessant, aber wertlos. Und das Interessanteste bei diesen Männern ist, daß sie ihre Irrtümer entdeckten, sich bankerott erklärten und schließlich ihre Vernunft benutzten. Da aber konnten die Bohnen ihnen nicht mehr folgen.

Die Bohnen sind ein klassischer Name für die Philister, die Dagon oder den Fischgott und Beelzebub oder den Dungherrn verehrten.

DER WIEDEHOPF oder EIN UNGEWÖHNLICHER FALL

Johannes befand sich einmal auf einer Wanderung und kam an einen Wald. In einem alten Baum fand er ein Vogelnest mit sieben Eiern, die den Eiern der Turmschwalbe glichen. Aber dieser Vogel legt nur drei Eier, also war es nicht sein Nest. Da Johannes ein großer Eierkenner war, sah er bald, daß es die Eier des Wiedehopfes waren. Er sagte sich also: der Wiedehopf muß hier in der Nähe sein, wenn die Bücher auch behaupten, er komme hier nicht vor.

Nach einer Weile hörte er ganz richtig die berühmten upp, upp, upp des Wiedehopfes. Da wußte er, daß der Vogel da war. Er versteckte sich hinter einem Stein, und bald erblickte er den gesprenkelten Vogel mit seinem gelben Kamm.

Als Johannes nach drei Tagen heimkehrte, erzählte er seinem Lehrer, daß er den Wiedehopf auf der Insel gesehen habe. Der Lehrer glaubte es nicht, sondern verlangte Beweis.

— Beweis? Meinst du zwei Zeugen?

— Ja!

— Gut, ich habe zweimal zwei Zeugen, und die stimmen überein: meine beiden Ohren hörten ihn, und meine beiden Augen sahen ihn.

— Mag sein. Aber *ich* habe ihn nicht gesehen, antwortete der Lehrer.

Johannes bekam den Namen Lügner, weil er nicht beweisen konnte, daß er den Wiedehopf an der und der Stelle gesehen hatte. Aber es war doch eine Tatsache, daß der Wiedehopf dort vorkam, wenn es auch für diese Gegend ein ungewöhnlicher Fall war.

SCHLECHTE VERDAUUNG

Wenn man mehrere große Zahlen addiert, so ist man es sich schuldig, die Richtigkeit der Rechnung zu bezweifeln. Um die Probe zu machen, pflegt man noch einmal zu addieren, aber von unten nach oben.

Das ist gesunder Zweifel.

Es gibt aber einen ungesunden Zweifel. Der besteht darin, daß man alles leugnet, was man nicht selber gesehen und gehört hat. Seine Mitmenschen als Lügner behandeln, ist nicht human und vermindert in bedenklichem Maße unser Wissen.

Es gibt einen kranken Zweifel, der an schlechten Magen erinnert: alles wird verschlungen, aber nichts behalten; alles aufgenommen aber nichts verarbeitet. Daraus folgt Abmagerung, Entkräftung, Schwindsucht und vorzeitiger Tod.

Johannes Damascenus hatte mehrere Jahre gesunden Zweifels durchgemacht, indem er durch systematisches Leugnen die Glaubenswahrheiten prüfte. Als er aber durch Gegenrechnung, die kleinste Quadratwurzel, das Genügen der Werte sicher geworden war, glaubte er. Seitdem konnten weder Menschenfurcht, Gewinn, Geringschätzung noch Drohung ihn veranlassen, seinen teuer erworbenen Glauben zu verleugnen.

Und darin hatte er recht.

DAS LIED DER SÄGER

Als Damascenus in Qualheim wanderte, kam er an eine Sägemühle, in der ein oberschlächtiges Rad leer ging. Aber draußen am Rand des Flüßchens saßen zwei Männer und sägten mit einer Säge eine Stahlschiene. Das Sägen begleiteten sie mit einem zweistimmigen Gesang in Prosa, der einem Kneipengezänk glich.

— Wovon singt ihr? fragte Damascenus.

— Von Glauben und Wissen, antwortete der eine. Und dann begannen sie wieder:

— Was ich weiß, das glaube ich: also fällt Wissen unter Glauben, und der Glaube steht darüber.

— Was weißt du denn? Was du mit deinem Auge gesehen hast.

— Mein Auge sieht nichts von selbst; wenn du es heraus nimmst und hierhin legst, so sieht es nichts. Also ist es mein inneres Auge, das sieht.

— Kann ich denn dein inneres Auge sehen?

— Das ist nicht zu sehen! Aber mit dem, das nicht zu sehen ist, siehst du. Also mußt du an das Unsichtbare glauben! Jetzt weißt du's!

— Ja ja ja, aber aber aber ... Hast du Gott gesehen?

— Ja, mit meinem inneren Auge! Darum glaube ich an ihn. Aber du brauchst ihn nicht gesehen zu haben, damit ich an ihn glaube!

— Aber das Wissen ist das Höchste.

— Jawohl, aber der Glaube ist das Allerhöchste.

— Weißt du, was du glaubst?

— Ja, trotzdem du es nicht weißt.

— Beweise es!

— Mit zwei übereinstimmenden Zeugen? Ich will allein hier im Lande zwei Millionen Zeugen zusammen bringen. Das muß doch voller Beweis für dich sein.

— Aber aber aber aber ...

Und so weiter.

AL MANSSUR IN DER TURNHALLE

Damascenus kam in eine große Turnhalle. Zuerst hielt er sie für leer. Aber bald merkte er: an den Wänden standen Menschen, den Rücken in den Saal gewandt, so daß man nur Perücken und rote Ohren sah. — Warum stehen sie und sehen die Wand an? Und warum haben sie so rote Ohren? fragte er seinen Lehrer. — Sie schämen sich, antwortete der Lehrer. Im Leben galten sie für die größten Witzköpfe; nun aber haben sie ihre Dummheit entdeckt. — Was ist dumm? — Dumm ist erstens, wer sich unpraktisch benimmt. Diese haben ihr ganzes Leben geturnt, aber niemals die Kräfte benutzt, die sie sich erworben haben. Dumm ist ferner der, dem es schwer fällt, einfache Dinge zu begreifen, selbstverständliche Dinge oder Axiome, zum Beispiel das Axiom vom Dasein Gottes. Dumm ist auch, wer einen logischen Beweis nicht begreifen kann; wer für gute Gründe unzugänglich ist, keine richtigen Schlußfolgerungen ziehen kann. Die Höhe der Dummheit aber ist, eine tatsächliche Aufklärung nicht aufnehmen zu können. Als die Apostel Thomas darüber aufklärten, Christus, Gottes Sohn, sei von den Toten auferstanden, vermochte er nicht die Neuigkeit aufzunehmen, weil sie über seinen Horizont ging. Einen solchen Menschen pflegt ihr dickköpfig zu nennen, nicht wahr? — Damascenus antwortete nicht, sondern bekam rote Ohren, denn er sah hinten am Sprungbrett einen Mann, den er an seinem breiten Nacken und kleinen Ohren zu erkennen glaubte. — Wonach siehst du? fragte der Lehrer. — Wer ist der Mann dort? — Er war oder hieß Al Manssur, der Siegreiche, weil er alle Schlachten verlor außer einer: die über sich selber. Von den Griechen wird er Chrysoroas genannt, das ist Goldstrom; aber die Römer sagten Johannes von Damaskus.

DIE NACHTIGALL IM WEINBERG

Johannes ging mit dem Lehrer durch den Weinberg, als gerade die Reben blühten und ihren lieblichen feinen Duft, der dem des Resedas gleicht, verbreiteten. — Merkst du den Wohlgeruch? fragte der Lehrer. — O ja, das ist der Wein! — Kannst du den Duft sehen? — Nein, der ist unsichtbar. — Dann kannst du an das Unsichtbare sowohl glauben wie es genießen. Du bist also auf dem Wege!

Eine Nachtigall saß in einem Granatbaum und sang. — Kannst du ihre Töne sehen? fragte der Lehrer. — Allerdings nicht, — aber du erfreust dich daran! Auf dieselbe Weise erfreue ich mich des unsichtbaren Gottes durch seine Art, sich zu offenbaren: in Schönheit, Güte, Gerechtigkeit. Glaubst du, Gott kann sich nicht offenbaren, wie die Nachtigall, in unsichtbaren, aber vernehmlichen Tönen? — Doch gewiß! — Dann glaubst du auch an Offenbarungen? — Das muß ich denn wohl. — Du glaubst, daß Gott ein Geist ist? — Jawohl! — Dann glaubst du an Geister? — Das ist ein Fehlschluß! Ich glaube an einen Geist. — Haben nicht die Menschen Geister oder Seelen in den Körpern? — Allerdings! — Also glaubst du an Geister, das heißt an das Dasein von Geistern? — Du hast recht! Ich glaube an Geister. — Vergiß das nicht, wenn man dich das nächste Mal fragt! Und sei nicht furchtsam, wenn der Dungherr kommt und dir mit dem Verlust von Brot, Ehre, Gattin und Kind droht!

EUKLID ZWÖLF SIEBEN.

Johannes fragte:

— Kannst du Dasein und Möglichkeit der Dreieinigkeit beweisen?

Der Lehrer antwortete:

— Kannst du Mathematik?

— Sehr wenig!

— Dann wird es dir schwer fallen, meinen Beweis in dich aufzunehmen. Aber wenn du willst, will ich's dir beweisen: „Jedes Prisma, das eine dreieckige Basis hat, kann in drei Pyramiden geteilt werden, die unternander gleich groß sind und dreieckige Basen haben."

— Bemühe dich nicht! Ich kann deinem Beweis nicht folgen.

— Gut, dann werde ich das Problem vereinfachen. Du willst bezweifeln, daß drei eins sein kann? Nun, drei Drittel sind doch gleich einem, nicht wahr?

— Ja, allerdings!

— Nun?

— Du hast recht!

— Nein, das habe ich nicht! Und jetzt sollst du sehen, wie leicht du dich hast zum Narren halten lassen. Wenn du nämlich drei Drittel von verschiedenen Größen nimmst, so wird es kein Ganzes. Ferner sollst du sehen, wie schwach die Mathematik als Beweismittel ist. Wieviel ist 50 Maß und 50 Maß?

— Das sind hundert Maß.

— Jedoch nicht immer, denn 50 Maß Wasser und 50 Maß Schwefelsäure geben 97 Maß statt 100. Also kann 50 und 50 zuweilen 97 werden. Vielleicht brauchen wir eine höhere Mathematik, um die Dreieinigkeit zu beweisen?

Der Lehrer fuhr fort:

— Vielleicht ist die Dreieinigkeit so einfach, daß wir sie damit beweisen: drei Drittel von einem und demselben sind gleich einem Ganzen von einem und demselben. Oder es ist vielleicht ein Axiom, das nicht bewiesen werden kann.

— Nein, selbstverständlich ist es nicht.

— Nicht für mich, willst du sagen. Aber glaubst du, daß ein Prisma mit dreieckiger Basis in drei Pyramiden geteilt werden kann, die unter sich gleich groß sind?

— Das glaube ich, weil Euklid es bewiesen hat.

— Das nennt man Autoritätsglaube! Siehst du! Siehst du! Aber — auf einer anderen Ebene: in einer rechten Ehe sind Mann und Weib eins; und wenn das Kind hinzu kommt, sind die drei eins.

Das finden wir klar! Nicht wahr?

DAS WUNDER DER WIESENKNARRE

Der Lehrer ging eines Sommerabends mit Johannes durch die Kleefelder. Da hörten sie einen Laut, der wie crex, crex klang. — Was ist das? fragte der Lehrer. — Das ist die Wiesenknarre natürlich. — Hast du die Wiesenknarre gesehen? — Nein. — Kennst du einen Menschen, der sie gesehen hat? — Nein. — Wie weißt du es denn, daß sie es ist? — Man sagt es allgemein! — Siehst du! Wenn ich nun einen Stein werfe, fliegt sie dann auf? — Nein, denn sie kann nicht fliegen, oder fliegt sehr schlecht. — Sie fliegt aber im Herbst immer nach Italien! Wie geht das zu? — Das weiß ich nicht. — Was sagen die Zoologen? — Nichts. — Glauben sie, daß sie über den Öresund fliegt, durch Deutschland läuft, über die Alpen oder durch den Gotthardtunnel wandert? — Sie sagen nichts. — Nun: Brehm rechnet ein paar Lerchen auf jeden Morgen Feld und Wiese; wenn wir ein Paar Wiesenknarren auf jeden Hektar rechnen, so besitzt unser Land fünf Millionen Wiesenknarren, und zwar im Frühling. Wenn das Weibchen nun sieben bis zwölf Eier im Sommer legt, so sind im Herbst in unserem Land fünfunddreißig Millionen Wiesenknarren. Sollte man die nicht sehen, wenn sie über den Öresund fliegen? — Kann es nicht erklären! — Ein schlechter Flieger kann nicht über den Öresund fliegen. Ist es möglich, daß er um den Bottnischen Meerbusen läuft! — Nein, denn er hat Flüsse zu überschreiten, und man würde den Zug sehen wie den der Lemminge. Übrigens hat England siebzig Millionen Wiesenknarren jeden Herbst und die können nicht über Land gehen. — Geschieht also ein Wunder? — Was ist Wunder? — Was man nicht erklären kann, aber kein Recht zu leugnen hat. — Dann ist der Zug der Wiesenknarren ein Wunder, muß nach unbekannten Naturgesetzen geschehen, oder übernatürlich sein.

KOROLLARIEN.

Der Lehrer sprach:

„Die Biene ist ein kleines Vögelchen, gibt aber eine über die Maßen süße Frucht." Die Wiesenknarre ist kein großer Vogel, klärte uns aber darüber auf, daß die alltäglichsten Naturereignisse noch nicht mit bekannten Naturgesetzen erklärt werden können, also vorläufig noch für übernatürlich angesehen und im übrigen auf gut Glauben hingenommen werden müssen.

Du hast niemals die Wiesenknarre auf Feld oder Wiese gesehen, glaubst aber, daß sie da ist. Käme nun ein Jäger, der den Vogel geschossen, dann würdest du eher überzeugt sein, daß der Vogel in der Gegend vorkommt. Wenn auch der Jäger ein Lügner ist.

Aber damit ist nicht der Herbstzug der Wiesenknarre erklärt: daß Millionen unflügge Vögel nicht über große Gewässer fliegen, noch über die Gletscher der Alpen wandern können.

Da dies nicht auf natürliche Art erklärt werden kann, so ist es übernatürlich. Damit haben wir zugegeben, daß wir zuweilen an das Übernatürliche oder an Wunder glauben.

Die Korollarien aus diesem bewiesenen Lehrsatz kannst du selber ziehen, wenn du noch die Fähigkeit besitzest, Schlüsse zu ziehen.

SCHEINBILDER, DIE WIRKLICH WERDEN

Der Lehrer fragte:

— Kann man ein Scheinbild sehen?

— Was ist ein Scheinbild?

— Es gibt doch in der Optik reelle oder wirkliche Bilder, die auf einen Schirm aufgefangen werden können. Das Bild des ebenen Spiegels kann nicht auf einen Schirm aufgefangen werden, ist darum virtuell oder ein Scheinbild. Kannst du dein Bild in einem ebenen Spiegel sehen?

— Jawohl!

— Dann kannst du ein Scheinbild oder ein unwirkliches Bild sehen. Das Auge ist also ein gutes Instrument, das das Unwirkliche wirklich machen kann. Man könnte also versucht sein, an Gespenster zu glauben.

— Was sind Gespenster?

— Das sind wohl Scheinbilder oder unwirkliche Bilder, die das Auge in gewissen Entfernungen auffassen kann. Große, glaubwürdige Männer wie Luther, Swedenborg, Goethe haben Gespenster gesehen.

— Goethe?

— Ja, im elften Buch „Aus meinem Leben" erzählt er, wie er sich selber auf einer Landstraße daher kommen sah: „Ich sah nämlich nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes", fügt er hinzu. Hältst du Goethe für glaubwürdig?

— Jawohl!

— Nun sieht man so etwas ja nicht alle Tage, ebensowenig wie man den Wiedehopf alle Tage sieht. Aber deshalb hat man kein Recht, es zu bezweifeln.

— Wie entsteht das Bild im ebenen Spiegel?

— Das weiß ich nicht! Das Buch zieht einige Linien und sagt a+b+c, aber das ist keine Erklärung. Nur für die Bohnen, denen man alles eintrichtern kann.

CREX, CREX!

Der Schüler fragte: — Was ist Zufall?

— Das soll etwas Zufälliges, Unregelmäßiges, Unlogisches im Auftreten eines Ereignisses sein. Aber das Wort wird so oft von denen mißbraucht, die sehen aber nicht begreifen. Wenn du also nach einer schlechten Handlung von regelmäßigem Mißgeschick verfolgt wirst, so ist das doch kein Zufall. Erstens weil das Mißgeschick regelmäßig auftritt, der Zufall aber unregelmäßig ist. Zweitens weil auf die schlechte Handlung logisch ihre Strafe folgt, und der Zufall ja unlogisch ist. Es ist also etwas anderes.

— Ja, es muß so sein! Aber wie geht es zu, wenn ich in allen meinen Unternehmungen Unglück habe; auf den Straßen nur Feinde treffe; in allen Läden betrogen werde; auf dem Markt die schlechtesten Eßwaren bekomme; nur Bosheiten in der Zeitung lese; gute Briefe nicht erhalte, obwohl sie auf die Post gegeben sind; zu spät zum Zug komme; die letzte Droschke vor meiner Nase besetzen sehe; das einzige Selbstmordzimmer des Hotels bekomme; den nicht treffe, den ich auf einer besonderen Reise habe aufsuchen wollen; das Geld mir gleichsam aus der Hand reißen lasse; in einer fremden Stadt sitzen bleibe, aus der alle meine Bekannten fortgereist sind? Wenn ich schließlich ohne Essen bin und in den Fluß gehen will, finde ich ein Markstück auf der Straße. Das kann nicht Zufall sein? Was ist es denn?

— Es ist etwas anderes, aber wie es zugeht, können wir nicht wissen, da wir so wenig von den alltäglichsten Erscheinungen wissen.

— Ach, Geschwätz!

— Crex, crex!

— Das ist die Wiesenknarre?

— Ja, das ist sie!

LOKALBATTERIE UND ERDLEITUNG

Der Schüler stellte sich unwissend und fragte:

— Was ist Religion?

— Wenn du das nicht aus Erfahrung oder Instruktion weißt, so kann ich nicht darüber aufklären; dann ist es für dich eine Torheit. Weißt du es aber im voraus, so kannst du meine Erklärungen, die Legion sind, in dich aufnehmen. Religion ist Verbindung mit der Stromquelle oder der Hauptstation. Um aber ein Gespräch führen zu können, muß man Erdleitung haben.

— Was ist das?

— Das ist Ableitung des überflüssigen Irdischen nach der Erde. Wenn man nun in der Technik weiter kommt, lernt man ohne Draht sprechen. Dazu sind aber starke Ströme nötig, reines Material und klare Luft. Die Lokalbatterie heißt Glaube; ist nicht bloß ein Fürwahrhalten, sondern ein Empfangsapparat und ein Stromwecker. Ohne an die Möglichkeit eines Unternehmers zu glauben, gehst du nicht ans Werk; bekommst folglich keine Energie. Mit Glauben und gutem Willen wird alles möglich.

— Aber der Glaube ist doch eine Gabe?

— Jawohl, aber wenn du aus Hochmut oder Störrigkeit dich weigerst sie anzunehmen, so wird keine Gabe daraus. Ist das klar?

UNGEBÜHRLICHE FRAGEN OHNE ANTWORT

Der Schüler fragte:

— Wenn Gott einer ist, warum gibt es mehrere Religionen?

— Da Gott ein Axiom ist, mußt du sagen: Da Gott einer ist, warum gibt es mehrere Religionen? Antwort: Das weiß ich nicht! Und streng genommen, das geht mich nichts an. In der Hauptsache stimmen doch alle überein: daß es einen Gott gibt, und daß die Seele unsterblich ist.

— Wenn die Seele unsterblich ist: wie kann es Menschen geben, die ihre Seelen als sterblich fühlen und von ihrem einzigen Leben sprechen?

— Sie können verkehrt fühlen, wie der, welcher eine Schlange im Magen zu haben glaubt. Sie haben vielleicht psychischen Selbstmord begangen. Sie finden es vielleicht geckenhaft. Oder ihr Seelenkomplex ist wirklich so elementar, daß er begraben und aufgelöst werden kann. Wenn das der Fall ist, kann man ja mit ihnen nicht disputieren, weil sie recht haben, was sie betrifft. Entweder ist der Fall abnorm oder ihre Wahrnehmung ist pervers. Ich kann nicht entscheiden, was von beiden. Ich möchte die Frage zu den unlösbaren schieben, oder den bisher nicht gelösten, oder den ungebührlichen Fragen.

ABERGLAUBE UND KEIN ABERGLAUBE

Der Schüler fragte:

— Was ist Aberglaube?

— Das weiß ich nicht! Aber eine unfruchtbare Intelligenz nennt die höchsten Axiome so: Gott, das Leben nach diesem, die immanente Gerechtigkeit. Die gläubige fruchtbare Intelligenz dagegen nennt es Aberglaube, wenn eine Ungläubiger einem Eichhörnchen ausweicht, oder von einer alten Frau ausspuckt, oder nicht am dreizehnten zu reisen wagt oder faucht, wenn man ihm Glück wünscht.

— Was ist Zauberei?

— Wenn böse Menschen ihre seelischen Kräfte auf schwächere Geister mißbrauchen; ihnen das Gesicht blenden oder sie aus der Entfernung quälen und so weiter. Das hast du alles auf hypnotischen Sitzungen gesehen. Da wird zum Beispiel dem Medium das Gesicht so verdreht, daß es eine rohe Kartoffel für einen Apfel hält.

— Sollte es also Hexen geben?

— Ja, gewiß gibt es die. Ein häßliches und böses Weib, das einem Mann die Augen so blendet, daß er in ihr das Schönste und Beste sieht, ist eine Hexe.

— Soll man die auch verbrennen?

— Nein, denn sie verbrennt sich selber durch ihre Bosheit, wenn sie nämlich einen guten Menschen trifft, der mit Liebe zu Gott gepanzert ist. Dann prallen die Kugeln der Hexe zurück und treffen sie selbst. Aber von so etwas muß man nicht sprechen, wer Teer anfaßt, wird schmierig.

SOKRATES MIT DEM HAHN

Der Schüler fragte:

— Welche Religion ist die beste?

— Jedes Landes Religion ist die beste für die Einwohner des Landes. Warum, weiß ich nicht. Aber es ist ein großer Vorteil für den Bestand des Staates, daß das Bekenntnis gleichartig ist. Sokrates selber opferte den Göttern des Staates, wenn er auch eine andere Bedeutung sowohl in die Götter wie das Opfer legte. Dieses Zugeständnis machte er dem allgemeinen Besten, das er über sein eigenes Beste stellte. Das nannte man Bürgertugend.

— Glaubte er, daß der Hahn, den er dem Äskulap opferte, in einen dem Gott angenehmen Weihrauch verwandelt werden könne?

Er glaubte, das geopferte Tier werde in die Gabe des Frommen verwandelt werden. In seinem demütigen Sinn erkannte er, wie hilflos das Menschenkind dem Schicksal gegenüber ist und wie recht es hat, sich zu unterwerfen.

— Sokrates war ein frommer Mann: warum ließen denn die Götter ihn den Giftbecher leeren?

— Verwegener: willst du, ich soll den Willen der Götter zu deuten wagen? Doch: der Tod war für ihn der Anfang zu einem neuen Leben! Er ging ja fröhlich von hinnen.

— Wurde er deshalb der Weiseste genannt?

— Nein, sondern weil er einsah, daß er nichts wisse und deshalb zudringliche und ungebührliche Fragen unbeantwortet ließ.

DURCH GLAUBEN ZUM WISSEN

Der Schüler fragte:

— Wie soll ich wissen, daß ich richtig glaube?

— Das will ich dich lehren. Stell dich dem regelrechten Leugnen deines Bauernverstandes zweifelnd gegenüber. Geh aus deiner Person heraus, wenn du die Kraft dazu hast, und stell dich auf den Standpunkt des Gläubigen. Tue so, als glaubest du, und prüfe dann den Glauben, ob er mit deinen Erfahrungen stimmt. Stimmt er, ja, dann hast du an Weisheit gewonnen, und niemand kann deinen Glauben erschüttern. Als ich das erste Mal Swedenborgs „Himmlische Geheimnisse" in die Hand bekam und in den zehntausend Seiten blätterte, schien mir alles Unsinn zu sein. Darüber wunderte ich mich jedoch, da der Mann so außerordentlich gelehrt in allen Naturwissenschaften wie in Mathematik, Philosophie, Volkswirtschaft war. Und in diesen scheinbaren Torheiten waren einige Einzelheiten, die mir im Gedächtnis haften blieben. Im Alltagsleben geschah mir einige Zeit später etwas Unerklärliches. Das erhielt aber seine Beleuchtung durch ein Erlebnis, das Swedenborg zu den von ihm so genannten Himmel und zu dem von ihm so genannten Engeln verlegt. Damals fing ich an zu forschen und zu vergleichen, Versuche zu machen und Lösungen zu finden. Ich komme zu dem Schluß, daß Swedenborg Erlebnisse gehabt hat, die denen im Erdenleben gleichen, aber nicht dieselben sind. Dies führt er in seiner Korrespondenzlehre aus: der Lehre von den Übereinstimmungen. Die Theosophen haben sie so gedeutet: Parallel mit dem Erdenleben führen wir ein Doppelleben auf der Astralebene, aber unbewußt.

DAS VERZAUBERTE ZIMMER

Der Schüler wurde neugierig und fragte:

— Wie gingen dir die Augen über Swedenborg auf?

— Das ist schwer zu sagen, aber ich will es versuchen. In meiner einsamen Wohnung gab es ein Zimmer, das ich für das schönste in der Welt hielt. Es war von Anfang an nicht so schön gewesen, aber darin hatte sich Großes, Bedeutendes ereignet. Ein Kind war dort geboren worden, ein Mensch war dort gestorben. Schließlich möblierte ich es um in einen Tempel der Erinnerung, und ich zeigte es niemals einem Menschen.

Eines Tages aber kam der Dämon des Hochmuts und der Prahlerei über mich, und ich führte einen Gast hinein. Es war zufällig ein „schwarzer Mann“, ein hoffnungsloser, verzweifelnder, der nur an die Faust und die Bosheit glaubte und sich selber eine Fuhre Erde nannte. Als ich ihn einließ, sagte ich: — Jetzt wirst du das schönste Zimmer im Lande sehn.

Ich entzündete das elektrische Licht, das von der Decke solchen Sonnenschein auszustrahlen pflegte, daß es keinen dunkeln Winkel im Zimmer gab. Der Mann stand mitten im Zimmer, sah sich um, brummte und sagte: — Das kann ich nicht sehen!

Als er das gesagt, verdunkelte sich die Kammer; die Wände drängten sich zusammen, der Boden lief ein. Mein heller Tempel verwandelte sich vor meinen Augen. Er erschien mir wie ein Zimmer im Krankenhaus mit Flurtapeten; die schönen geblümten Gardinen sahen schmutzig aus; die Platte des weißen kleinen Schreibtisches zeigte Flecken; die Vergoldung war schwarz; die Messingklappen des Kachelofens waren dunkel. Das ganze Zimmer war verändert, und ich schämte mich.

Es war verzaubert.

Der Lehrer fuhr fort.

Jetzt kommt Swedenborg, aber es wird etwas schwerer. Ich muß auch eine Anmerkung vorausschicken, damit du nicht glaubst, ich halte mich für einen Engel. Mit Engel meint Swedenborg einen abgeschiedenen Menschen, der durch den Tod vom Gefängnis des Körpers befreit und durch Leiden im Glauben die höchsten Fähigkeiten seiner Seele wieder erlangt hat. Sonst können wir den Begriff streichen, denn er kann weder auf meinen Gast noch auf mich angewandt werden: erinnere dich daran!

Swedenborg schildert nun diese dematerialisierten Wesen also: Alles, was sich um diese Wesen zeigt und vorhanden ist, scheint von ihnen hervorgebracht und geschaffen zu sein. Daß es wie von ihnen hervorgebracht und geschaffen ist, wird offenbar daraus, daß sich die gleiche Umgebung nicht mehr zeigt, wenn das Wesen fortgeht. Auch daraus, daß sich alles anders gestaltet, wenn andere Wesen an die Stelle kommen. Paradiesische Gefilde verändern sich in ihren Bäumen und Früchten; Blumengärten verändern sich in ihren Rosen und Samenpflanzen; ebenso die Felder in ihren Kräutern und Gräsern ... Daß sich dergleichen Dinge darstellen und also verändern, hat seinen Grund darin, daß sie alle da sind als eine Folge der Neigungen der Engel und der von diesen herströmenden Gedanken.

Ist das nicht eine feine Beobachtung von Swedenborg, und hat nicht der Sachverhalt eine Übereinstimmung in unserm niedrigen Leben? Gleicht es nicht meinem Abenteuer in dem verzauberten Zimmer? Und erklärt es mir nicht ein alltägliches Ereignis, das ich sonst unbeachtet gelassen hätte? Vielleicht hast du ähnliches erlebt?

DIE GRÜNENDE INSEL

Der Schüler antwortete: Ich habe wohl wunderbare Dinge erlebt, sie aber nicht verstanden, weil ich mit dem Fleisch dachte. Da ich jetzt höre, daß unsere Erlebnisse symbolisch gedeutet werden können, erinnere ich mich an einen Fall, der dem gleicht, den du eben erzählt und mit einer Beobachtung von Swedenborg verglichen hast. Nach einer Jugend unter unerträglichem Druck und zu viel Arbeit erhielt ich von einem Freund eine Geldsumme, um den Sommer mit Dichten draußen am Meer zuzubringen. Ich hatte noch nie am Meer gewohnt. Als ich die „Grünende Insel" mit ihren Blumenteppichen, Schilfbänken, Erlenufern, Eichenhainen und Haselwäldern erblickte, glaubte ich das Paradies zu sehen. Zusammen mit drei anderen jungen Dichtern lebte ich den Sommer hindurch in einem Zustand von Seligkeit, wie niemals wieder. Wir waren ziemlich frommen Herzens, wenn wir auch nicht nach dem Buchstaben an die Götter des Staates glaubten, und wir lebten in der Regel ziemlich unschuldig, mit einfachen Vergnügungen wie baden, segeln und fischen. Aber es war ein böser Mann unter uns. Der war herrschsüchtig und behandelte die Menschheit als Feinde; leugnete alles Gute; spähte nach Fehlern bei den andern; freute sich über fremdes Unglück. Jedesmal wenn er in die Stadt hineinfuhr, schien mir die Insel noch schöner zu werden, schien es mir Sonntag zu sein. Ich war immer das Ziel seiner Spottsucht, verstand aber seine Bosheiten nicht. Die Kameraden wunderten sich, daß ich auf ihn nicht böse wurde, trotzdem ich sonst so heftig sein konnte. Ich begreife es nicht: aber ich war wie geschützt, nahm nichts an. Oder was es sein mochte. Du fragst jetzt vielleicht, ob die Insel wirklich so wunderbar gewesen? Ich antworte: ich fand es, aber es war vielleicht meine schöne Art, zu sehen.

Der Schüler fuhr fort: Im nächsten Sommer kam ich wieder, jetzt aber in andrer Gesellschaft; auch ich war ein anderer geworden. Die Bitterkeit des Lebens, der Geist der Zeit, neue Lehren, schlechte Gesellschaft ließen mich das Wohlwollen der Vorsehung bezweifeln und schließlich ihr Dasein leugnen. Wir führten nun ein schreckliches Zusammenleben. Wir verleumdeten uns gegenseitig, verdächtigten einander, sogar des Diebstahls. Alle wollten herrschen, keiner wollte dem andern nach der besten Badestelle folgen; sondern jeder ging zu seiner eigenen. Segeln konnte man nicht, denn alle wollten das Boot steuern. Vom Morgen bis zum Abend zankte man sich. Man trank auch, und die halbe Gesellschaft kurierte an unheilbaren Krankheiten ... Meine grünende Insel, das erste Paradies meiner Jugend, war mir so häßlich, so widrig. Ich konnte keine Schönheit mehr in der Natur sehen, obwohl ich damals die Natur verehrte. Aber paß jetzt auf: das ist bestimmt Swedenborg! Die schöne Schilfbucht begann so zu stinken, daß ich Malaria bekam. Die Mücken quälten uns die ganze Nacht und drangen durch den dichtesten Flor. Wanderte ich im Wald umher und wollte eine Blume brechen, hob eine Natter ihren Kopf. Ja, eines Tages nahm ich Moos von einem Berg, da sah ich gleich ein schwarzes Zickzackband sich fortschlängeln. Es war unerklärlich. Die friedliche Bevölkerung mußte auch von unserer Bosheit angesteckt sein, denn die Leute wurden auch böse, häßlich, zänkisch und führten häusliche Trauerspiele auf. Es war die Hölle! Und als ich krank wurde, höhnten die Kameraden mich, wurden böse, weil ich ein Zimmer für mich haben mußte. Entliehen mir Geld, das nicht meins war, waren roh gegen mich. Als ich einen Arzt nötig hatte, holten sie ihn nicht ... Der Lehrer

unterbrach: So schildert Swedenborg die Hölle.

WENN DIE VORAUSSETZUNGEN FEHLEN

Der Schüler fragte:

— Gibt es eine Hölle?

— Danach fragst du, wo du in ihr gewesen bist?

— Ja, aber eine andere?

— Was meinst du mit einer andern? Hat es nicht genügt, dich zu überzeugen, daß sie vorhanden ist?

— Aber was meint Swedenborg?

— Das weiß ich nicht. Es ist möglich, daß er keinen Ort meint, sondern einen Zustand des Gemüts. Wenn aber seine Schilderungen von einer andern Seite auf den Punkt denen auf dieser Seite gleichen, sobald der Mensch die Verbindung mit dem Oberen, das die Liebe und die Weisheit ist, abbricht, so gibt es eine Hölle: sie mag nun hier oder dort sein. Er gebraucht ja Parabeln und Allegorien, wie Christus, um verstanden zu werden. Emerson hält in den „Vertretern der Menschheit" Swedenborgs „Genie für das größte auf dem Gebiet des Gedankens in neuerer Zeit"; aber er warnt davor, diese Gedankenbilder plastisch machen zu wollen: „Als Übergänge wahr, werden sie falsch, wenn man sie festzuhalten sucht." Emerson nennt diese Malereien eine „vorläufige Zeichnung der Wahrheit, nicht die Wahrheit selbst".

— Aber ich verstehe Swedenborg noch nicht.

— Nein, weil dir die Voraussetzungen fehlen! Ganz wie dem Bauern, der in eine Vorlesung über Chemie kam und nur Buchstaben und Zahlen hörte. Er hielt das für das Dümmste, das er je gehört hatte: „Die konnten nur buchstabieren, aber nicht zusammensetzen." Ihm fehlten die Voraussetzungen, oder die Vorkenntnisse. Doch: wenn du Swedenborg liest, so lies Emerson daneben!

Der Schüler fragte:

— Was soll man von der Bibel denken?

— Dasselbe, was der Bekenner jeder Religion von seinen heiligen Büchern sagt: es ist eine Kraftquelle, ein Brunnen der Weisheit, ein Geschenk des Trostes und der Erbauung; aber nur für den, der glaubt. Ich habe den heiligen Y-king der Chinesen gelesen und fand ihn einfach. Ich habe einen Versuch mit dem Rigveda der Inder gemacht, und fand ihn unbegreiflich. Zend-Avesta der Perser war etwas mehr, aber doch nichts; Koran ist besser, aber fremd, für mich nämlich. Aber ich bin überzeugt: der betreffende Gläubige findet die gleiche Weisheit in seinem Buch, die ich in der Bibel finde.

— Aber die Bibel soll ja aus Chaldäa oder Babylonien stammen?

— Ja, das ist richtig! Abraham war im Lande Ur in Chaldäa geboren, ungefähr fünfhundert Jahre vor Moses. Ob Moses wirklich alle Bücher Mose geschrieben hat, ist mir ebenso gleichgültig wie die Frage, ob Homer die Ilias geschrieben hat oder nicht. Übrigens zitiert Moses selber mehrere verloren gegangene Quellschriften, wie die von „Jehovas Kämpfen", vier einundzwanzig. Und Swedenborg sagt, die ersten Kapitel des ersten Buches Mose seien aus der „Alten Offenbarung" genommen. Ich kann nicht finden, daß die Heiligkeit der Bibel durch die neuen Entdeckungen verringert wird. Im Gegenteil! Während man das alte Testament später datieren wollte, hat die Wissenschaft jetzt widerwillig bewiesen, daß es noch älter ist als man geglaubt hat. So können wir um so mehr auf das Uralter unseres Buches pochen. Aber das sind gleichgültige Dinge für die

Verstehenden.

DAS ZEUGNIS DER TONTAFELN

Der Lehrer fuhr fort:

— Du weißt, die Geologen haben die Sündflut geleugnet. 1872 aber entdeckte George Smith unter den ninivetischen Tontafeln eine Erzählung von der Flut. Die Urkunde hatte der Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal angehört, der im siebenten Jahrhundert vor Christus lebte. Das sei ein überzeugender Beweis, meinte man. Warum aber sollte eine jüngere Schrift auf Tontafeln beweiskräftiger sein als die Torarollen, die tausend Jahre älter sind?

— Ich weiß nicht!

— Ich auch nicht! Aber das Köstlichste ist, diesen neuen Beweis für die Flut benutzt man, um die Glaubwürdigkeit der Bibel anzuzweifeln! Verstehst du das?

— Nein, das verstehe ich nicht.

— Ich auch nicht, aber das erinnert an die babylonische Verwirrung, als der eine nicht verstand, was der andere sagte . . . Nebenbei: man hat die Vermutung ausgesprochen, alle die alten Sprachen der Welt seien eine und dieselbe, nur durch Chiffern verschieden. Wer den Schlüssel oder die Schlüssel entdeckt, hat mehr bewiesen als er gewollt; hat einem Zweck gedient, von dem er nicht geträumt, wie die Tonzylinder.

Der Lehrer fuhr fort:

Die Bibel ist ein Erbauungsbuch und ist heilig geworden, weil sie Jahrtausende hindurch von Völkern heilig gehalten wurde. Und sie ist inspiriert wie alle weisen und guten Bücher. Wenn Hammurabis Gesetze, die 2250 Jahre vor Christus geschrieben sind, wirklich denen Mose gleichen, so beweist das nur, daß Gott einer ist und daß die Rechtsbegriffe über die ganze Erde im Großen und Ganzen dieselben sind, Y-king soll 3369 Jahre vor Christus verfaßt sein, und enthält dieselbe dürre Weisheit und dieselben dürren Rechtsbegriffe wie Hammurabi. Der Prediger Salomo ist mir ebenso erbaulich und tiefsinnig, obwohl ich erfahren habe, daß Salomo ihn nicht geschrieben hat. Das Evangelium des Johannes ist ebenso groß und schön, auch wenn Johannes ein Pseudonym ist.

Die ganze neue Bibelforschung ist vollständig wertlos für das religiöse Leben; kann nicht angewandt werden. Sie hat zum Ursprung nicht Liebe zur Wahrheit, sondern Bosheit, Schadenfreude und Christushaß. Das ist der Triumph des Bauernverstandes, der Versuch des Kaufmanns, das Problem der drei Körper mit dem Bild von der Kugel zu lösen; das ist die Seligkeit der gelehrten Bohnen; der gedankenlosen Menge Babelturm, von dem sie den Himmel erstürmen zu können glauben.

PERVERSE WISSENSCHAFT

Der Lehrer fuhr fort:

Swedenborg fand niemals einen Widerspruch zwischen Wissenschaft und Religion, denn er durchschaute die Harmonie im All, des Niederen Gegenstücke im Höheren, die Einheit in den Gegensätzen. Wie Pythagoras sah er den Gesetzgeber in den Gesetzen, den Urheber im Werk, Gott in Natur, Geschichte und Menschenleben.

Die moderne Wissenschaft des Verfalls sieht nichts, obgleich sie Fernrohr und Mikroskop bekommen hat. Sie beobachtet nur Blasen und Schnüre, Flecke und Striche, und wenn sie Schlüsse zieht, sind sie dumm oder falsch.

Newton, Leibniz, Kepler, Swedenborg, Linné, die größten, waren fromme, gottesfürchtige Männer. Newton schrieb auch eine Auslegung der Apokalypse. Kepler war Mystiker in der wahrsten Bedeutung des Wortes. Seine Mystik war es, die ihn die Gesetze für die Bahnen der Planeten entdecken ließ. Demütig und reinen Herzens durften sie Gott schauen, während unsere Dekadenten nur einen Affen sehen, den mikroskopisches Ungeziefer bedient.

Daß unsere Wissenschaft in Disharmonie mit Gott geraten ist, beweist, daß sie pervers ist und vom Dungherrn erleuchtet wird.

RECHT IN UNRECHT

Der Lehrer fuhr fort:

Kehren wir einen Augenblick zu deiner grünenden Insel zurück. Dort entdecktest du, daß die Welt eine Spiegelung von deinem Innern und dem Innern der anderen ist. Es ist also wahrscheinlich, daß jeder seinen Himmel und seine Hölle in sich trägt. Wir kommen also zu dem Schlußsatz, daß die Religion etwas Subjektives ist, also außerhalb der Erörterung steht.

Der Gläubige hat also Recht, wenn er in dem geweihten Brot und Wein geistige Erbauung empfängt. Und der Ungläubige hat nicht unrecht, wenn er behauptet, daß es für ihn nur Brot und Wein ist. Behauptet er aber, es verhielte sich mit den Gläubigen ebenso, so hat er unrecht. Man braucht ihn nicht dafür zu bestrafen, muß ihn nur beklagen, daß ers nicht besser versteht. Wenn ich die Religion subjektiv nenne, so habe ich deren Kraft nicht verringert. Das Subjektive ist das Höchste für die Persönlichkeit, die ihr Selbstzweck ist, sofern die Erziehung zum Übermenschen der Sinn des Daseins ist.

Wenn sich aber viele Individuen zu einem Glauben zusammenschließen, dann entsteht eine objektive Macht von furchtbarer Stromstärke, die Berge versetzen und Jerichos Mauern umstürzen kann.

AKKUMULATOREN.

Der Lehrer sprach:

Wenn ein Stamm von wilden Menschen anfängt einen Meteorstein zu verehren, und dieser Stein dann von einer Nation Jahrhunderte hindurch verehrt wird, so akkumuliert dieser Stein psychische Kraft oder wird ein heiliger Gegenstand, der Kraft an die abgeben kann, die den Empfangsapparat Glaube besitzen. Der kann also Wunder wirken, die für die Ungläubigen ganz unbegreiflich sind.

Ein solcher heiliger Gegenstand heißt ein Amulett; ist nicht merkwürdiger als eine elektrische Taschenlampe. Aber die Lampe gibt nur unter zwei Bedingungen Licht: daß sie geladen ist und daß man auf den Knopf drückt. Amulette haben auch ihre Bedingungen und fungieren nicht unter allen Umständen.

Das Gleiche gilt von heiligen Orten, heiligen Bildern und Gegenständen, auch von heiligen Handlungen, die Sakramente heißen.

Aber es kann für einen Ungläubigen mit Gefahr verbunden sein, einem Akkumulator zu nahe zu kommen. Man hat auch erlebt, daß die Glaubensbatterien von andern auf Nichtgläubige wirken. Diese können dadurch umgebracht werden, wenn sie nicht die Erdleitung besitzen, die das gröbere Irdische ableitet.

Der elektrische Wagen fährt so sicher und gleichmäßig dahin, so lange er Kontakt mit der Oberleitung hat und die Verbindung mit der Erde unterhält. Wird die Luftleitung unterbrochen, so bleibt der Wagen stehen. Wird die Erdleitung gesperrt, so entstehen Blitz und Donner im Wagen, wie für Paulus auf der Reise nach Damaskus.

EWIGE STRAFEN

Der Schüler fragte:

— Was glaubst du von den ewigen Strafen?

— Laß mich ausweichend so antworten:

Wenn das Böse seine eigene Strafe ist, da ein böser Mensch nicht glücklich sein kann; und wenn der Wille frei ist, kann ja ein böser Mensch in Ewigkeit mit seiner Bosheit beschäftigt sein: also wird die Strafe, wie seine Bosheit, ewig.

Aber wir wollen hoffen, daß der Boshafte nicht in Ewigkeit an seinem bösen Willen festhält. Oft ändert der böse Mann seine Natur, wenn er etwas Gutes sieht. Darum ist es unsere Pflicht, ihn etwas Gutes sehen zu lassen. Das Gefühl der Unseligkeit, des Verdammtseins, trifft jeden, auch den Ungläubigen. Das zeigt ja, daß es einen angeborenen Rechtsbegriff gibt; ein Bedürfnis sich zu strafen, und zwar ganz unabhängig von den Dogmen.

Übrigens ist es eine grobe Lüge, daß die Höllenlehre eine Erfindung des Christentums ist. Griechen und Römer kannten Hades und Tartarus mit ihren ausgesuchten Strafen; die Juden hatten Scheol und Gehenna; die frohen Japaner stehen nicht hinter Dante zurück. Es ist also ein gedankenloses Geschwätz, die Dogmen zu beschuldigen. Ebenso gut kann man die Lebensfreude der Griechen und Römer beschuldigen, die zuerst auf die Idee kamen.

VERÖDUNG

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn dieses Gefühl der Unseligkeit einen Ungläubigen trifft, offenbart es sich als sogenannte Verfolgungsmanie. Er glaubt sich von Menschen verfolgt, die ihn zum Beispiel vergiften wollen. Da seine Intelligenz so niedrig steht, daß er sich nicht zum Gottesbegriff erheben kann, so dichtet sein böses Gewissen böse Menschen. Er versteht also nicht, daß Gott es ist, der ihn verfolgt: darum kommt er nach Scheol oder ins Irrenhaus.

Wer dann Kraft genug hat, sich zu beugen, oder Intelligenz genug, die Logik in der Verrücktheit zu wittern, der ruft Gott um Hilfe und Gnade an, und siehe, er entgeht dem Irrenhaus. Nach einer Zeit von Selbstbestrafung beginnt das Leben lichter zu werden; der Friede kehrt zurück, er hat Erfolg in dem, was er unternimmt, seine grünende Insel wird wieder lächelnd jung.

Dieses Gefühl der Unseligkeit pflegt im vierzigsten oder fünfzigsten Jahr aufzutreten. Das ist Bücherabschluß bei Sonnenwende. Die ganze Vergangenheit wird zusammengezählt, und die Debetseite zeigt ein Plus, das einen verzagen läßt. Szenen aus dem früheren Leben rollen sich auf wie ein Panorama, rücken in neue Beleuchtung; was man vergessen hat, taucht wieder auf; die kleinsten Einzelheiten kommen an den Tag.

Siehst du, das Buch des Lebens mit den Insiegeln in der Offenbarung enthält eine tatsächliche Wahrheit. Das ist der Gerichtstag. Aber die Kinder des Dungherrn, welche die Intelligenz verloren haben, verstehen nichts, sondern kaufen Bromkali in der Apotheke und lassen sich Urlaub wegen Neurasthenie verordnen. Das ist ein griechisches Wort, das ihnen als Amulett dient.

Swedenborg nennt diesen natürlichen Vorgang Verödung — des Bösen. Die Pietisten sagen Weckung vor der Bekehrung.

Swedenborg schreibt:
„Die Engel sind betrübt über die Finsternis auf Erden. Sie sagen, daß sie kaum irgendwo Licht sehen. Daß die Menschen in Lug und Trug leben, sich darin bestärken und so Falschheiten auf Falschheiten häufen. Um die zu bestätigen, suchen sie, durch Schlußfolgerungen aus dem Falschen und Verfälschten, solche wahren Sätze auf, die der Finsternis wegen, welche die Ursachen verbirgt, und weil die Wahrheiten unbekannt sind, nicht unterschlagen werden können."

Das stimmt mit der Beobachtung eines jeden denkenden Menschen: daß alles Lug und Trug ist. Das ganze Leben ist verfälscht, Staat, Gesellschaft, Ehe, Familie. Allgemeine Ansichten gründen sich auf Lügengeschichten; wissenschaftliche Lehren fußen auf einem Irrtum, die heutige Wahrheit wird morgen als Lüge entlarvt; der Held erweist sich als feiger Wicht; der Märtyrer ist ein Heuchler. Man singt Te Deum auf einer silbernen Hochzeit und die beiden Ehebrecher, die noch außer der Ehe herum huren, danken Gott für ein fünfundzwanzigjähriges glückliches Zusammenleben. Ein ganzes Volk versammelt sich einmal im Jahr, um den „Vernichter des Landes" zu feiern. Wer die größte Dummheit sagt, die gesagt werden kann, erhält einen Preis in Geld und eine goldene Medaille. Beim jährlichen Eselsfest wird der Schlechteste zum Eselkönig gekrönt.

Ein Irrenhaus ist es wohl. Wenn Hamlet den Verrückten spielt, sieht er, wie verrückt die Welt ist. Der Zuschauer aber glaubt, er sei der einzige, der vernünftig ist; darum schenkt er Hamlet sein Mitgefühl.

DIE BEKEHRUNG DES FROHEN HEIDEN HORAZ

Unter den konventionellen Lügen der Äfflinge ist die nicht am wenigsten berühmte, daß es die Bekehrung (von der Gottlosigkeit) nur bei den Christen gebe. Beim Blättern in Kumlins schwedischer Übersetzung des Horaz findet bereits der Schulknabe diese Einleitung in die vierunddreißigste Ode des ersten Buchs: „Die religiöse Bekehrung des Dichters."

Horaz gehörte zu der epikureischen Sekte, die nur Schattengötter annahm, weil sie behauptete: die Götter befassen sich nicht mit dem Gang der Welt und der Ereignisse, sondern genießen ein sorgloses Leben in beständiger Untätigkeit; leugnete also jede göttliche Vorsehung. Horaz war darum nicht besonders eifrig in seiner Götterverehrung gewesen. Ein plötzlicher Blitz und ein heftiger Donner bei klarem Himmel lehrten ihn jedoch schließlich, daß es keine blinde, unwillkürliche Naturkraft, sondern die Hand eines Gottes sei, welche die Blitze schleudert. Dadurch wird er selbst zum Nachdenken erweckt, will seinen irreligiösen Landsleuten zur Warnung und Einschüchterung die Macht Jupiters hervorheben: „Hohes vertauscht mit Niederm machtvoll und senket strahlenden Glanz ein Gott, das Dunkle hebend."

Horaz predigt dann wie ein Jeremias gegen den Verfall der Religionen und der Sitten; und für die Jugend, wenn sich mit den Jahren Weisheit eingefunden hat. Ein moderner Äffling könnte sich also berechtigt fühlen, ihn Pietist zu nennen, da er bekehrt war!

DIE HÖLLENLEHRE DES FROHEN HEIDENTUMS

Origines contra Celsum: so heißt die erste Widerlegung der Lügen, welche die Heiden gegen das Christentum aufgebracht haben. Wer schreibt uns nun die zweite? Wer sagt uns, daß die Hölle der Heiden siebenmal schlimmer als die der Christen war? Man verbietet die christliche Religion in den Schulen der christlichen Länder; aber man muß Virgils Aeneis und deren sechsten Gesang mit den Entsetzen der Unterwelt lesen.

Da ist der Lernäische Drache, Chimära, Gorgonen, Harpyien. Am Ufer des Kocytos-Sumpfes streifen Scharen von Unbegrabenen umher; hundert Jahre sollen sie dort umherirren, weil sie kein Begräbnis bekommen haben. Ist das menschlich?

Dann die armen Selbstmörder, die ewig im Styx versenkt sind. Und das Feld der Trauer, auf dem unglücklich Liebende sich verbergen. „Selbst im Tode sind die Qualen nicht verschwunden."

Das waren noch verhältnismäßig Unschuldige. Die Verbrecher aber werden zuerst von Tisiphone bestraft; der ergreift die Verurteilten, schmäht sie mit höhnischem Lachen und bedroht sie mit Schlangen. Eine Hydra öffnet fünfzig schwarze Schlünde . . . Und so weiter, bis zum Sieb der Danaïden, dem Felsblock des Ixion, dem Durst des Tantalus.

Erinnern wir uns noch einmal daran, daß die Männer der Renaissance Dante und Michelangelo die äußersten Qualen geschildert haben, als glaubten sie daran. Beide schilderten sie aber nach der Überlieferung der Antike, nicht des Christentums, das keine Einzelheiten gegeben hat. Wer sehen will, wie die frohen Japaner sich die Hölle denken, mag die Bilder anschauen, die Riotor und Leofanti 1895 zu Paris in den „Enfers Bouddhiques" veröffentlicht haben.

DER GLAUBE IST AM GRÖSSTEN.

Der Lehrer fuhr fort:

Pietismus ist ein Zustand der Buße, den Menschen mit seelischem Sauberkeitsgefühl wie ein reinigendes Bad durchmachen. Das ist also keine Heuchelei, wie die Kinder des Dungherrn sich einbilden. Wer streng gegen sich selber ist, erscheint den Unverständigen leicht boshaft; und wer für seine Bosheiten gelitten hat, fühlt sich frei von der Vergangenheit. Dieses Gefühl nennen die Ungläubigen Selbstgefälligkeit.

Ein Büßer erreicht die Vollkommenheit niemals, sondern sinkt unaufhörlich in die Begierde des Fleisches zurück. Das zieht ihm leicht das Ansehen der Scheinheiligkeit zu. Luther sah bald ein, es ist unmöglich, die Taten auf die Höhe des Glaubens zu bringen. Darum blieb er beim Glauben und ließ die Taten fahren, indem er sich auf Pauli vortreffliche Lösung des disharmonischen Akkords berief: „So diene ich jetzt Gottes Gesetz mit dem Geist, aber dem Gesetz der Sünde mit dem Fleisch."

Glaube, Hoffnung und Liebe: das ist Wesen und Kern der Religion. Mit den Taten bleibt man immer zurück, oft ganz hinten. Aber es gibt Fromme, die im Zustand der Buße verharren und leicht den Anschein bekommen, als wollten sie den Himmel vorweg nehmen. Das kann man ihnen nicht verdenken. Es mag geheime Gründe haben, die wir nicht kennen und nie erfahren.

Sokrates gab als Kennzeichen des Menschen zum Unterschied vom Tier an: Scham und Rechtsgefühl. Christus fügte Barmherzigkeit hinzu.

BÜSSER

Der Lehrer fuhr fort: Muhammed machte früh die Verödung durch oder wurde früh Pietist, während er sich von Dämonen verfolgt glaubte. Durch Leiden und Gebete schließlich befreit, bricht er in der dreiundneunzigsten Sure in die Worte aus:

„In der Pracht des Tages, bei dunkelnder Nacht: dein Herr hat dich nicht verlassen und dich nicht gehaßt.

Wahrhaftig dein Ausgang wird besser als dein Eingang. Und dein Herr wird dir genug bescheren, daß du zufrieden sein wirst.

Fand er dich nicht verlassen und hat er dir nicht ein Heim gegeben? Er hat dich herum irren sehen und hat dich geleitet. Er fand dich arm, aber machte dich reich.

Behandle darum den Verlassenen nicht hart. Und weise nicht den Bettler von deiner Tür. Sondern erzähle deines Herrn Gnade!"

Als Buddha aus dem Palast seines Vaters hinaus trat und das Leiden der Menschen und die Unbeständigkeit des Lebens sah, wurde er Büßer, verließ Weib und Kind und ging in die Einöde; peinigte seinen Körper durch Fasten und Entsagungen. Als er aber das Schlimmste durchgemacht hatte, kehrte er behutsam ins Leben zurück und gab seinem Körper mäßig das Notwendige, um nicht die Seele zu veröden. Seine Schüler verließen ihn da zum Teil, nannten ihn den Abtrünnigen. Darum kümmerte er sich aber nicht.

Goethe selber machte religiöse Krisen durch und war einmal bei den Herrenhutern angelangt, den damaligen Pietisten. Im Alter, als die Weisheit kam, wurde er Mystiker. Das heißt: er entdeckte, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen die Bohnen sich nie haben träumen lassen.

FÜR ANDERE BEZAHLEN.

Der Schüler fragte:

— Ich muß gestehen, daß ich das Werk der Sühne nie recht verstanden habe.

— Du meinst verstehen mit dem Bauernverstand? Das kann man auch nicht. Die höchsten Fragen können nicht von uns gelöst werden, ebenso wenig wie Gleichungen sechsten Grades. Aber wir bekommen die Lösung geschenkt, wenn wir schön bitten. Was Christi Wiedererlösungswerk betrifft, so kannst du das wohl begreifen durch Analogie. Du erinnerst dich, als du soviel Schulden hattest, daß den ganzen Tag deine Tür ging, mußtest du früh am Morgen hinaus, um zu borgen oder deinen Gläubigern zu entfliehen. Schließlich fürchtetest du dein Zimmer so, daß du nicht nach Haus zu gehen wagtest, um zu schlafen. Du saßest auf einer Bank in einem Park und sagtest dir selber: Das ist die Hölle! Da kam ein Mann, der dich kannte; er bezahlte deine Schulden; du nanntest ihn deinen Erlöser. Siehst du nicht, daß der eine für den andern bezahlen und ihn erlösen kann.

— Ja, aber eine schlechte Handlung ungeschehen machen, kann man nicht.

— Nein, aber austilgen sie aus unserem und fremdem Gedächtnis, das kann der Allmächtige. Aber merk genau auf: jedesmal wenn du in der Vergangenheit von andern stöberst, obwohl die gesühnt ist, dann taucht die Erinnerung an deine schlechte Handlung auf. Ganz wie ein schlecht ausgewaschener Fleck, der durch das Zeug hindurch geht und auf der andern Seite zum Vorschein kommt. Alle Wunder sind bedingt, wie die Gelübde.

DER LAUSEKÖNIG

Als der Lehrer eines Tages in Qualheim wanderte, kam er in einen Wald, in dessen Schatten viele faule Pilze wuchsen. Auf einem Fußweg sah er eine Schlange sich schlängeln. Aber es war keine Schlange, sondern eine Menge von Raupen, die sich zusammengerottet hatten. Der Lehrer fragte seinen Führer:

— Was bedeutet das? — Frage erst, was es ist; dann werde ich dir die Bedeutung sagen. Nun?

— Das sind die Larven der Trauermücke, die gezwungen sind, wie Lehm und Langstroh zusammen zu halten, um nicht zu vergehen. Sie heißt Trauermücke, weil sie so traurig summt und Trauerkleid trägt. Die Larven lieben giftige Pilze und vertragen das Licht nicht. Sie unterhalten ihr Dasein, indem sie gegenseitig Schleim austauschen, ohne den sie tot trocknen würden. Aber sie nennen das Dunkel Licht, weil die Sonne sie töten würde. Die giftigen Pilze sind ihr Brot. Sie hassen einander, aber müssen zusammenhalten. Verstehst du jetzt oder nicht?

— Wie heißt das bewegliche Tier?

— Das heißt Heerwurm oder Lausekönig, tritt einmal in jedem Menschenalter auf, und soll dann schlimme Zeiten verkünden. — Was bedeutet es denn?

— Das bedeutet Menschen, die mit dem Gesicht auf dem Rücken gehen und darum alles verkehrt sehen; das Böse gut und das Gute böse nennen. Weil sie in Hochmut und Selbstliebe leben, können sie nicht Gott sehen, sondern ernennen einen aus der Menge zum Lausekönig und glauben alle zusammen Gott zu sein. Mit Freiheit meinen sie die Freiheit, Böses zu tun. Manchmal kommt ein Stück Vieh und tritt auf das Gemengsel. Dann löst es sich natürlich in Schleim auf, bald aber wächst ein neues.

— Es scheint ewig zu sein wie das Böse.

LEBENSKUNST

Der Lehrer sprach: — Das Leben ist schwer zu leben, und die Schicksale der Menschen scheinen recht verschieden zu sein. Die einen haben hellere Tage, die andern dunklere. Es ist darum schwer zu wissen, wie man sich im Leben benehmen soll; was man glauben, welche Ansichten man haben, welcher Partei man dienen soll. Dieses Schicksal ist nicht das unvermeidliche blinde Fatum, sondern die Aufgabe, die jeder Mensch bekommen hat; das Pensum, das er durchmachen soll. Die Theosophen nennen es Karma und glauben, es stehe im Zusammenhang mit einer Vergangenheit, an die wir uns nur dunkel erinnern. Wer früh sein Schicksal entdeckt und sich streng daran hält, ohne seins mit andern zu vergleichen, ohne andere um deren milderes Geschick zu beneiden: der hat sich entdeckt, und er wird leichter das Leben leben. Aber in Zeiten, da alle das gleiche Los haben wollen, entsteht oft ein eitles Streben, sein härteres Geschick dem Schicksal der Leute gleich zu machen, denen ein milderes Los zugefallen ist. Daraus kommen diese Disharmonien, diese Reibungen. Bis in ihr Alter hinein suchen manche Menschen ihr Schicksal zu bekämpfen, wollen es denen anderer gleich machen.

Der Schüler fragte: — Wenn es so ist, warum erfährt man sein Karma nicht von Anfang an?

Der Lehrer antwortete: — Das ist reine Barmherzigkeit. Kein Mensch würde das Leben ertragen, wenn er wüßte, was ihm bevorsteht. Übrigens soll dem Menschen eine gewisse Freiheit bleiben; ohne die würde er nur eine Marionette sein. Auch meinen die Weisen, gerade die Entdeckungsreise nach dem Schicksal ist lehrreich. „Laß dir meine Gnade genug sein!

Die Kraft wird in Schwäche vollendet.“

SEIN SCHICKSAL LINDERN.

Der Lehrer fuhr fort:

Einige scheinen zu Ehre und Gold, andere nur zu Ehre, wieder andere nur zu Gold geboren zu sein. Viele scheinen zu Demütigungen, Armut und Krankheit geboren zu sein. Zu einem Geldstück geschlagen, ist der Ausdruck. Sein Schicksal lindern kann jeder, indem er sich beugt, sich darein findet, resigniert mit einem Wort. Und das innere Glück, das man dadurch gewinnt, übertrifft alles äußere: so kann der Arme und Kranke von dem Reichen und Mächtigen beneidet werden. Wer Gott dient, dem gereicht alles zum Besten. Wer nicht nach Ehre und Gold trachtet, der ist unnahbar, in gewisser Weise allmächtig.

Das Schwerste ist, die Ungerechtigkeiten in der Welt zu sehen; das aber überwindet man, indem man es als Prüfung hinnimmt. Wenn es dem Boshaften gut geht, so mags sein; das geht uns nichts an; übrigens ist sein Glück nicht so groß, wenn man näher zusieht.

Wenn du von Unglück verfolgt wirst, ohne daß dein Gewissen es als verdient erklären kann, so nimm es in Ruhe hin. Halt es für eine Ehre, die Prüfung zu bestehen. Es kommt ein Tag, da alles sich zum Bessern wendet. Dann entdeckst du vielleicht, daß die Unglücksfälle Wohltaten waren; oder wenigstens Gelegenheit, deine Tragkraft zu üben.

Beneide niemanden! Du weißt nicht, was der Beneidete verbirgt, das du nicht haben möchtest, wenn es beim Tausch mitkäme.

BÖSE UND GUTE

Der Schüler fragte:

Besteht ein so großer Unterschied zwischen den Menschen?

Der Lehrer antwortete:

— Ja und nein! Aber ein sicheres Zeichen des bösen Menschen ist: er tut das Böse des Bösen wegen. Das ist der Boshafte; das ist der krittliche Lehrer, der harte Hausherr. Das ist das Kind, das seine Mutter quält, indem es alles ausforscht, was ihr zuwider ist. Das ist das böse Weib, die Furie, die mit Genuß einen Mann, der ihr nur wohl will, quält und erniedrigt.

In den Kämpfen des Lebens ist es recht menschlich, daß man sich freut, wenn ein Feind geschlagen wird. Auf allen Schlachtfeldern hat man Gott für den Sieg gedankt. Das ist etwas anderes!

Sieht man, wie der Übermütige vom Unglück getroffen wird, so freut man sich, daß es Gerechtigkeit gibt. Sieht man, wie der Boshafte gestraft wird, empfindet man eine Genugtuung, daß das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Das ist etwas anderes!

Wer sich aber über jede böse Handlung freut, die er selber nicht hat begehen brauchen; wer triumphiert, wenn der Verbrecher seiner Strafe entrinnt; wer über das Unglück eines guten Menschen grinst; wer leidet, wenn das Gute und Verdienstvolle belohnt wird — das ist ein böser Mensch. Wer rief, man solle den Mörder Barrabas freilassen, und ihm vielleicht ein Gelage gab, das war ein böser Mensch.

Der Lehrer fuhr fort:

Du müßtest jetzt eigentlich fragen, welche Menschen sind gut. Plato-Sokrates sagt: wer Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl besitzt. Das ist der religiöse Mensch.

Wer dagegen weder Glauben noch Hoffnung hat, der kann eine gewisse ehrliche Art anlegen. Wenn es aber auf weltliche Interessen oder Vorteile ankommt, läßt er alle Ehre fahren. Ebenso, wenn es darauf ankommt, einen Kameraden zu retten. Dann kann er falsch zeugen und glauben, es sei eine schöne Handlung. Einen unwürdigen Freund oder Verwandten befördern, geniert ihn nicht. Kann er einen Gläubigen anfallen, so schwört er falsch. Er hält alles für erlaubt, von seiner Seite nämlich gegen andere, und er bereut nie etwas. Wer sich anführen läßt, der muß es büßen.

Wenn ein Religiöser fehlt, pflegt er sich zu schämen und sich zu strafen. Oft ist er naiv genug, seinen Fehltritt oder sein Vergehen zu bekennen. Dann schreit der Lausekönig Hurrah! Denn das war für ihn zu einfältig. Doch, wenn ein Gläubiger siebenundsiebzig Male fällt, steht er wieder auf und gesteht seine Schuld.

Das ist der Unterschied.

Der Schüler fragte:

— Wie soll man die Menschen beurteilen, die in den Kampf des Lebens geworfen werden, ohne für den Kampf gerüstet zu sein? Du erinnerst dich wohl an diese Kameraden in der Schule: sie konnten nicht lernen, nicht aufmerksam sein; schämten sich aber nicht, sondern betrachteten sich als eine Art Opfer. Sie gingen ab, kamen ins Leben hinaus und sanken zu Boden. Die Verhältnisse waren es nicht, denn sie stammten aus guten Familien und genossen Hilfe. Sie waren nicht boshaft, hatten Talente, waren gescheit, hatten aber kein Wissen und besaßen kein Interesse am Leben. Was hat es für einen Zweck? pflegten sie zu sagen. Sie konnten es nicht über sich gewinnen, zu arbeiten. Sie schliefen am Pult ein. Schienen dazu geboren zu sein, nichts zu tun. Das ist sonst eine Strafe für den Tatkräftigen. Erkläre mir deren Schicksal!

— Das kann ich nicht!

— Einige sind jung gestorben, im Elend; andere bettelten sich durch bis zum sechzigsten Jahr, während sie sahen, daß Kameraden, die lasterhafter als sie waren, im Leben blühten und Glück hatten.

— Ich habe sie gesehen und beklagt, aber ich kann ihr Geschick nicht erklären.

— Ohne Schuld also! In einem Leben von Schande und Elend: das ist grausam!

— Still! Kritisiere nicht die Vorsehung! Das Unerklärliche kann einmal erklärt werden! Und erinnere dich, daß wir nicht in einem Paradies leben.

— Zwei müssen mahlen in einer Mühle. Der eine wird aufgenommen, der andere verworfen!

DIE SCHICKSALE DER MENSCHEN.

Der Lehrer sprach:

Die Schicksale der Menschen sind dunkel; darum müßte man äußerst vorsichtig in seinen Urteilen sein. Der Turm von Siloa war reif zum fallen und fiel über Gute wie Böse. Die Jünger fragten Christus, was der Blindgeborene Böses getan habe. Christus antwortete: Weder er noch seine Eltern haben etwas besonders Böses getan. Wenn wir sehen, wie Krüppel geboren werden, blinde, taube und stumme, so müssen wir am besten schweigen. Sie beklagen, kann verletzend sein, denn sie scheinen auf geheimnisvolle Weise geschützt zu werden. Sind Gegenstand der Barmherzigkeit und geraten selten ins Elend. Gute Laune begleitet sie durchs Leben; sie scheinen kaum unter den Gebrechen zu leiden.

Aber wehe dem, der einen solchen Gezeichneten bespottet! Wenn der von regelmäßigem Mißgeschick verfolgt oder von einem größeren Unglück getroffen wird, so kann man das schwerlich in den Wind schlagen mit dem Amulett, das Zufall heißt.

Ein Mann, der einen Blinden verhöhnt hatte, wurde von einem Stein, der in einen Straßenbahnwagen geworfen wurde, ins Auge getroffen. Zuerst wurde der Mann ängstlich und dachte an Nemesis. Als er aber hörte, der Stein sei von einem Sprengschuß gekommen, wurde er heiter, will sagen finster, und sagte, es sei ein Zufall. Er sah die Erscheinung, aber nichts dahinter; die Wirkung, aber nicht die Ursache.

Die Bohnen sehen nicht weiter als ihre Nase reicht. Wenn sie aber einige Male eine lange Nase bekommen haben, so sehen sie etwas weiter. Das natürliche Übernatürliche ist für ihre Intelligenz unbegreiflich. Alles, was über ihren natürlichen Bauernverstand geht, ist übernatürlich. Das ist ja logisch, aber die Bauern fassen es auf, als sei es unlogisch.

DUNKLE STRAHLEN.

Als der Lehrer durch sein Inferno wanderte, kam er an einen Tempel aus schwarzem Granit, der war innen ganz finster. Drinnen wurde etwas ausgeführt, was er nicht unterscheiden konnte. — Was ist das? fragte er eine weißgekleidete Gestalt, die einen Lorbeerkranz auf dem Kopf hatte, aber grün im Gesicht war und die blauen Flecken der Leiche trug. — Das ist ein Tempel des Lichts. Aber der Uneingeweihte kann unsere schwarzen Strahlen nicht sehen, ehe er nicht den weißen Arsenikkuß von der ultravioletten Priesterin bekommen hat. — Gib mir den Kuß! antwortete der Lehrer. Aber er drehte ihr den Rücken dabei. Das merkten sie nicht, da sie nicht vorne von hinten unterscheiden konnten. Nun öffneten sich seine Augen, und er sah, wie man im Innern des Tempels den Göttern des Lichtes, wie sie sie nannten, Weihrauch darbrachte.

Dort stand der Mörder Barrabas, eine Sonne um den Kopf und einen Schild auf der Brust mit der Inschrift: Infolge Mangels an Beweisen freigesprochen. Dort saß Judas Ischariot unter seinem Feigenbaum mit den dreißig Silberlingen, im Schoß seiner Familie, zum Generaldirektor der Zölle befördert. Kaiser Nero frisch gewaschen, eine weiße Taube in der Hand. Julian, der Abtrünnige, auf einem Altar mit geschlachteten Gänsen. Die Priester und Priesterinnen sangen ein Lied von Neugeburt und Wiederaufleben, brannten Weihrauch aus Arseniksäure und Dornrosenblättern und tanzten einen Schlangentanz, den sie Lebensfreude nannten. Darauf gerieten sie in Streit um einen Lorbeerkranz und schlugen sich. Als der Lehrer ging, saßen sie alle da in der Finsternis und weinten. Als aber ein frischer Nordwind durch den Tempel strich, zitterten sie wie trockenes Laub.

MANGEL AN VERSTÄNDNIS

Der Lehrer sprach: Wenn zwei Menschen von gleicher Bildung eine angenehme Stunde im Gespräch hinbringen wollen, so beginnen sie damit, gemeinsame Sympathien zu entdecken. Dadurch tritt der Kontakt ein. Stärker aber werden die Ströme, wenn gemeinsame Antipathien aufgespürt werden.

Merkt man aber, daß man in einigen Punkten nicht übereinstimmt, so schweigt man oder antwortet ausweichend. Kommt der eine dazu, den Feind des andern zu loben, so tritt Verstimmung ein. Aus Höflichkeit pflegt der andere, trotz seiner Beklemmung, scheinbar zuzustimmen, zu schweigen oder die Sache fallen zu lassen. Stoßen zwei Ansichten zusammen, dann kann es zu Zank und Streit kommen; sofern nicht beide so genußsüchtig sind, daß sie ihre Ansichten aufgeben, um das Zusammensein mit einem Menschen zu genießen. „Ansichten austauschen“ ist nur eine Redensart: niemand tauscht seine Ansicht gegen die eines andern aus. Auf diese Weise können zwei kluge Menschen viele Stunden lang zusammen sitzen und mit einander spielen. Wenn sie sich trennen, sind sie ebenso schlau über einander wie am Anfang. Sie haben sich gegenseitig nicht verstanden.

Mein bester Freund versteht ungefähr dreißig Prozent von dem, was ich sage. Ich sehe ihm an, daß er jedes Wort, das ich gesagt habe, mißdeutet. Er zieht nämlich alles nach seiner Seite, legt meine Äußerungen zu seinem Vorteil aus, benutzt meine Mitteilungen in seinem Gegenbeweis, faßt mein höfliches Schweigen als Zugeständnis auf. Dann geht er hin und sagt, ich sei der gleichen Ansicht wie er.

Wahrhaftig, es gibt nicht zwei Menschen, die einander verstehen. Darum ist die Welt so voller Mißverständnisse und Lügen.

Der Lehrer fuhr fort: Es gibt ja, wie du weißt, Menschen, auf die man nicht böse werden kann. Vielleicht kommt es von ihrer natürlichen Gutmütigkeit, die durch den bittern Scherz leuchtet. Und es gibt Menschen, die hinterher böse werden. Solch eine Nachwirkung habe ich bei mir selber erfahren.

Fünfundzwanzig Jahre später wurde ich auf einen Mann zornig. Natürlich in einer einsamen Nacht, als die Szene, die zwischen uns vorfiel, sich in anderer Beleuchtung zeigte. Jetzt erst bekam das verletzende Wort seine rechte Färbung, daß ichs verstand. Es gibt Worte, die morden können. Ein solches war es. Welches Glück, daß ich es damals nicht begriff! Das hätte das Unglück von vier Menschen zur Folge gehabt.

Durch Entwicklung eines eigentümlichen Instinkts ist es mir gelungen, mir eine Art Taucheranzug zu machen, mit dem ich mich in Gesellschaft der Menschen schütze. Wenn das verletzende Wort oder die beißende Andeutung losgelassen wird, geht es wohl in mein Ohr, aber der Empfangsapparat weigert sich, es weiterzuführen. Auf die gleiche Art kann ich mich blind machen, buchstäblich. Ich lösche das Gesicht dessen aus, der mir unangenehm ist. Wie es zugeht, weiß ich nicht, aber es scheint ein seelisches Verfahren zu sein. Das Gesicht wird ein schmutziger weißgrauer Fleck und verschwindet. Es ist notwendig, sich taub und blind machen zu können, sonst ist es nicht möglich, das Leben zu leben.

Durchstreichen und weitergehen! Das heißt sonst verzeihen; kann aber auch des Rachsüchtigen Art sein, sich Mühe zu ersparen; oder des Gefühlvollen Methode, Beschimpfungen nicht an sich herankommen zu lassen. Man kann nicht mehr auf sich nehmen, als man ertragen kann!

MENSCHENKENNTNIS

Der Lehrer sprach:

Vor mehr als vierzig Jahren machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes. Ich fühlte sofort eine Antipathie gegen ihn, fürchtete ihn als etwas Böses. Aber er suchte mich auf, während ich ihn floh. So trafen wir uns immer wieder. Entweder merkte er meine Antipathie nicht oder wollte sie überwinden. Später wurden wir Stubengenossen; gingen auseinander als Unfreunde: trafen uns wieder und wurden schließlich miteinander verschwägert.

Vierzig Jahre währte diese sonderbare Freundschaft, die eigentlich eine verborgene Feindschaft war. Ich wußte, daß er mich verleumdete, wie ich ihn verleumdete; aber es kam zwischen uns nie zu einem Bruch noch zu einer Erklärung. Er gehörte zu den Menschen, auf die man nicht recht böse wird, ohne daß man weiß, warum nicht. Aber eine natürliche Güte war nicht bei ihm vorhanden. Er war ein rücksichtsloser Tyrann, der aus Herrschsucht in die Schicksale der Menschen eingriff; der log, um zu gewinnen; raubte, wenn sich die Gelegenheit dazu bot; tötete, wer ihm im Wege stand. Aber als Vorsteher einer Anstalt mußte er sich beobachten, und er gewöhnte sich daran, seine gefährlichen Seiten zu verbergen.

MENSCHENKENNTNIS

Der Lehrer fuhr fort:

Einige Menschen sprachen übertrieben gut von ihm, andere entsetzten sich, wenn sein Name genannt wurde. Ich glaubte ihn nach vierzig Jahren am besten zu kennen; und als die Krankheit den Mann zu Boden schlug, hatte ich nur Mitleid mit ihm. Als er starb, legte ich einen Kranz auf seinen Sarg, sprach gut von ihm, wie man von einem Toten sprechen soll, obwohl er mir mehr geschadet hat als irgend ein anderer.

Schließlich hatte ich ihn so aufgerichtet, daß er sich recht gut machte. Dann aber erfuhr ich, wer er eigentlich gewesen: da erst begriff ich, daß ich diesen Mann niemals gekannt; daß ich nie eine andere Seite von ihm gesehen, als die er mir zeigte.

So wenig ist die Menschenkenntnis wert! Und was von ihm gilt, gilt wohl von allen andern.

DAS ENTKLEIDUNGSZIMMER

Der Lehrer fuhr fort:

— Swedenborg sagt in seinem Inferno . . .

— Sag Hölle, unterbrach ihn der Schüler. Ich weiß, daß es eine Hölle gibt, denn ich bin darin gewesen!

— Also Swedenborg hat in seiner Hölle ein Entkleidungszimmer, in das die Verstorbenen sofort nach dem Tod geführt werden. Dort ziehen sie den Staat aus, den sie in Gesellschaft, Verkehr und Familie haben anlegen müssen. Dann sehen die Engel sofort, wen sie vor sich haben.

— Meint denn Swedenborg, daß wir alle Heuchler sind?

— Ja, in gewisser Weise! Eine angeborene Schamhaftigkeit zwingt uns ja, zu verbergen, was mit dem Tier zu tun hat; die Höflichkeit nötigt uns, manches zu verschweigen; Rücksicht, Freundschaft, Verwandtschaft, Liebe verpflichtet uns, die Schwächen unseres Nächsten zu übersehen, wenn wir sie auch in uns mißbilligen. Ein Mensch, der sich über seine Fehler schämt, verschweigt sie ja. Mit seinen Fehlern prahlen, ist Schamlosigkeit.

— Kann man diese Rücksicht wirklich Heuchelei nennen?

— Schwerlich; besonders da es ebenso verkehrt geht, wie man sich auch benimmt.

— Ja, das Leben ist nicht leicht zu lenken; es ist schwer, Mensch zu sein; es ist beinahe unmöglich.

CHARAKTERMASKE

Der Lehrer sprach:

Ich kannte in meiner Jugend einen Mann, der war herrschsüchtig, jähzornig, rachgierig, pathetisch. Bei einer Gelegenheit entdeckte man seine Begabung als Redner. Er konnte die Stimmung packen und seine Zuhörer in Stimmung bringen, sie erheben, ja beinahe hinreißen.

Aber in einem gewissen Augenblick, als er auf der Höhe war, schlug er über, wurde barock, lächerlich; und man lachte. Die ersten Male wurde er verzagt. Aber man glaubte, er wolle lustig wirken und er kam in den Ruf eines humoristischen Redners.

Aus seinem Unglück machte er eine Tugend, nahm die Rolle auf, die man ihm hingeworfen hatte, wurde Humorist und genoß schließlich als Humorist ein großes Ansehen.

Diese Charaktermaske behielt er sein ganzes Leben bei, aber nur als Redner. Sonst in seinem täglichen Leben war er schwerfällig, jähzornig; wurde böse, wenn andere über seine Schwächen scherzten. Die Rolle als Narr quälte ihn oft, aber die Begierde, seine Stimme zu hören und mit Applaus begrüßt zu werden, jagte ihn unaufhörlich neuen Triumphen entgegen.

Die Menschen draußen im Leben hatten sich einen Homunkulus aus ihm gemacht, den sie kultivierten. Aber in seiner Familie und in seiner Arbeit war der nicht zu finden.

Der Lehrer fuhr fort:

— Als Karin zu Askanius als Kellnerin kam, war sie kein nettes Mädchen, denn sie war kleinlich, neidisch und herrschsüchtig. Aber sie war anfangs auch ängstlich und verzagt. In der Furcht, die gute Stelle nicht lange behalten zu können, verhielt sie sich ergeben, war entgegenkommend, suchte es allen recht zu machen. Die Herren gebrauchten bald die Anrede: „Liebe Karin"; und wenn sie etwas wünschten, sagten sie: „Karin ist immer freundlich." So bekam Karin die Rolle als freundliches Mädchen. Sie nahm die Art an und blieb in der Stimmung. Ihre Worte wurden milder, ihr Benehmen zarter; die Gedanken folgten und die Gefühle auch. Sie fand es für ihre Stellung vorteilhaft; es wurde ihr eine liebe Gewohnheit; es schien, als habe sie ihre Natur geändert.

Der Lehrer machte eine Pause von einem ganzen Takt. Das veranlaßte den Schüler zu der Frage:

— Nun, und später?

— Davon sollte ich eigentlich nicht sprechen, denn dann glaubst du, die Menschen sind unverbesserlich.

— Dann laß mich raten, sagte der Schüler. Sie verheiratete sich mit dem Wirt und legte die Maske ab!

— Rate nur weiter, sagte der Lehrer.

— Dann bekam sie ein Kind; das machte sie wieder freundlich! — Weiter!

— Sie wurde freundlich gegen das Kind, aber boshaft gegen alle andern! — Weiter!

— Da wurde das Kind boshaft gegen sie, nahm alle Fehler der Mutter an, quälte sie Nacht und Tag.

— Weiter!

— Dann wurde die Mutter schließlich freundlich gegen alle andern!

— Vielleicht! Ich weiß es nicht so genau.

DAS SCHWERSTE VON ALLEM

Als der Lehrer in Qualheim wanderte, kam er zuerst ins Entkleidungszimmer. Der Führer bat ihn, sich zu setzen und ein Telegramm zu schreiben.

— Sie können doch deutsch? fragte er.

— Ja, sehr gut.

— Dann schreiben Sie einen Glückwunsch an Ihren Wohltäter, der fünfzig Jahre alt wird. Sie wissen, wen ich meine.

Der Lehrer begann:

„Ich beglückwünsche Sie (vielleicht Ihnen) auf“ . . . Nein, so heißt es nicht.

Er überlegte in seiner eigenen Sprache: Soll ich ihm gratulieren, daß er ohne Schaden fünfzig Jahre alt geworden ist? Oder soll ich ihm Glück wünschen, nachdem fünfzig Jahre vergangen sind? Das ist etwas spät, und das kann ironisch klingen, da er Unglück gehabt hat. Was heißt das: gratulieren? Ich preise dein relatives Glück, daß du nicht verhungert bist ... Warte, jetzt!

„Ich wünsche Sie (oder Ihnen) viel Glück auf Ihren (?) Geburtstag ...“ Nein, ich wünsche Ihnen ein dauerndes Glück, nicht nur für Ihren Geburtstag, sondern für alle Zukunft . . .

Das wird zu lang, klingt gemacht und kann bedeuten: Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen nicht alles Glück wünsche. Aber das wird eine Entschuldigung, die anklagt und verrät. Noch einmal: Empfangen Sie meinen herzlichsten . . .

(Das ist ein schreckliches Wort: herzlichsten.)

Der Führer kam herein:

— Sind Sie fertig?

— Nein, ich erinnere mich nicht, wie herzlich geschrieben wird.

— Ich höre, daß Sie es nicht aussprechen können; vielleicht weil Sie es nie benutzt oder seine Bedeutung nicht gekannt haben. Schreiben Sie jetzt einfach, ungesucht.

Der Lehrer schrieb eine Stunde, geriet in Schweiß und warf die Feder hin.

— Ich kann nicht, sagte er.

— Siehst du, wie schwer es ist, einem Menschen Glück zu wünschen. Versuch jetzt ein Dankbarkeitstelegramm. Aber es darf nicht so kurz sein, daß es gezwungen klingt; nicht so lang, daß es phrasenhaft lautet; nicht so originell, daß es Falschheit verrät; nicht so alltäglich, daß es unhöflich wird; nicht so warm, daß es undankbar klingt.

— Das kann ich nicht, antwortete der Lehrer.

Und sie gingen weiter!

JUGEND UND TORHEIT

Der Lehrer sprach:

— Was hältst du von diesem Sprichwort: „Die Jungen bilden sich ein, daß die Alten Toren sind; und die Alten wissen, daß die Jungen Toren sind."

— Es ist ganz richtig. Als ich jung war, bildete ich mir ein, alles besser als die Alten zu verstehen, aber ich verstand eigentlich nichts. Ich war jung und dumm. Verwechselte mein eigenes Wissen mit fremdem; glaubte, was ich gelernt, sei meins. Wenn ich ein Buch gelesen hatte, ging ich in Gesellschaft und gab das Gelesene aus, als habe ichs selber gefunden. Ich war also ein Dieb.

Aber ich war auch der Raub einer andern Täuschung: daß ich nämlich alles zu verstehen glaubte, was ich im Gedächtnis hatte; oder daß ich wußte, an was ich mich augenblicklich erinnerte. Die Logarithmen zum Beispiel verstand ich mit vierzehn Jahren nicht; aber ich lernte das Verfahren auswendig und benutzte die Logarithmen als Richtweg. Warum alle Brüche, bei denen die Summe der Zahlen durch drei geteilt werden kann, durch drei gekürzt werden können, verstand ich nicht, lernte es aber auswendig.

Wenn man die Einzelheit einer Wissenschaft studieren will, beginnt man Material zu sammeln, sonst kommt nichts heraus. Aber der junge Mann greift die schwere Wissenschaft des Lebens ohne Erfahrungen, das heißt ohne Material, an. Darum wird es so, wie es wird.

Ich sehe mich jetzt als jungen Studenten. Wie hochmütig war ich auf fremdes Wissen, geborgte Federn! Wie verachtete ich die Alten! Und doch war alles, was ich aus den Büchern gestohlen hatte, von den Alten gestohlen, welche die Lehrbücher geschrieben; die Jungen schreiben keine Lehrbücher.

O Jugend, o Torheit.

MARKTPREISE

Der Schüler fragte: — Welche Ansichten sind die richtigen? — Meinst du in Politik? Du weißt doch, daß die untere Klasse liberal ist und die obere konservativ. Das sind zwei Arten, die Sache zu sehen, die ihre zwei Seiten hat. Man kann deshalb nicht sprechen von der Richtigkeit der Gesichtspunkte, da sie alle beide richtig sind. Wenn nun die untere Klasse allein die Entwicklung zu fördern, den Fortschritt zu leisten, die Schicksale der Gesellschaft zu lenken glaubt, so steht der Staat ja auf dem Kopf; dann ist es eine verkehrte Welt. Gesteht die untere Klasse dagegen ein, daß sie danach strebt, ihre Interessen wahrzunehmen, so hat sie recht. — Welche Ansichten muß ich denn haben? — Die du hast! Stehst du unten, so siehst du von unten; stehst du oben, siehst du von oben. — Wenn sich aber meine Stellung ändert, ich nach oben komme? — Dann bekommst du einen neuen Gesichtspunkt. Das heißt ja Ansichten ändern; aber dir ist nicht bange, wie immer genannt zu werden. Behältst du dagegen den alten Gesichtspunkt bei, auch nachdem du einen neuen Standpunkt erreicht hast, so siehst du schief; bekommst eine schiefe Stellung, arbeitest dir selber und deinen Interessen entgegen. Das kann recht uneigennützig aussehen, erregt aber niemals Vertrauen. Solche Verschiebungen im Wachstum machen Krüppel. Wenn man einen Greis sieht, der noch an den Irrtümern seiner Jugend und den damaligen Wahrheiten festhält, so wirkt er altmodisch und leicht lächerlich. Die Wahrheiten im Alltagsleben sind nämlich zufällig und gehen vorüber. Darum findet in jedem Menschenalter eine Umwertung aller alten Werte statt. Es gibt Marktpreise, wie du weißt. Wenn man nicht die Preise nach dem täglichen Kurs ändert, werden die Löhne imaginär und die Steuern ungerecht. Wenn man nicht zur rechten Zeit alte, außer Kurs gesetzte Münzen einlöst, bekommt man nichts für sie. Es ist nicht leicht zu leben.

ALS ICH JUNG UND DUMM WAR

Der Schüler fuhr fort:

Als ich jung und dumm war, hatte ich immer eine Zuhörerschaft, die in mir ein Licht sah. Als ich älter wurde und die Weisheit kam, ließ man mich allein bei meiner Vorlesung und hielt mich für einen alten Esel.

Aber der Übergang von der Jugend zum Mannesalter war bitter, als ich entdeckte, daß der Alte sich nicht täuschen ließ. Er las meine stillen Gedanken hinter meinen hohen Worten; er nahm meine bösen Absichten voraus; entlarvte meine unausgereiften Begierden; sagte die Folgen der Handlungen voraus; fand in meiner Vergangenheit die richtige Ursache zu meiner jetzigen Lage. Er schien mir ein Zauberer und Prophet zu sein, obwohl er ein einfacher Mann war.

Wenn ich mich fragte, wie er dies „wissen konnte", so antworte ich später: weil er Material gesammelt; weil er alle Zustände, die mir neu vorkamen, durchgemacht hatte. Weil er auch versucht, Alte auf gleiche Weise zu täuschen, damit aber kein Glück gehabt hatte. Aber die Jugend glaubt immer wieder, den Alten täuschen zu können, wenn es sich auch nur darum handelt, einen Gedanken von ihm zu stehlen.

Ich weiß übrigens, warum die Jungen in dieser Einbildung, sie seien überlegen, weil sie täuschen können, verharren. Es gibt alte weise Männer, die sich mit dem Leben vergleichen, es darum für eine Pflicht halten, sich manchmal täuschen zu lassen. „Sich mit Geschmack täuschen lassen."

Die Jugend ist nur ein Begriff, eine Abstraktion, eine Prahlerei, ein Aufsatzthema, ein Lied, ein Toast.

BESTÄNDIGE TÄUSCHUNGEN

Der Schüler fuhr fort:

Als ich jung war, war ich nie recht froh, weil die älteren auf mich drückten, weil die Zukunft mich beunruhigte, weil ich vom Gelde der Eltern lebte, fast wie ein Pensionierter. Und als die ersten Symptome der Liebe sich zeigten, kam ich in die Hölle. Ich war nie recht gesund, denn die großen Krankheiten: Masern, Scharlach, kaltes Fieber, Bräune befallen nur die Jugend. Ich konnte niemals eine unschuldige Phantasie befriedigen, denn ich hatte kein Geld; jedes Verlangen wurde im Keime erstickt. Ich war ein Sklave, da ich nicht über meine Zeit verfügte, meinen Ort nicht verlassen konnte, um fremde Städte zu sehen.

So ist der große Humbug, der Jugend heißt. Noch niemand hat ihn zu entlarven gewagt, aus Furcht, die Jungen könnten ihn mit Steinen werfen oder auf die Wände zeichnen. Die Lehrer in der Schule kriechen vor ihnen, schmeicheln ihnen, stellen sich, als beneideten sie sie. Kommt jemand, der diesen kleinen Banditen, denen Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl fehlt, nicht schmeichelt; diesen liederlichen Affen, die im Alter der Unschuld leben; diesen Elternmördern — so ist immer eine alte Dame da, die ausruft: Er versteht die Jugend nicht!

Er versteht sie sehr gut, denn er ist selber jung gewesen. Aber der Junge versteht nicht den Alten, denn er ist selber nicht alt gewesen.

Die Jugend behauptet, die Zukunft in ihrer Hand zu haben, wird darum von den Feigen gefürchtet. Das wollen wir erst einmal sehen! Und wenn dreißig vom Hundert die Zukunft erleben, können sie erst als Alte wirken; und zwar mit den Gedanken, weche die Jungen von den Alten bekommen haben.

Ausnahmen bestätigen die Regel.

DIE GÜTE DES EINMALEINS

Der Lehrer sprach:

Alle wollen an dem Strang ziehen, den sie Entwicklung nennen. Das Wort erhält die Bedeutung Veränderung. Im allgemeinen lieben die Menschen das Neue, das ihnen nicht schadet. Aber es gibt vortreffliche Dinge, die uralt sind. Das Einmaleins ist ausgezeichnet, obwohl Pythagoras es erfunden haben soll (?). Die Regula de tri hält sich, obwohl die alten Hindus dieses Gesetz der Ursachen und Wirkungen entdeckt haben. Euklids Geometrie liest man noch heute in den Schulen, in denen wir die Logik des Aristoteles lernen. Wir bauen noch nach dem Muster der alten Griechen und Römer, und die Skulptur der Antike ist nicht schlecht. Den Kalender redigieren wir ungefähr so, wie Ägypter und Chaldäer es getan haben. Man k a n n Goethe und Schiller lesen, und Shakespeare wird gespielt.

Wir sehen also, nicht alles, was in der Vergangenheit geschaffen wurde, ist schlecht. Wer heute voraussagt, das Christentum werde verschwinden, weil es alt ist, rechnet also verkehrt. Homer ist tausend Jahre älter. Zuerst müßte dann das alte Testament gestrichen werden. Aber das Christentum lebt und blüht, wenn es auch im Innern wirkt und nicht in den Zeitungen zu lesen ist. Noch singt man in den Schulen und Kasernen jeden Morgen: „Vertrau auf Gott und seine Kraft, das Gute stets zu tun."

Aber die Christen sollen es eng haben: „In dieser Welt habet ihr Zwang." Durch periodische Knechtschaft unter ägyptischen Pharaonen lernen sie Geduld, bis sie die Wüstenwanderung beginnen.

BEIM FÜRSTEN DIESER WELT

Der Lehrer wanderte in Qualheim und kam zu einer Stadt. Mitten auf dem großen Markt stand aus Bronze ein Bildwerk vom Vernichter des Vaterlandes. Die Jugend zog in feierlichem Aufzug heran, um den Helden zu feiern. Der Lehrer fragte den Führer:

— Warum feiern sie den Vernichter des Vaterlandes?

— Ich weiß nicht, antwortete der Führer.

— Sind sie närrisch?

— Wahrscheinlich! Hier unten ist alles verkehrt. Dieser Held galt auch für närrisch, und das war er wohl auch. Er führte wahnwitzige Kriege, floh bei Niederlagen und schob die Schuld auf andere. Brach im Unglück zusammen wie ein Schwachsinniger, legte sich zu Bett und stellte sich krank. Intrigierte in freien Stunden, aber immer schlecht. Machte schließlich falsche Münzen, verschaffte sich aber einen Strohmann, der gerädert wurde. Das Vaterland war ruiniert und konnte sein früheres Ansehen nie wieder gewinnen.

— Und diesen Mann feiern sie?

— Ja! Aber sie haben noch mehrere Standbilder. Dort hinten im Park steht einer mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf. Er war der lasterhafteste Mann seiner Zeit. Und dort am Hafen steht das dritte Standbild eines Meineidigen . . .

— Das ist ja ganz wie bei uns, sagte der Lehrer.

— Ja, es ist ungefähr das Gleiche.

— Wo sind wir denn zu Hause?

— Bei dem Fürsten dieser Welt, welcher der Dungherr ist. „Aber seid guten Mutes, ich habe die Welt überwunden!“

UM DES KAISERS BART

Der Schüler fragte:

— Welche Religion soll man bekennen?

— Swedenborg sagt: Man muß die Religion des Landes haben, in dem man geboren ist; man muß bei der Religion des Landes bleiben, in der man erzogen ist. Nation und Religion sind verschiedene Sündensäcke, in die man aus unbekannten Gründen gesteckt ist.

Der Schüler fragte:

— Soll man Protestant oder Katholik sein?

— Das scheint gleichgültig zu sein, da kein Unterschied besteht; aber beim Glauben seiner Kindheit bleiben, ist wohl am praktischsten, um Sonderungen zu vermeiden.

UM DES KAISERS BART

Der Schüler fragte weiter:

— Wenn die Sache gleichgültig ist, wie konnte Europa um eine gleichgültige Sache hundert Jahre kämpfen?

— Weil die Menschen dünkelhaft, herrschsüchtig und böse sind. Eine Sekte bilden, heißt scharwenzeln, um als Hirt über eine Herde herrschen zu können. Bekenntnisstreite münden gewöhnlich ins leere Nichts. Als die Protestanten mit den Katholiken um die Rechtfertigung durch den Glauben oder die Werke kämpften, entdeckte man schließlich, daß beide sowohl auf den Glauben wie auf die Werke hielten. Sie kämpften also um des Kaisers Bart. Luther, der Augenblicke von tiefem Humor hatte, soll (nach Emerson) einem zweifelnden Schüler geraten haben: „sich einen ehrlichen Rausch zu holen, statt über die Rechtfertigung zu streiten.“ Der protestantische Kaiser Wilhelm II. hat siebzehn Millionen Katholiken unter seinem Zepter. Oft ist der Bogen gespannt, aber er hält. Darum, sagte ich, scheine die Sache gleichgültig zu sein. Böhmen, wo der dreißigjährige Krieg begann, ist noch immer katholisch; von Hussens und Ziskas Missionsarbeit ist keine Spur mehr vorhanden. (Wahrscheinlich hat Norddeutschland heute mehr Katholiken als vor dem dreißigjährigen Krieg: das war der Sieg!) Nicht nur für seinen Glauben besteigt man den Scheiterhaufen, sondern auch für seine Eigenliebe und seine Sonderungslust.

DER INFERNOGEDANKE

Der Schüler fragte: — Als ich Swedenborg las, glaubte ich oft, er schildere unser Erdenleben. Sollten wir schon dort unten sein? Als Christ habe ich ja gelernt, daß ein Sündenfall stattgefunden, auf den der Fluch folgte. Allerdings scheint mir das Leben eher ein Inferno als eine Schule und ein Gefängnis zu sein, denn nichts hält, was es verspricht. Das Schönste scheint nur geschaffen zu sein, um häßlich zu werden, das Gute, um böse zu werden. — Hast du nie etwas dauernd Schönes hier unten gesehen? — Doch, die Natur ist in allen Jahreszeiten so schön, daß ich mit Wehmut ausrufe: wie überirdisch schön! Und wir sind so schrecklich! Das Leben kann sich auch herrlich zeigen: in einer schönen Familie; in Friede und Glück und in Festgewand. So habe ich es gesehen — aber nur zwei Minuten lang; und es war vielleicht meine Art, zu sehen. — Aber es gibt ja Menschen, die hier unten recht gut gedeihen. — Wer hier gedeihen kann, der ist ein Ferkel. Ich kenne Bürger, die im Paradies zu sein glauben, wenn sie auf Sommerfrische sind, den festlichen Tisch unter Lampions decken und dann Raketen steigen lassen. Aber „wehe dem Menschen, der mit einem empfindlichen Gefühl geboren ist“, sagt Rousseau. Entweder geht er unter, oder er muß sich einen Panzer aus Roheit machen. Im letzten Fall aber kann es ihm geschehen, daß er die Roheit nicht ablegen kann, da sie ihm zur zweiten Natur geworden ist. Sehr empfindliche Menschen gibt es, die sich mit dem Leben nicht befassen, die Wirklichkeit nicht berühren können. Diese Unglücklichen verlieren schließlich die Fähigkeit, sich selber zu besorgen, und dann kommen sie in die Anstalt.

Der Lehrer sprach:

Man kann schon recht lange gelebt haben, sich für einen anständigen Menschen halten und als solcher Ansehen genießen. Dann kommt ein Tag: da erwacht man wie aus einem Schlaf, sieht sich selber wie ein Gespenst, und man ist entsetzt. Fragt sich: Bin ich das? Man entdeckt, daß man Handlungen begangen hat, die jetzt unverantwortlich erscheinen. Und man fragt sich: wie konnte ich? Ja, man war einmal bis zum Verbrechen gekommen. Ein andermal wurde man an den Haaren geschleppt. Ein drittes Mal fiel man in eine Schlinge.

Aber es gibt doch Menschen, die so schlafsüchtig sind, daß sie nie erwachen; und so wenig intelligent, daß sie nicht einsehen können, wie schwarz sie sind. Ich hatte einmal einen Freund, der sechzig Jahre alt war. In einem Ausbruch beschränkten Erstaunens sagte er: Warum sind die Menschen so böse auf mich; ich finde, ich bin ein netter Kerl! Und dieser Mann war ein Tyrann, der Menschenschicksale zertrat; ein Henker, der gegen Bezahlung hinrichtete; ein Mörder, der Unschuldige belog, sich bestechen ließ, Simonie und allerhand Laster übte. Ich wollte ihn nicht verurteilen, sondern suchte ihn zu verteidigen. Vielleicht fühlte er sich berechtigt, Henker zu sein; es muß ja auch Henker geben. Nahm den Scharfrichter als Beruf. War eine böse Natur; fand es also natürlich oder richtig, wenn er nach seiner Natur handelte. Er lebte in voller Übereinstimmung mit seiner Natur und wirkte darum auf seinesgleichen wie ein netter Kerl. „Gesund, naiv“, und war deshalb „ein netter Gesellschafter“.

Als er starb, skizzierte ich seinen Charakter einem Bekannten. Der war von der schwärzesten Wolle und antwortete ganz naiv: „Du bist ungerecht gegen ihn, denn ich finde, es war ein netter Kerl.“

Das muß ich aufschreiben: „Denn ich finde . . .“

SCHLAFWANDELN UND HELLSEHEN IM ALLTAGSLEBEN

Der Lehrer sprach:

Ich bin jetzt fünfundachtzig Jahre alt und habe vier Generationen gesehen. Ich bin nicht reines Herzens gewesen, denn ins Herz strömt alles schwarze Blut; aber ich habe Augenblicke gehabt, in denen ich in einen kindlichen, unbewußten Zustand versetzt war und am Verkehr mit den Menschen Freude hatte. Ich wußte, daß sie mich haßten, über mein Unglück lachten, auf meinen Fall warteten. Aber ich war immun gegen ihre Bosheit. Ich sah in ihnen nur arme Menschen, die sich mit mir freuten; die mir sympathisch waren; ich hatte nur freundliche Gefühle gegen sie. Auch wenn sie boshaft mit mir scherzten, verstand ich es nicht; und wenn sie eine offene Gemeinheit sagten, faßte ich es als einen Scherz ohne Sinn auf. Das ist eine Art angenehmes Schlafwandeln.

Manchmal aber kann ich jedoch erwachen: dann sehe ich die Gesellschaft nackt; sehe ihre unreine Wäsche durch die Kleider, ihre Gebrechen, ihre ungewaschenen Füße. Aber am schlimmsten von allem, ich höre die Gedanken hinter ihren Worten; ich sehe ihre Mienen, die nicht mit den Worten stimmen; ich fange einen Seitenblick auf; ich bemerke, wie ein Fuß unter dem Tisch aufstampft; wie sich eine Nase über mein Glas Wein rümpft; eine Gabel kritisch an einem Gericht vorübergeht... Dann ist es unheimlich zu leben!

Ich hatte einen Freund, der auf einer Gesellschaft von diesem Hellsehen befallen wurde. Er setzte sich mitten auf den Tisch. Erzählte alles, was er im Lauf des Abends gesehen hatte. Entkleidete seine Freunde. Die Folge war: man hielt ihn für wahnsinnig und brachte ihn in eine Anstalt.

Es gibt viele Arten Wahnsinn; gestehen wir das ein!

Der Lehrer fuhr fort:

Es gibt Menschen, die früh die Kunst des Lebens gefunden zu haben glauben in der Formel: Nichts für nichts. Regelmäßig schlecht von Menschen sprechen, erweist sich auf die Dauer als unpraktisch, trotzdem so wenig gutes von ihnen (uns) zu sagen ist. Aber systematisch alle Elenden verteidigen, Schurken loben, Mitleid mit Dieben zeigen, während der Bestohlene verhöhnt wird, das ist auch eine schlechte Taktik. Darum gibt es ein Paradoxon, das also lautet: Das ist ein solcher Esel, der von allen Menschen gut spricht.

Das ist der Syndikatmensch, der Gesellschaften für gegenseitige Bewunderung bildet; der mit Geschenken und Gegengeschenken verfährt. Das ist der Beschützer, der unerbetene Dienste anbietet, der in den geheimen Orden einführt, der immer ein gutes Wort für einen schlechten Menschen hat, der sich für Sträflinge verwendet, der Verteidigungen für the ripper und den Blutschänder schreibt, gute Seiten bei Barrabas, Judas und Nero sieht. Er verstehe alles, sagt er, und darum könne er alles verzeihen. Ich aber verstehe es nicht, es müsste denn ein geheimes Einverständnis zwischen ihm und allen Spitzbuben herrschen.

Aber an dem Tag, an dem du ihn nicht wieder lobst; an dem ein Dieb in seinen Boden einbricht und den Pelz holt; an dem sein Sohn in der Schule ein schlechtes Zeugnis bekommt: ist es aus mit dem Verständnis oder mit dem Einverständnis; da gibt es keine Verzeihung mehr.

Schlechte Taktik, wie alle Taktik! Das Leben ist ja recht eigentümlich, aber die Kunst des Lebens soll Natur sein: einfach, aufrichtig, aus dem Stegreif für jeden vorliegenden Fall. Tauschen und verkaufen, meinetwegen; aber nicht mit Menschen spekulieren, jobben.

PRAKTISCHE MASSREGEL GEGEN FEINDE

Der Schüler fragte:

— Wie soll ich meinen Nächsten wie mich selber lieben können? Erstens darf ich mich selber nicht lieben; zweitens sind die Menschen (wir) so unsympathisch, daß sie schwerlich Gegenstand einer Liebe werden können.

Der Lehrer antwortete:

— Agapao bedeutet gewöhnlich nur behandeln, und das kannst du wohl aushalten.

— Aber seine Feinde lieben, das ist Selbstmord.

— Das findest du! Aber hast du diese Methode versucht? Die ist sehr praktisch, und ich habe sie erprobt. Gegen meinen schlimmsten Feind, der mir nach Ehre und Brot stand, setzte ich einen gesunden Haß; wie einen Schirm, glaubte ich. Aber mein Haß wurde eine Leitung, auf der ich seine Ströme empfing. In schwachen Stunden überraschten die mich, und seine Bosheit trat in mich über. Er wuchs und nahm Riesengröße an, wurde ein Gespenst, das ich selber erzeugt. Da beschloß ich, die Leitung zu unterbrechen. Ich vermied es, ihn zu sehen; nannte nie seinen Namen: das ist eine Anrufung. Wenn man in Gesellschaft von ihm sprach, schwieg ich oder warf ein freundliches Wort hin. Das Gespenst verdunstete aus Mangel an Nahrung und verschwand aus meinen Gedanken. Schließlich erreichte die Kunde meinen Feind, ich habe gut von ihm gesprochen. Er wurde ganz betroffen, schrumpfte zusammen, schämte sich und glaubte, er habe sich geirrt. Darum: sprich niemals schlecht von deinem Feind; das reizt nur zu seiner Verteidigung und verschafft ihm Freunde. Da siehst du also, welche tiefe Weisheit in den einfachsten Lehren des Evangeliums liegt, die du kritisieren zu können glaubtest.

DIE GÖTTIN DER VERNUNFT

Der Lehrer fuhr fort:

— Daß unser Verstand soviel Widersprüche und Unbegreiflichkeiten in den großen Wahrheiten der Religion findet, liegt nicht nur in der Mangelhaftigkeit des Verstandes, sondern im bösen Willen. Der Hochmut, Gott und seine Pläne begreifen zu wollen, ist, als wolle man eine Fregatte mit einem Ruder steuern. Jede einzige griechische Tragödie schließt mit der Ermahnung, sich vor Übermut, vor Hybris zu hüten. Nichts ist den Göttern so unangenehm!

Swedenborg sagt: Wenn wir die Verbindung mit dem Höheren unterbrechen, verfinstert sich unser Verstand; gleichzeitig aber werden wir mit der Einbildung bestraft, daß wir aufgeklärter sind als die andern.

Alle Philosophen der Aufklärung tappen im Dunkel. Die Periode der Geschichte, die scherzhaft die der Aufklärung genannt wird, war die schwärzeste, die wir gehabt haben. Die Göttin der Vernunft, Fräulein Maillard, wurde nur von Tollköpfen verehrt. Die Wahrheiten der Religion widersprechen niemals der Vernunft, ehe diese nicht vom bösen Willen verdunkelt ist. Dann aber beginnen die Entdeckungen, und dann „spricht alles gegen die Vernunft". Die allereinfachsten Sachen, wie, daß Gott existiert; daß der Allmächtige unbekannte Gesetze anwenden oder Gesetze, die er selber gegeben, aufheben kann; daß er unter materiellen Symbolen geistige Gaben mitteilen kann. Und so weiter.

Alles Freidenkertum ist Torheit, denn der Gedanke ist nicht frei, sondern an Denkgesetze gebunden, an die Logik, wie die Natur an die Naturgesetze. Der böse Wille sucht Freiheit, Böses zu tun; und der böse Gedanke sucht Freiheit, verkehrt zu denken.

STERNE AM HELLEN TAG

Der Lehrer sprach: Der Tor lebt nur jetzt, für den Augenblick, im letzten Irrtum des Tages, im Taucherkasten seiner täglichen Zeitung, in der Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, in der Knechtschaft der Partei. Der Weise lebt in allen Zeiten. Für ihn gibt es nicht Zeit noch Raum. Er ist immer und überall anwesend; diesseits und jenseits des Grabes. Er lebt welthistorisch und selbstbiographisch; faßt sich kosmisch und nicht tellurisch. Fühlt sich verwandt mit Plato und Aristoteles; spricht mit den abgeschiedenen großen Geistern in ihren Schriften. Versetzt sich bald in seine Kindheit, bald in sein Mannesalter. Lebt die Vergangenheit noch einmal, als sei sie Gegenwart. Denkt sich in das Leben anderer hinein, ist fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, leidet mit den Leidenden; empfindet im Namen der Menschheit, hat kein Alter, keine Nation. Um was man jetzt streitet, sieht er zu den Akten legen, ohne weitere Folgen. Morgen ist das Wissen von heute nur Streu, in der etwas anderes wächst; sogar Irrtümer taugen zur Düngung. Alles dient allem. Er leidet alles, denn er hofft; und die Hoffnung ist eine Tugend; das heißt Gutes von Gott glauben. Die Eintagsfliege begeistert sich über Kleinigkeiten und glaubt, neue Wahrheiten könne man unter den Depeschen der Frühstückszeitung suchen. Wenn ein neuer Stern entdeckt wird, glaubt sie, die andern werden erlöschen. Aber die neuen sind bisher alle erloschen. Der neue Stern im Perseus schien nur zwei Jahre, und dann war er fort. Y-king sagt: Wenn man in sein Zelt geht und es dunkel um sich macht, kann man den Stern Mei im Schützen sehen, am hellen Tag. Zieh dich zuweilen in dein Zelt draußen in der Wüste zurück, und du wirst die Sterne am hellen Tage sehen.

Der Schüler fragte:

— Wie kann man ein Recht haben, seine Vergangenheit zu bereuen, wenn man entdeckt, daß man irre gegangen ist?

— Wenn du mit Reue meinst, es ungeschehen wünschen, so hast du nicht recht. Denn es gibt etwas Berechtigtes im Leben jedes Menschen; jeder Irrtum wird durch Widerlegung ein unfreiwilliger Anlaß, daß die Wahrheit siegt. Meinst du mit Reue, dich als Träger von Falschheiten zu verabscheuen, so hast du recht! Sag aber etwas zu deiner Verteidigung!

— Ich kann sagen: ich war das Kind einer bösen Zeit; ich war verführt von den Verführern meiner Jugend; genannt sei keiner. Mein Verstand war stärker als meine göttliche Vernunft. Mein Fleisch herrschte über meinen Geist. Mein angeborener Trotz, meine ererbte Empfindlichkeit nahm Eindrücke ohne Kritik hin. Mit einem Wort: ich könnte mich ein Opfer nennen meiner Verführer, meiner Vererbung, meiner angeborenen Schwäche und Empfindlichkeit. Daß aber meine Vernunft schließlich erwachte, das rechne ich mir nicht zum Verdienst an, sondern halte es für eine Gnade. Daß ich Zeit bekommen habe, meine Irrtümer zu widerlegen, halte ich für das größte Glück, das mir je geschehen ist. Darum wünsche ich meine Vergangenheit nicht ungeschehen, wenn ich sie auch verabscheue.

EIN RELIGIÖSES THEATER

Der Lehrer sprach:

Es sieht aus, als denken die Menschen nicht sehr hoch von sich selber. Wenn sie auf dem Theater eine recht boshafte Satire sehen, so weiden sie sich daran; jedoch ohne die Satire auf sich zu beziehen. Die gilt nur den andern!

In meiner Jugend gab es einen Theaterschriftsteller, der zuerst Satiriker war, schließlich aber von Mitleid mit den Menschen ergriffen wurde. Da sich seine Gefühle durch ein gutes und verhältnismäßig glückliches Leben gemildert hatten, sah er die Menschen in einem helleren Licht. Er schrieb also ein Stück mit nur edlen Menschen, die voller Gefühl und weichen Herzens waren.

Was geschah? Das Publikum glaubte erst, es sei Ironie. Aber im zweiten Akt entdeckte man den Irrtum. Eine Stimme aus dem Parkett schreit: Pfui Teufel, das ist ja Ernst. Je weiter das Stück kam, desto größer wurde der Ekel. Die Zuhörer schämten sich vor einander und für den Dichter. Einige liefen hinaus, und die Zurückbleibenden lachten schließlich. Lachten über die Güte, Aufopferung, Entsagung, Verzeihung. Sie kannten sich nicht wieder, hielten die Schilderungen für unnatürlich. So ging es in der Wirklichkeit nicht zu; die Menschen waren keine Engel. Es kann also gefährlich sein, gut von den Menschen zu sprechen.

Man muß aber nicht vergessen, daß religiöse Menschen das Theater nicht besuchen, weil das Theater gottlos ist. Die griechische Tragödie begann damit, daß den Göttern geopfert wird; und alle Tragödien handeln von der Ohnmacht des Menschen im Kampf mit den Göttern. Warum bauen unsere Religiösen kein Theater, in dem man sehen kann, wie das Böse entlarvt und ausgelacht wird!

DURCH ZWANG ZUR FREIHEIT

Der Lehrer fuhr fort:

In dieser Welt herrscht Zwang. Alle Menschen sind ja voneinander abhängig, drücken aufeinander wie die Steine in einem Gewölbe, von oben, von unten, von den Seiten. Sie bewachen einander, lauern aufeinander. Es gibt also keine Freiheit, und es darf keine geben, in diesem Gebäude, das Staat und Gesellschaft heißt.

Die Grundsteine müssen ja am meisten tragen, darum sind sie aus Graustein, während die oberen aus leichtem Ziegel sind. Dann gibt es Luxusziegel, die nichts tragen, nur zieren; die werden von den andern getragen, zieren aber doch; fühlen sich geniert, weil sie entbehrlich sind; aber sie dienen zur Zierde, und das müssen sie erfahren.

Wer mehr Freiheit als die andern verlangt, ist ein Dieb und Tyrann; wenn er sich seiner Last entzieht, legt er sie andern auf. Dieses beständige Verlangen nach Freiheit, das in Biographien als eine Tugend gilt und zum Ruhm angerechnet wird, ist nur eine Schwäche. Es ist mehr Kraft nötig, zu tragen, als getragen zu werden. Das einzig berechtigte Streben nach relativer Freiheit ist, nicht mehr tragen zu müssen, als man schuldig ist. Darum ist es Sache der Regierenden, die Lasten genau abzuwägen. Aber dazu sind Kenntnisse, mathematischer Sinn und ausgeprägtes Rechtsgefühl nötig.

Aber hinter diesem allgemeinen Verlangen nach Freiheit liegt ein anderes, tieferes, das man mit dem ersten verwechselt. Das ist das Seufzen der Schöpfung nach Befreiung von den Ketten des Fleisches. Seinen stärksten Ausdruck hat das in Paulus gefunden: „Ich armer Mensch: wer wird mich von diesem Leib des Todes erlösen?“ Aber diese Freiheit kann man nur erringen, indem man geduldig den Zwang dieser Welt trägt.

Durch Zwang zur Freiheit!

Der Lehrer fuhr fort:

— In dieser Welt der Torheit sieht man beständig, wie die Toren lächeln, auch wenn sich ihre Ansichten bestätigen. Das ist ja ein albernes Lächeln. Der Tor sagt: wir sind hier, um uns zu entwickeln. Wenn sie einen Mann sehen, der mit den Jahren weiser und rechtschaffener wird, sollten sie sich ja freuen, daß ihre Lehre bestätigt wird. Statt dessen grinsen sie böse und verhöhnen ihn: Ja, jetzt bist du alt geworden! Aber wir sind doch beide davon ausgegangen, die Weisheit solle mit dem Alter kommen. Freuen wir uns zusammen, daß es so ist. Wenn der Teufel wirklich immer Mönch im Alter würde, welches Glück und welcher Segen für die Menschheit, daß ein Quälgeist weniger ist! Nicht wahr? Warum grinst man darüber?

Voltaire war ein Spötter und ein ziemlicher Lümmel bis ins Alter. Schließlich aber bekam er seine Vernunft wieder, ganz wie die Verrückten im Irrenhaus, kurz bevor sie sterben. Und dann sang er vom menschlichen Leben:

Wollust, in der Jugend Frische sucht ich deine Süssigkeit . . .
Schliesslich an des Alters Tische fand ich deine Eitelkeit.
Lust zu Ansehn, Ruhm und Ehren brachte Manneszerz in
Streit . . .
O was sucht ich zu begehren? Ehre ist nur Eitelkeit.
Kenntniswelten zu durchjagen, Geistesgrösse sich verzeiht . . .
Was ich weiss, kann mich nur plagen: Kenntnis ist nur Eitelkeit.

Aber die Toren grinsen, wenn einer von ihnen die Vernunft wieder bekommt; dann sagen sie, er sei verrückt geworden.

Der Schüler antwortete: — Ja, das weiß ich.

DAS UNVERMEIDLICHE

Der Lehrer sprach:

Die Frage, was man mit Recht zu bereuen hat, ist sehr verwickelt. Ich verfolgte die Laufbahn eines Dichters aus der Entfernung. Ich las mit größter Bewunderung seine Schriften, die mir von einer andern Welt zu sein schienen. Seine Dramen atmeten alle eine Wehmut und eine Furcht vor etwas unbekanntem Schrecklichen, das kommen mußte. Seine Philosophie im „Schatz der Armen" war die eines Heiligen. Man atmete nicht mehr Luft in seiner Landschaft, sondern reinen Äther. Er war damals gegen vierzig Jahre alt, und ich erwartete jeden Tag zu lesen, der Dichter sei in ein Kloster gegangen.

Aber dann las ich: er habe sich mit einer Schauspielerin verheiratet; er ziehe mit ihr herum, und sie zeige sich nackt in einem seiner Stücke. Jetzt schrieb er nämlich neue Stücke für sie; und jetzt, wo sie zynisch und roh waren, gewann er die große Volkstümlichkeit, die er bisher nicht hatte erreichen können. Er gab seine Person, seine Dichtung, seine Frau preis. Und wie er sank, weinte ich in meinem Herzen. Eines Tages stand in der Zeitung, die Geliebte seines Lebens habe ihn verlassen. Das brauchte aber nicht wahr zu sein!

Sein Schicksal quälte mich. Es kam mir vor, als sei es vorherbestimmt gewesen. Alle seine Dramen aus der Zeit, da er noch nicht verheiratet war, handelten von diesem Schrecklichen, das er voraussah und fürchtete. Auch schien es mir, als habe er ins Schlammbad tauchen müssen; als sei er gezwungen worden, sich vom Leben beschmutzen zu lassen, und zwar gerade auf diese Art. Als habe er nicht das Recht, den Himmel vorweg zu nehmen; als dürfe er nicht ein heiliges reines Leben führen.

Es ist schrecklich, weil es unerklärlich ist.

DIE SELBSTOPFERUNG DES DICHTERS

Der Lehrer fuhr fort:

Dieses Schicksal erinnert mich an das indische Drama Urvasi. Ein Büßer, der sich in die Einsamkeit zurückzieht, um durch Entsagung seine Seele zu reinigen, kann schließlich so hohe geistige Fertigkeiten erreichen, daß seine Macht den niedrigen Gottheiten gefährlich wird. Um den Büßer in seiner geistigen Entwicklung zurückzuhalten, sandte Indra eine Apsara, eine Art göttliche Bajadere, um den Büßer zu stören und zu verführen.

Gleicht das nicht dem Fall, den ich anführte? Wie kann da der Verführte ein Gefühl von Schuld haben? Oder das Recht besitzen zu bereuen, was er nicht verschuldet? Nun ist ja der Dichter etwas anderes als der Bürger, und um das Leben in allen seinen Seiten und Streiten schildern zu können, muß er ja das Leben gelebt haben. Was wäre Shakespeare als Dichter gewesen, wenn er wie ein guter Junge gelebt, des Vaters ehrliches Gewerbe fortgesetzt und in freien Mußestunden über seine kleinen Verhältnisse geschrieben hätte? Wenn man auch nicht viel von dem großen Briten weiß, sieht man doch in seinen Schriften, was für ein stürmisches Leben er geführt hat. Es gibt kaum ein Unglück, das er nicht durchgemacht; kaum eine Leidenschaft, die er nicht empfunden. Haß und Liebe, Brunst und Rache, Mord und Brand, alles scheint er durchlebt zu haben, als Dichter nämlich. Ein wirklicher Dichter soll und muß seine Person für seine Dichtung opfern. Ich stelle mir ein Shakespeare-Denkmal so vor: Herakles zündet seinen eignen Scheiterhaufen auf dem Berg Oeta an; gibt sein reiches Leben als ein Selbstopfer der Menschheit! — Das zu hören, war eine Erquickung, nicht wahr?

Der Schüler antwortete: — Wahrhaftig, du kannst lösen und du kannst binden; jetzt hast du mich gelöst!

AUFGABE DER PHILISTER

Der Lehrer sprach:

Israel hatte einige unangenehme Nachbarn, die sich Philister nannten. Die bewachten den Küstenstreifen unten am Meer. Sie verehrten unheimliche Götter wie Dagon den Fischgott, den Dungherrn, die große Hure. Aber wie unangenehm sie auch waren, schienen sie eine Aufgabe im Leben Israels zu haben. Sobald das Volk des Herrn den Tempel verließ, kamen die Philister und schlossen das Heiligtum, setzten den Dungherrn auf den Altar und brachten dem Fischgott Weihrauch dar. So oft die Kinder Israel sich zankten, rückten die Philister vor; unwiderstehlich. Die Hand des Herrn war mit ihnen, damit sie straften und züchtigten. Einmal eroberten sie die Bundeslade.

Wir haben unsern Philister am Bosporus; er heißt Türke. Als die Christen ihren Herrn verleugneten, erhielt der Türke Christi Grab, und Hagia Sophia wurde Moschee. Sobald sich die Christen schlugen, kam der Türke. Nach dem dreißigjährigen Krieg, als die Christen sich wie Bluthunde zerrissen hatten, kam der Türke bis nach Wien und hißte in Ungarn den Halbmond auf das Kreuz.

AUFGABE DER PHILISTER

Der Schüler fragte:

— Warum nehmen unsere Großmächte nicht das heilige Grab und die Sophiakirche zurück? Das könnte ja im Handumdrehen geschehen!

— Ich weiß nicht! Sie dürfen vielleicht nicht. Wir brauchen unsern Philister, den bösen Mann, mit dem man die Kinder erschreckt. In Frankreich wurden die Kirchen vom Heiden geschlossen, als das Volk aufhörte die Messe zu besuchen. Jetzt setzen sie den Dungherrn auf den Altar. Marat wurde seinerzeit im Pantheon begraben; als aber Christus wieder einzog, wurde Marat in die Kloake geworfen. Der letzte, dem die Apotheose im Pantheon zuteil wurde, war ein Ingenieur, der ein einziges Verdienst hatte: nämlich ermordet zu werden (von einem Freund der Freiheit). Wenn wir wieder Christen werden, so erhalten wir sowohl Christi Grab wie die Hagia Sophia zurück; brauchen sie nicht zu nehmen. Das ist die große Aufgabe der Philister im geistigen Haushalt der Natur.

Der Lehrer fuhr fort:

— Goethe schrieb in seiner Jugend eine Abhandlung, die vom Staat auferlegte Zwangsreligion sei für den Bestand des Staates die günstigste.

Der Schüler wandte ein:

— Wie ginge es dann mit dem Gewissen des einzelnen?

— Wie bisher. Der Staat bestimmt ja des einzelnen Ansicht in Geometrie, Botanik, Geschichte und so weiter, und in Religion. Durch Unterricht in den Schulen, durch Andachten in den Lehranstalten, durch Zapfenstreich in Lager und Kasernen.

— Aber die Freiheit, zu glauben und zu denken?

— Wir waren ja einig, daß es Freiheit nicht gibt, sondern daß alles abhängig und Zwang ist, gegenseitiger Druck. Mißbrauch also das heilige Wort nicht. Während des Laufes meines langen Lebens habe ich oft geglaubt, die Absicht der Vorsehung also deuten zu können: Wenn alle Religionsformen als Schalen fortfallen und nur die Kerne übrig bleiben, können die wie Zellenkerne zusammenwachsen und einen einzigen Pflanzenkörper bilden. Einen Weltenbaum, in dessen Schatten alle Völker in Andacht und in Eintracht ruhen.

WELTRELIGION.

Der Lehrer sprach weiter:

— Ich hatte auch zu merken geglaubt, daß in dieser Rassenmischung, die jetzt vor sich geht, eine bestimmte Absicht liegt. Diese Rassenmischung ist ja so weit gegangen, daß in meiner unbedeutenden Familie, die als skandinavische gebucht wird, wir doch Spuren von allen fünf Weltteilen besitzen.

— Glaubst du noch daran?

— Ich weiß nicht!

— Und glaubst du, daß im Christentum alle Völker ihre Knie beugen werden?

— Ich weiß nicht! Aber die Verheißung an Abraham: „In deinem Samen sollen alle Völker gesegnet werden!" ist bereits in Erfüllung gegangen: durch Abrahams Nachkommen Jesus Messias. Tatsächlich beherrschen unser christliches Europa und die westliche Halbkugel Nord- und Süd-Amerika die Welt. Und vor der bestehenden Wirklichkeit fallen unsere Wünsche, Einfälle, Lehren und Voraussagen in sich zusammen.

CHRISTI WIEDERKEHR

Der Schüler fragte:

— Soll man die verheißene Wiederkehr Christi erwarten?

— Auf diese zudringliche Frage antwortete Christus selber seinen Jüngern: Gottes Reich ist mitten unter euch. Und bei seinem Abschied von den Jüngern sagte er: Siehe, ich bin euch nahe alle Tage bis ans Ende der Welt.

— Gut! Aber wie soll Christi Reich auf Erden aufgerichtet werden?

— Es sind keine Kreuzzüge nötig, wie du vielleicht glaubst. Du weißt doch, daß es Pflanzen gibt, die nicht im selben Erdboden gedeihen; die eine stirbt aus. So gibt es Rassen, die nicht im selben Land wohnen können. Im selben Augenblick, in dem die Christen wieder Christen werden, gedeihen die Heiden nicht und ziehen fort. Ganz wie die Riesen, die Ohrenreissen bekamen, als sie Glockenklang hörten; die schnaubten, als sie christliches Blut rochen, um sich schließlich in ihre Höhlen zu verkriechen. Duldsam soll man sein, aber nicht so, daß man die Glocken abnimmt oder das Kreuz niederlegt, weil die Riesen krank davon werden. Swedenborg sagt, daß der freie Wille niemals aufgehoben wird; daß also die Unseligen selber ihre Hölle wählen. Wenn sie in reinere Luft kommen, werden sie geprüft; und wenn sie in gute Gesellschaft geraten, gedeihen sie nicht und werfen sich kopfüber in die Regionen des Dungherrn. Dort finden sie ein Milieu, in dem sie atmen können. Wenn du also schlechte Gesellschaft fliehen willst, brauchst du nicht deine Tür zu schließen. Nimm nur gute Sitten an und deine Stallbrüder werden dich scheuen wie die Pest.

ES STIMMT

Der Lehrer sprach: — Wir haben über Swedenborgs Höllen gesprochen und gefunden, daß sie teils Gemütszustände sind, teils dem Erdenleben unter gewissen Verhältnissen gleichen. Ich erinnere nun an einige treffende Einzelheiten, die mir gewisse Erlebnisse des täglichen Lebens zurückrufen. Das Feuer der Hölle besteht, sagt er, teils darin, daß Leidenschaften erregt werden, aber um verspottet und bestraft zu werden. Teils im Entzünden von Begierden, die wirklich befriedigt werden müssen, unmittelbar darauf aber vergehen, da das Leiden im Vermissen besteht. Kennst du das? — Ich kenne es! — Weiter: Wenn das himmlische Licht die Unseligen erreicht, fährt eine eisige Kälte durch die Adern und das Blut stockt. Kennst du das? — Das kenne ich! Und ich erinnere mich: als ich einmal sehr böse war, fing ein guter Mensch an, gut mit mir zu sprechen. Ich wurde nicht warm, sondern begann im Zimmer so zu frieren, daß ich den Überrock anzog. — Weiter: Sie wandern einsam und düster umher; sie hungern und haben nichts zu essen; sie gehen in die Häuser und verlangen Arbeit; wenn sie aber Arbeit bekommen haben, gehen sie ihrer Wege, um von Unlust gequält zu werden. Wenn sie aber wieder kommen, wird die Tür verschlossen; sie müssen arbeiten für Essen und Kleider und einer Dirne Gesellschaft leisten. Stimmt das? — Es stimmt! — Die Grundsätze der Hölle sind: Herrschsucht aus Eigenliebe; Liebe zu fremdem Eigentum aus Weltliebe; Liebe zur Ausschweifung. Die Grundsätze des Himmels sind: Herrschsucht mit gutem Ziel; Liebe zu Gut und Gold, um es nützlich zu gebrauchen; Liebe zur Ehe.

Der Schüler fragte:

— Hat Swedenborg nie ein gutes Wort zum Trost und zur Aufmunterung?

Der Lehrer antwortete:

— Doch, gewiß hat er das. Er sagt zum Beispiel: Die Auserwählten sind die, welche Gewissen gehabt; die Verworfenen die, welche kein Gewissen hatten. Das stimmt mit Sokrates' Definition des Menschen überein: Wer Schamhaftigkeit und Rechtsgefühl besitzt. Aber Swedenborg hat an einer andern Stelle diese Erklärung der Versuchungen: Böse Geister, die aus der Erinnerung des Menschen alle Art Falschheit und Bosheit erwecken, die er seit der Kindheit je gedacht und verübt. Aber die Engel, die bei den Menschen sind, holen seine Güte und Wahrheit hervor, verteidigen ihn also. Dieser Kampf ist es, der beim Menschen Gewissensbisse verursacht. Wenn der Mensch auf das Verständige hin versucht wird, rufen böse Geister bloß seine bösen Handlungen hervor, die er begangen. Die werden hier mit unreinen Tieren bezeichnet. Die bösen Geister klagen an und verurteilen, indem sie aber die Wahrheit auf tausendfache Art verdrehen. Swedenborg erwähnt auch eine Art Geister, die in Kleinigkeiten Gewissensskrupel erregen und dadurch das Gewissen der Einfältigen beunruhigen. Deren Gegenwart erregt Angst in der Magengrube und ihre Lebenslust ist, die Gewissen zu beschweren.

Der Lehrer fuhr fort:

— Schließlich sagt Swedenborg: Es gibt einige Heiden aus den Gegenden, in denen die Menschen schwarz sind, die bringen es mit aus dem Leben der Welt, daß sie hart behandelt werden wollen. Im Glauben, daß niemand in den Himmel kommen kann, ohne Strafen und Qualen erlitten zu haben. *Weil sie diesen Glauben haben*, werden sie anfangs hart behandelt von einigen, die sie Teufel nennen. Und an einer anderen Stelle fügt er hinzu: andere Teufel als böse Menschen gibt es nicht. Noch ein Wort: Der Meister traf einige Verzweifelnde, die glaubten, die Pein werde ewig dauern. „Mir aber war gegeben, sie zu trösten.“ Also: da hast du gute Worte auch.

Der Schüler wandte ein:

— Aber Swedenborg ist im allgemeinen zu streng.

Der Lehrer antwortete:

— Nein, nicht er; das Leben ist streng, und das Gesetz des Lebens ist streng für den Ungerechten. Also spricht der Meister: Frauen, die von unten zu Macht und Reichtum kommen, werden oft Furien. Aber Frauen, die in Macht und Reichtum geboren sind, sich aber nicht überheben, werden dennoch glücklich. „Den Vergnügungen des Lebens, Macht und Reichtum entsagen, also durch Entbehrungen den Himmel verdienen wollen, ist eine falsche Ansicht.“

STRENG UND NICHT STRENG

Der Lehrer fuhr fort:

— Wir wissen, daß Swedenborg am Alltag mäßig war, aber gern in Gesellschaft ging; dann gönnte er sich einen poculum hilaritatis, einen Freudenbecher. Er erhebt sich bestimmt gegen die, welche sich von der Welt zurückziehen. „Viele denken, es sei schwer, ein Leben zu führen, das zum Himmel führt, weil sie gehört, daß man zu diesem Zweck der Welt entsagen und im Geist leben muß. Das fassen sie nicht anders auf, als daß man sich vom Irdischen trennen muß, um sein ganzes Leben geistigen Betrachtungen und gottesfürchtigen Übungen zu widmen. Daß es sich aber nicht so verhält, habe ich durch lange Erfahrung gelernt. Wer auf diese Weise sich von der Welt entfernt, um im Geist zu leben, kommt zu einem düstern Leben, das nicht die Freude des Himmels aufnehmen kann. Um sich auf den Himmel vorzubereiten, muß der Mensch in der Welt leben, und zwar in Tätigkeit und Beschäftigungen . . . Ich habe mit einigen gesprochen, die sich von ihren Beschäftigungen zurückgezogen hatten, um ein geistiges Leben zu führen; ebenfalls mit einigen, die sich auf verschiedene Art gequält und gemartert haben, weil sie die Begierden des Fleisches unterdrücken zu müssen glaubten . . . Gewöhnlich sind sie aufgeblasen von Hochmut und denken an die himmlische Freude als Lohn, ohne zu wissen, was Himmel und himmlische Freude ist.“

Der Schüler fiel ein:

— Das scheint mit den Pietisten der Fall zu sein.

— Nicht mit allen. Es gibt unter ihnen Büßer oder solche, die sich auf den Tod bereiten. Laß die Pietisten in Frieden, und übernimm es nicht, die Spreu vom Weizen zu sondern.

MÄSSIGKEIT AUCH IN DER RELIGION.

Der Lehrer sprach:

Wenn wir dem Meister Swedenborg glauben sollen, so muß man mäßig in seiner Religion sein (soweit man nicht Büßer ist oder sich auf den Tod vorbereitet). Seine täglichen Pflichten versäumen, um an Wochentagen in Versammlungen zu laufen, ist, als wolle man den Sonntagsanzug am Alltag anziehen. Das nennt man Garderobenmangel und deutet auf Nachlässigkeit. Umherlaufen und die Menschen nach ihren Seelen fragen, heißt Gottes Name mißbrauchen, da man kein Seelsorger ist. An der Ordnung der Gnade arbeiten, heißt den Himmel stürmen und in die Geheimnisse der Vorsehung dringen wollen. Die große Freude rauben, pflegt mit Schwermut bestraft zu werden. Mißbraucht man die Lichtquelle, so wird das Leben schwarz.

Aber die Religion soll nicht nur Sonntagskleid sein, sondern sie soll wie eine leise Begleitung die schwere Melodie des Alltagslebens mildern. Doch man darf nicht feige oder gleichgültig sein, wie so viele von den Christen unserer Tage. Hören diese die großen Worte Entwicklung, Aufklärung, Wissenschaft, so glauben sie sofort, das Christentum sei ein überwundener Standpunkt. Lesen sie in den Zeitungen, daß der Lausekönig die Christen untergekriegt hat, so glauben sie sofort, Gott habe die Seinen verlassen. Vergessen, daß die ägyptische Knechtschaft eine Erziehung zu Kanaan war; daß die Philister als Stachel benutzt wurden, um die Trägen anzuspornen.

Unglaube, Aberglaube, vorsätzliche Lüge, Irrtümer — alles dient der Wahrheit, denn alles dient. Und wer Gott lieb hat, dem wird a l l e s zum Besten dienen.

HEFE UND BROT

Der Lehrer fuhr fort:

Die neuen Heiden, die jetzt vorgestürmt sind und die Herren der Welt zu sein glauben, weil sie dem Weltfürsten dienen, scheinen ein Bodensatz von wilden Völkern zu sein, die durch Heirat und Einwanderung wie Hefe in die alten Nationen Europas gedrungen sind. Die Hefe erfüllt ihre Bestimmung in der Ofenwärme, wird aber selber zu Gasen verwandelt und verschwindet, indem sie Blasen und Löcher hinterläßt. Der Teig bleibt zurück, locker, mürbe, weiß: duftendes warmes Brot. Hefe ist ein Schimmelpilz, der aus Fäulnis entsteht; doch muß sie dabei sein, um weißes Brot zu machen.

Alles dient! Aber der Schimmelpilz allein gibt kein Brot! Man soll deshalb auf die Heiden nicht zornig werden, denn sie verstehen es nicht besser. Sie aufklären kann man wohl schwerlich; den grauen Star kann man wohl stechen, aber nicht den schwarzen. Fürchten soll man sie nicht, denn dann beißen sie. Aber sie müssen ihre Zeit haben. „Ich habe gesehen einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus, und grünte wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin; ich fragte nach ihm, da ward er nirgend gefunden."

DER ENTWICKLUNGSMANN

Der Schüler fragte:

— Kann man den Heiden nicht aufklären?

— Die Erfahrung hat gezeigt, daß es beinahe unmöglich ist. Denn ein Dummkopf kann die einfachsten Sachen nicht begreifen, die Selbstverständlichkeit eines Axioms nicht einsehen. Wird er regelmäßig von Unglück verfolgt, nennt er es Pech; wird er mit Krankheit geschlagen, steht er wieder ebenso dumm auf; kommt er ins Gefängnis, sitzt er nur da und denkt an neue Kniffe; liegt er auf der Folter, glaubt er für seinen Glauben zu leiden, obwohl er keinen Glauben hat. Aus Mahnungen und Prüfungen geht er als ebenso großes Vieh hervor, wie er vorher war, denn er begreift nichts. Und alle Dungherren preisen seine Charakterfestigkeit, seine Seelenstärke, seinen starken Glauben an seine Sache. Er ist sechzig Jahre alt geworden und er hat für die Entwicklung gearbeitet, aber er hat sich selber nicht entwickeln können. Er hausiert genau mit demselben Schund, wie vor vierzig Jahren, als er die „Wahrheit“ in den Büchern seiner Lehrer entdeckte. Er hat nie einen neuen Gedanken gedacht, nie einen neuen Blick auf eine alte Sache gefunden. Er hat still gestanden, aber die Welt ist vorwärts gegangen. Er hat geglaubt an der Spitze zu gehen, als er am Ende war. Er ging den Krebsgang zum Heidentum zurück, obwohl das Christentum vor ihm lag. Das war der Entwicklungsmann. Kennst du ihn?

— Ich habe ihn gekannt, aber die Bekanntschaft aufgesagt.

TAUSCH-UNTERRICHT

Als der Lehrer in Qualheim wanderte, kam er in eine Schule, die Tauschunterricht hieß, weil die Rollen hier vertauscht waren. Die unwissenden Schüler saßen auf dem Katheder und unterrichteten ihre gelehrten Lehrer.

— Nun, mein Junge, sagte der Schüler zum Lehrer in Mathematik, wie viel ist 6 mal 8? — Genau 48, antwortete der Lehrer. — Nein, sagte der Schüler, 78.

Der Lehrer widersprach. — Was, du antwortest unverschämt, sagte der Schüler. Du sollst mal sehen! — Aber ich kann beweisen, 6 mal 8 ist 48, widersprach der Lehrer. Ich kann es durch Addition beweisen.

Das Lehrerkollegium wurde zusammengerufen und gefragt, wie viel 6 mal 8 ist. Da es niemand wußte, erklärte der Lehrer-Schüler, es sei 78. Dem Lehrer wurde sein Irrtum nachgewiesen; da er aber nicht überzeugt war, wurde er in die Prügelklasse gesetzt.

Der wandernde Lehrer kam in eine Abteilung, in der in Moral unterrichtet wurde. Der Schüler, der von einer Ankerschmiede entlassen war, saß mit dem Rohrstock in der Hand auf dem Katheder.

— Das siebente Gebot? fragte die Ankerschmiede. — Du sollst nicht stehlen! antwortete der Schüler. — Das ist der alte Text; das ist ein überwundener Standpunkt. Unser Lehrerausschuß hat die zehn Gebote nach modernen Begriffen entwickelt. Das siebente Gebot lautet jetzt nach dem Vorschlag der Regierung: Du sollst nicht stehlen, wenn es jemand sieht!

Der wandernde Lehrer rief aus: — Das ist ja die Hölle! — Ja, gewiß ist sie das, antwortete der Führer.

DIE KUNST, MENSCHEN KENNEN ZU LERNEN

Der Lehrer sprach:

Es ist in Swedenborg soviel Weisheit, die man mit Vorteil in den Verhältnissen des Alltagslebens benutzen kann, um die Menschen besser kennen zu lernen und ihre Geheimnisse zu ergründen. Wenn du in eine Gesellschaft trittst und einer der Anwesenden ist zu artig gegen dich, während du merkst, daß er nach sauerm Magensaft riecht, so ist dieser Mensch falsch gegen dich. Wenn du einem Menschen ins Auge siehst und die Hornhaut erscheint netzförmig, wie ein geschmiedetes Gefäß aus Kupfer nach den Hammerschlägen kleine ebene Flächen zeigt; und das Auge dann Strahlen schießt, dann ist diese Person dein Feind. Riecht einer nach Ratten, so ist es ein Geizhals, Schurken verbergen sich oft unter einer gutmütig lärmenden Schwatzhaftigkeit. Wenn du in Gesellschaft von einer *unreinen* Kälte überfallen wirst, so ist ein schwarzer Mann anwesend. Wer eine Weile später, nachdem du etwas Ernstes gesagt hast, lächelt, der lächelt über seine bösen Gedanken. Lästerer haben verdorbenes Blut. Prahlhänse leiden oft an Zahnschmerzen. Heuchler kleiden sich gern nackt aus, um ihre Unschuld zu zeigen. Seelenmörder haben ein Gesicht wie blaßgelbes Werg. Der Haß riecht nach einer Leiche. Menschen mit schwarzen Füßen, die nicht weiß gewaschen werden können, leben in Bosheit und Laster. Der Mörder und der Falschspieler kriegen schwarze Hände. Untreue Frauen treten ihre Hacken schief, sprechen und zanken viel, sind aber äußerlich zärtlich gegen ihre Kinder. Wer anders spricht als er denkt, leidet an wundem Mund. Gottesleugner sprechen „wie in Wogen". Das alles sind keine Einfälle, sondern Beobachtungen, die ich im Zusammenleben mit Menschen benutzt, also nachgeprüft habe. Tue du das Gleiche, dann wirst du weise.

GEDANKENSÜNDEN

Der Lehrer sprach:

Luther sagt: Der Mensch ist ein Kind bis zum vierzigsten Jahr. Ich war Kind bis zum fünfzigsten, das heißt, unverständig, eingebildet. Glaubte, in meinen Gedanken unnahbar und unverantwortlich zu sein. Aber ich mußte umlernen, als ich mich zu beobachten anfing. Ich entdeckte nämlich: wenn ich in meinen Gedanken gesündigt, gehaßt, getötet, gestohlen hatte und ich kam in die Gesellschaft von Freunden, behandelten die mich achtungslos, als sei ich ein Mörder oder ein Dieb. Ich konnte das nicht erklären, glaubte aber schließlich, meine bösen Gedanken seien in meinem Gesicht zu lesen. Als ich auch beobachtete, wie die Freunde gerade die unangenehmen Stoffe aufnahmen, die meine geheimen Gedanken beschäftigten, sah ich ein, daß sogenanntes Gedankenlesen täglich und stündlich im Zusammenleben ausgeübt wird.

Als ich dann Maeterlincks herrlichen „Schatz der Armen“ las, wurde mein Glaube bestärkt, da er dieselbe Beobachtung gemacht hat. Als ich schließlich mein Inneres zu erziehen anfing, fand ich, daß das die Hauptsache ist. Indem ich die Gedanken bewachte, hinderte ich ihren Ausbruch in Handlungen. Nun verstand ich erst, warum ich so oft im Leben mich für ungerecht angeklagt gehalten, bestraft wegen Verbrechen, die ich nicht begangen. Ich gestehe jetzt ein, daß ich sie in Gedanken begangen habe. Wie aber wußten die Menschen das? Sicher gibt es eine immanente Gerechtigkeit, die Gedankensünden bestraft. Wenn die Menschen einander auf Argwohn, häßliche Miene oder aufs Gefühl hin nehmen, so haben sie recht!

Das sind harte Worte, aber es ist wohl so.

WILLENSÜNDE

Der Lehrer fuhr fort:

Es gibt auch Wunschsünde und Willensünde. Du weißt, man kann einen Menschen tot hassen. Ich lebte einmal in einem Badeort, in dem vom Gastwirt eine Art Ringsystem eingeführt war. Er hatte sich das Vorrecht verschafft, den Gästen allein das Essen zu verabreichen. Er ließ sie hungern, indem er das Fleisch auskochte, ehe er's briet; indem er Bouillon aus Roggenmehl bereiten ließ usw. Die Gäste waren geduldig und keiner wollte Lärm schlagen. Aber der Haß wuchs. Nach einem Monat sah ich, wie der Wirt anfing, im Gesicht gelb zu werden, hinzusiechen. Er mußte an seinem Ladentisch haßerfüllte Blicke auffangen.

Schließlich eines Tages erhob sich die ganze Gesellschaft, hundert Mann, und ging während des Mittagessens auf und davon. Da verfiel der Wirt in Krankheit; er bekam ein Leberleiden. Es war, als habe sich die Galle aller Gäste auf seine Leber geworfen und seine Galle gerinnen lassen. Er verschwand; sie hatten ihn getötet. Aber ihr Haß war dieses Mal berechtigt oder ganz natürlich.

Wenn man aber einen Menschen haßt, weil er uns nicht bewundern oder unsern selbstsüchtigen Interessen dienen will, dann kann man einfacher Mörder werden. Das hängt jedoch davon ab, wie der andere sich benimmt. Ist er unschuldig in diesem Fall, so wird er immun, unempfänglich für das Gift. Ich kenne einen Menschen, der mich haßt, weil er mich nicht hat bestehlen können. Es war eine Dienerin, der ich nur Gutes getan hatte. Ihr Haß erreichte mich nicht, solange ich ehrlich war.

MENSCHEN STUDIEREN.

Der Lehrer sprach:

Man soll nicht versuchen, Menschen zu studieren. Teils überlassen sie sich nicht zu Studien, teils fühlen sie's, wenn sie Gegenstand bewußter Untersuchung werden. Wer sich nicht selber gibt, bekommt nichts. Wer sich den Menschen nicht mit Sympathien nähert, findet keinen Kontakt. Betrachte ich sie als Unglücksgenossen, Mitwanderer in der Wüste, so öffnen sie sich. Entblöße ich mich selbst, so zeige ich Vertrauen, das beantwortet wird. Komme ich mit Mißtrauen, so antworten sie mit Mißtrauen. Nur in dem Fall, daß mich einer sucht, um mich zu untersuchen, lasse ich ihn mir „sitzen".

Wenn ich aber eine längere Zeit mit einem Menschen naiv verkehrt habe und dann in der Erinnerung die Bilanz ziehe, bekomme ich ziemlich Kenntnis von ihm, aber nie ganz richtige. Die Menschen haben ein Recht, ihre Geheimnisse zu verbergen.

Als ich jung und unverständig war, glaubte ich als Schriftsteller das Recht zu haben, in fremder Vergangenheit zu forschen; merkte aber bald, daß es unerlaubt ist. Sie waren wie geschützt.

Wer sagt, man soll so vorsichtig mit jedem Freund verkehren, als ob man einmal Feinde würde, der hat wenig Freude vom Verkehr gehabt. Ich habe die Menschen immer so genommen, als wenn wir geborene Freunde fürs ganze Leben wären. Darum habe ich etwas wieder bekommen. Und wenn sie mich getäuscht haben, habe ich mir gesagt:

Was tut es? Nichts für nichts.

FREUND GARNICHTS

Der Lehrer fuhr fort: Es gibt Menschen, die freundlich, harmlos, nachsichtig erscheinen; die andere in Frieden lassen, niemals forschen, nie einem Menschen etwas Böses nachsagen; auch nicht leiden, daß man einem Menschen etwas Böses sagt. Ich habe sie bewundert, sie um ihre gute Naturanlage beneidet. Doch habe ich unter diesen Personen gefunden, die aus reiner selbstsüchtiger Genußsucht sich von Unannehmlichkeiten fern halten; die aus Liebe zu Ruhe und Gemächlichkeit von fremden Angelegenheiten nichts wissen wollen, um nicht hineingezogen zu werden. Diese sind es, die vor Gericht nicht Zeugnis ablegen wollen, auch wenn ein Freund zu verteidigen ist. Die schweigen, wenn sie sprechen müßten. Die sich drücken, wenn sie einen Verwandten empfehlen sollen, weil „sie ihn nicht kennen“. Die das Gedächtnis verloren haben, wenn sie als Gewährsmänner einer Ansicht genannt werden. Die einem Bedürftigen kein Geld leihen, weil „sie nicht uneinig mit ihm werden wollen“. Ihnen fehlen alle positiven Tugenden, und ebenso alle positiven Fehler. Darum werden sie farblos, unzuverlässig, unpersönlich, gestaltlos; gehören zu keinem Kristallsystem.

Ich kannte einmal einen zehn Jahre lang; dann vergaß ich ihn. Zwanzig Jahre später fand ich auf einem Boden meine ältere Korrespondenz; dabei waren Hunderte von Briefen des gestaltlosen Freundes. Ich war erstaunt über eine so reiche Korrespondenz mit dem Mann. Und ich versuchte nachzusehen, was er zu sagen gehabt hatte. Ich las fünfundzwanzig Briefe. Es stand nichts darin. Las fünfzig: sie handelten von nichts. Rein gar nichts. Es waren nur Handschriften, Tinte auf Papier, Kuvert und Freimarke. Ich verbrannte die Papiere und vergaß den Freund Garnichts für alle Zeit. Er hinterließ nicht einmal eine Erinnerung.

UMGÄNGLICHE MENSCHEN

Der Lehrer sprach: Wenn ich ein Charakterdrama sah, habe ich mich immer gefragt, ob die Menschen so einfach und durchsichtig sind. Es gibt eine Gruppe Menschen, aus denen man nie klug wird. Sie sind von Natur so angelegt, daß sie sich aus lauter Entgegenkommen dem Umgang anpassen. Ein solcher Mensch kam in meinen Dunstkreis; ich fand ihn sympathisch, liebenswürdig, gutmütig. Als ich einem Dritten gegenüber meine Ansicht über den umgänglichen Freund aussprach, antwortete der: — Dann kennst du ihn nicht! Das ist ein boshafter Mensch; er hat sich nur dir gegenüber angenehm gemacht!

Dann kam ein Vierter: — Der? Das ist der falscheste Mensch, den es gibt!

Schließlich kam seine Frau: — Nein, er ist weder boshaft noch falsch; er will es den Menschen nur recht machen. Im Anfang unserer Bekanntschaft (er gestand es später ein) hatte er beschlossen, mich durch Entgegenkommen zu gewinnen und die Liebe dadurch zu unterhalten, daß er mir alles zu Willen tat, beinahe alles; mir nicht widersprach. Ein Jahr lang hatte ich keine Ansicht von ihm gehört, nur meine Gedanken. Ich glaubte, er habe keinen Willen, keine Ansichten, ja nicht einmal Gefühle. Er kam mir nur wie ein Spiegel vor, in dem ich mich selber sah. Ich traf niemals ihn, nur mich. Da wurde ich seiner müde, wußte mich nicht zu zügeln, verlangte danach, daß er etwas Unrechtes tue. Aber da kam er selbst! Mit einer Charakterfestigkeit ohnegleichen verließ er Gatte, Kind und Heim! Um seine Seele zu retten, wie er sagte. — Hast du denn eine Seele? fragte ich. — Urteile selbst, antwortete er und ging!

Es ist gefährlich, umgänglich zu sein; und es ist gefährlich, die Menschen für einfach zu halten.

BESSER ALS 'NICHTS

Der Lehrer sprach: — Ich habe eine alte Frau Religion beinahe wie ein Laster ausüben sehen. Sie hatte das ganze Leben hinter sich, mit allen Bankerotten, außer dem wirtschaftlichen, denn sie war eher reich. Sie bereitete sich aufs Hinscheiden, und damit tat sie recht. Sie schenkte das Geld den Armen, denn die küßten ihre Kleider auf offener Straße. Aber sie nahm es ihren Kindern. Sie kaufte geweihtes Wasser und hatte es in einer Schale an der Tür ihrer Kammer. Das wäre nicht so schlimm gewesen, aber es war Prahlerei mit Vorrechten. Sie hatte ihren Schlüssel zum Kirchenstuhl; erkaufte sich aber das Recht, allein in die Kirche zu gehen, wenn sie am Alltag geschlossen war. Ich traf sie eines Nachmittags, als sie mit dem großen Schlüssel in der Hand aus der Kirche kam: Triumphierend, stolz, als könne sie lösen und binden, war sie erfreut, mich zu sehen; sagte etwas Scherzhaftes, das sehr boshaft war, und darauf etwas Lustiges, das zynisch war. Ich schlug der weißhaarigen Tante vor, mit mir ins Wirtshaus zu gehen und ein Glas Wein zu trinken. (Es war in den Tagen meiner Treberzeit, als ich dem Lausekönig Schweine hütete.) Sie kam mit; der Kirchenschlüssel auch. Bei einem Glas Tiroler erzählte sie, sie habe kürzlich während eines Ausflugs ihren Mann eifersüchtig gemacht. Das deutete ja auf eine Gefallsucht, die einer alten Frau unwürdig war. Ich antwortete deshalb etwas, das paßte. Da wurde sie roh gegen mich. Nun mußt du nicht kommen und sagen: Da hast du die Religion! Höchstens kannst du einwenden: So soll man es mit seiner Religion nicht halten!

Der Schüler antwortete: — So soll man es nicht halten mit seiner Religion. Doch das ist immer noch besser als nichts.

VORM TIER KRIECHEN

Der Lehrer sprach:

Wenn man der Begierde sofort nachgibt, schenkt ja die Aufhebung eines gewissen Zwangs einem das Gefühl von Befreiung. Dieses Lustgefühl fassen wir beinahe als Belohnung auf; schließen daraus, daß wir recht gehandelt haben, wenn wir dem bellenden Hund den Knochen hinwarfen. Hätten wir aber unterlassen, dem Hund zu geben, so hätte er nicht die Gewohnheit angenommen. Wir könnten stolz unseres Weges gehen, im Bewußtsein, uns nicht vor dem Tier gebeugt zu haben, indem wir es bestachen, damit es schwieg. Das Lustgefühl ist in Sieg verwandelt; Machtgefühl ist mehr als Wollust.

Kriech nie vor dem Tier: dann kommt es nicht über dich! Eine unerlaubte Begierde unterdrücken, heißt die Uhr aufziehen. Die Feder krimpt, daß sie knirscht, aber dann erst zieht sie. Spar deine Kraft für dich selber, dann siegst du in den Kämpfen des Lebens über deine Feinde. Das ist die höchste Lust! Verschwende deine Manneskraft nicht: mit der wird das Weib dich unterdrücken.

Du weißt sehr wohl, was ich mit der Begierde meine; daß ich nicht mäßiges Essen und Trinken meine. Und du verstehst sehr gut, was verschwenden ist. Du mußt auch nicht glauben, daß die Begierde mit dem Alter abnimmt. Aber der Verstand wächst in größerem Verhältnis, und der Wille auch. Nur darum wird der Sieg verhältnismäßig leichter.

Diese Aufklärung kriegst du geschenkt. Behalt sie und zeig, daß du intelligent genug bist, eine tatsächliche Aufklärung annehmen zu können.

ECCLESIA TRIUMPHANS

Der Lehrer sprach: Die Welt ist wohl voller Lügen, aber es gibt auch Irrtümer, Mißverständnisse. Nicht zwei Menschen geben den Worten gleichen Wert. Aber es gibt beständige Lügen, die wie Münzen umlaufen. Es gibt Lügen der unteren Klasse, und Lügen der oberen Klasse. Lügen der Katholiken und der Protestanten. Aber die der Heiden sind die allerschlimmsten. Die glauben das Recht auf Lüge zu haben, wenn es ihnen oder ihren Freunden nützt. Eine der größten Heidenlügen, die mich lange in unrichtigem Kurs gehalten, ist die falsche Angabe, Japan habe die materielle Kultur Europas angenommen, aber das Christentum verschmäht. Zwei japanische Professoren, die jüngst unser Land besuchten, verkündeten dagegen, es gebe eine christliche Kirche in jeder größern Stadt Japans. Es gebe Christen in Heer, Reichstag, Universität. Die Zahl der Christen sei groß: fünfundvierzigtausend Protestanten, achtundfünfzigtausend Katholiken, fünfundzwanzigtausend Griechisch-Katholische. In der zweiten Kammer des japanischen Reichstages sind zwei Redner Christen gewesen. Und das alles ist in fünfunddreißig Jahren geschehen. Tausend Jahre gehen ja dahin wie ein Nichts, und die Zukunft scheint dem Christentum zu gehören, da wir schon gesehen haben, daß die Herren der Welt, Europa und Amerika, Christen sind. Dann ist es ja keine Not, Christ zu sein. Aber es kann eines Tages eine Schande werden, nicht Christ zu sein, wenn man in christlichem Land geboren ist. Man könnte das zurückbleiben nennen, nicht der Entwicklung folgen, konservativ sein. Das Ende des 18. Jahrhunderts feierten die Heiden alsUntergang des Christentums, aber 1802 wurde das schönste Buch über das Christentum geschrieben: „Der Geist des Christentums“ von Chateaubriand. Damit triumphierte die Kirche wieder.

LOGIK IN DER NEURASTHENIE

Als der Lehrer in Qualheim wanderte, kam er in eine Berggegend und sah ein Schloß, das so schön war wie ein schöner Traum. — Wer ist der Beneidenswerte, der einen solchen Palast bewohnen kann? fragte er.

Der Führer antwortete: — Das ist ein Unglücklicher, Einsamer, Friedloser, Wehrloser, Heimatloser. Er war mit großen Gaben als Künstler geboren, wandte aber diese Gaben auf Schund an. Zeichnete drollige Karikaturen über nichts, verdrehte alles Schöne ins Häßliche, alles Große ins Kleine. — Womit beschäftigt er sich denn jetzt? — Soll ichs sagen? Er sitzt vom Morgen bis zum Abend und rollt Kugeln aus Dreck . . . — Das heißt: er fährt so fort, wie er begonnen. Ist das die Strafe? — Ja! Ist das nicht logisch? Das Schloß bekam er, aber er kanns nicht gebrauchen!

Darauf gingen sie weiter und kamen in einen Garten. Da war ein Mann und propfte Pfirsiche auf Steckrüben. — Was hat der getan? fragte der Lehrer. — Im Leben liebte er am meisten Steckrüben. Jetzt will er den feinen Geschmack der Steckrübe auf den Pfirsich propfen, den er fade findet. Er war sonst Schriftsteller und wollte die Poesie mit unflätigen Bauernliedern auffrischen. — Darin ist ja Symbolismus. — Ja, und vor allem Logik.

Dann kamen sie zu einer Hütte; dort lag ein Mann auf einem Bett, von Bücherstößen umgeben. Der Mann hatte sich krank gelesen, lag da ohnmächtig von Hunger und Durst; konnte kaum atmen.

— Was liest er denn? fragte der Lehrer. — Nur Theologie, Exegetik, Dogmatik, Isogogik, Eschatologie. Er leugnete Gott, als er lebte. Jetzt sucht er ihn in der Theologie, hat ihn aber noch nicht gefunden. — Wird er ihn finden? — Ja, gewiß wird er! Aber erst muß er suchen! — Das ist ja wie in den Irrenhäusern bei uns. — Und Logik ist in der Neurasthenie ganz wie dort!

Der Lehrer sprach: Menschen treten oft in unserm Leben auf, als seien sie geschickt; man erfährt nicht, warum sie in unser Schicksal eingreifen; sie wissen es vielleicht selber nicht. Als ich ein junger Mann war, von dem man sich eine Zukunft versprach, ohne daß ich schon etwas geleistet, erhielt ich als Kameraden in meiner Stellung einen Menschen, der mir sofort antipathisch war. Auch er haßte mich gleich. Aber er suchte mich auf, nötigte mich zum Trinken, obwohl ich mich nicht gerade bitten ließ. Er trank furchtbar. Oft glaubte ich, er wollte mich tot saufen. Im Rausch ging er immer auf meine Person ein, schmeichelte und krittelte; trat als Scharlatan auf, der vorgab mein Schicksal zu kennen, und sagte voraus. Dies zog mich bald an, bald stieß es mich ab. Schließlich beschimpfte er mich in Gesellschaft beim Rausch. Nannte mich Humbug, aus dem nichts werden würde. Ich war damals meines Berufes mir vollbewußt; von der Beschimpfung gereizt, mit der scheinbaren Kraft des Rausches legte ich ein übermütiges Versprechen beim Weihtrunk ab: ich würde „groß“ werden. Da geriet der Mann in Wut und schwur bei der Hölle, ich würde nicht „groß“ werden. Dann trennten sich unsere Wege. Kameraden merkten es und fragten: Verkehrst du nicht mehr mit deiner Karikatur? Was soll das heißen? Sein Gesicht war eine wirkliche Karikatur des deinen. Und so war es. Ein paar Jahre später schlug ich durch. Ich will mich erinnern, daß meine Gedanken damals zu dem Geheimnisvollen, der sich für mein Schicksal interessierte, zurückgingen. Etwas später erfuhr ich, daß der Mann gestorben sei, mit 27 Jahren und unter eigentümlichen Umständen. Er stand auf einem Berg am Mittsommerabend und sah in die Sonne, als der Schlag ihn rührte. Er zersprang wie der Troll beim Sonnenlicht!

Der Lehrer fuhr fort: Dieser Mann sah aus wie ein Hunne oder ein Totenkopf; war im siebenten Monat der Mutter geboren; war auf Watte in der Nische des Kachelofens gerettet worden. Aber das erklärt doch nichts? Aber er hatte einen eigentümlichen Einfluß auf Leute, nicht nur weil er ihnen schmeichelte. Ich sah ihn, als er fünfundzwanzig Jahre alt war, mit unserm hervorragendsten Staatsmann zusammen, der damals fünfzig war. Der vielerfahrene, skeptische Politiker lauschte auf den halbberauschten, schlecht gekleideten, nicht gewaschenen Mann, der fast allein sprach. Er äußerte eine Sachkenntnis in allen Fragen, warf mit Zahlen und Tatsachen um sich, deutete uralte Bekanntschaft mit allen hervorragenden Männern an, kannte Intimitäten, Familienchroniken, politische Intrigen. — Wo hat er all das her? fragte ich einmal. — Weiß nicht, aber das ist ein merkwürdiger Mann von großem Einfluß, wurde mir geantwortet.

Zu seiner Charakteristik kann ich hinzufügen: er hatte Anfälle von Empfindsamkeit in all seiner Roheit. Er weinte, als er die Grausamkeiten im russisch-türkischen Krieg las. Er liebte schöne Poesie. Er schwärmte ritterlich für Damen. Flott gab er das Geld aus; wenn er aber berauscht wurde, ward er geizig. Dämonen plagten ihn, und er lief allein in die Wälder hinaus; schlug dann zuerst immer seinen Zylinder entzwei. Man sah ihm in die Nasenlöcher; wenn er lächelte, konnte man alle Backenzähne zählen. Trug immer zu lange Hosen, auf die er trat, weil er auf den Haken ging. Ihm wuchs kein Bart wie Attila, weil die Backen aus lauter Narben bestanden.

Was aber hatte er mit meinem Schicksal zu tun? Und warum haßte er mich so grenzenlos?

Unerklärlich, wie so vieles andere.

WAS NICHT LIEBENSWÜRDIG, IST SCHWER ZU LIEBEN

Der Lehrer sprach:

Nur in meinem Land kann ich mich satt essen; nur in der Sprache meines Landes kann ich meine Gedanken ausdrücken; nur in meiner Landschaft kann ich mich des Sommers freuen; nur in meinem Meer kann ich baden. Greift der Ausländer mein Land an, so verteidige ich es. Das ist meine Pflicht.

Aber sein Land lieben: das ist etwas anderes. Das setzt voraus, daß das Land liebenswürdig ist, und seine Bewohner ebenfalls. Aber ein Land lieben, in dem „alle Menschen einander hassen", das ist schwer. In dem jede Provinz an dem Hochmut krankt, die vornehmste zu sein. In dem man den Namen von Provinzen als Scheltwort benutzt: der verdammte Schone, der satanische Smoländer, der höllische Westgote usw.

Ein Land, dessen Grund und Boden im Ausland verpfändet ist; aus dem jeden Tag hundert Menschen auswandern, wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen; dessen Gemeinden infolge unfruchtbarer Tätigkeit verschuldet sind; in dem der einzelne von Vorschuß lebt — wirkt erschreckend.

Ein Land, in dem die Arbeit als Nebensache und das Vergnügen als Hauptsache betrachtet wird; in dem der Mitbürgergeist nicht über Verwandte und Bekannte hinausgeht; in dem das politische Interesse mit der Reichstagswahl beginnt und mit dem Ministersessel endet; in dem es nicht darauf ankommt, seinem Land zu dienen, sondern zu herrschen und die Staatskasse zu plündern, seine Wähler zu belohnen und die andern zu bestrafen; in dem Parteien sondern und Sekten zerstreuen — das ist schwer zu lieben. Aber man muß es wohl versuchen!

NETZE UND SCHLINGEN.

Der Schüler fragte: Was sagt Swedenborg vom Weib?

Nichts Besonderes, soviel ich mich erinnere; aber in seiner Symbolik bezeichnet der Mann das Vernünftige, das Weib die Eigenliebe. Die Ehe ist für ihn ein Sakrament, eine heilige Handlung, die das Niedrige adelt; einen vergessen läßt, was sich in Erinnerung bringt; deren Zweck das Kind ist. Der Ehebruch ist für ihn das größte von allen Verbrechen, denn er fälscht Gottes Ebenbild; die Folgen sind Generationen hindurch zu spüren, erschüttern das Erbrecht, unterschieben Stammtafeln, setzen fremde Kinder auf den Geburtsschein: das ganze Gefühlsleben wird pervers. Wenn du ein christlicher Mann bist und dich mit einer heidnischen Frau verheiratest, wirst du erfahren, was Heidentum ist. Du verheiratest dich, wie du glaubst, mit einem Engel; siehst dann aber Tier und Teufel zum Vorschein kommen. Kannst du dann das Zeichen des Kreuzes machen und wie Tobias am Fuß des Bettes dein Gebet verrichten, so flieht der Teufel: Der gedeiht nicht, wo das Wasser rein ist. Swedenborg sagt: Lasterhafte Frauen werden Hexen, welche denen, die sie hassen, eingeben, daß sie sie ums Leben bringen, denn sie wissen, daß sie nicht sterben können. Dann klagen sie die als Mörder an und verbreiten es. (Diese werden schließlich wie Skelette.) Kennst du den Typus wieder von gewissen berühmten Mord-Prozessen, wo kein Mord begangen war? Salomo predigt: „Und ich fand etwas, das ist bittrer als der Tod: Ein Weib, dessen Herz Netze und Schlingen sind. Wer in Gottes Augen angenehm ist, entgeht ihr; der Sünder aber wird von ihr gefangen.“

Der Schüler: Da wir aber alle Sünder sind . . .

Still, du!

VERGÄNGLICH UND UNVERGÄNGLICH

Der Lehrer sprach: Viel Elendes habe ich in der Welt gesehen, aber etwas so Erbärmliches wie eine heidnische Frau, die ihre Schönheit verehrt, habe ich nicht gesehen. Sie malt sich wie ein Götzenbild; weihräuchert sich mit Parfüms; ihr soll geopfert werden mit Blumen, edlen Steinen und teuerm Wein. Das ist ihre einzige Religion, und der Ketzer muß auf dem Scheiterhaufen sterben. Sie hat Andachtstunden vor dem Spiegel im geschlossenen Zimmer: Angesicht gegen Angesicht mit sich selbst. „Ich liebe mich!" ist ihr Credo. „Und ich danke Gott, daß ich nicht so häßlich bin wie andere", ist ihr Gratias. Die Schönheit ist eine Gabe Gottes, aber sie ist am schönsten, wenn die Besitzerin nichts von ihr zu wissen scheint und sie nicht zur Grausamkeit mißbraucht. Auf etwas so Vergängliches wie glatte Haut und anmutige Muskelbündel baut sie ihre Seligkeit. Die besteht darin, Männer leiden zu sehen. Es ist nämlich Herrschsucht, Zerstörungssucht, die sie erfüllt; nicht so sehr Wollust. Gatten trennen, Verlobungen sprengen, Liebhaber verabschieden, das ist die Aufgabe der Schönheit für sie. Aber es kommt ein Tag, er kommt mit Naturnotwendigkeit, da schrumpft die Haut ein, da trocknen die Muskel oder schwellen; da kann der Spiegel nicht mehr schmeicheln. Da wird auch der Verschmähte von grenzenlosem Mitleid ergriffen mit der Unverständigen. Immer kommt sie dann zu dem Verstoßenen und sagt: Tröste mich! Was soll er antworten: Werde gut, so wirst du wieder schön!

Diese Schönheit habe ich unter weißem Haar und gelber Haut leuchten sehen; ich habe sie in den Augen einer Achtzigjährigen gesehen. Das waren die schönsten Augen, an die ich mich erinnere.

Diese Schönheit ist unvergänglich!

Der Schüler sprach:

Ich habe gehört, ich habe gedacht, nun will ich sprechen. Ich glaube: an das Christentum als eine welthistorische Tatsache, mit der die neue Zeit begonnen hat. Ich glaube, alle Völker werden einmal in Jesu Christi Namen die Knie beugen. Jedesmal wenn die Heiden Oberhand bekommen, werde ich es als eine Prüfung auffassen. Nicht sofort glauben, Gott sei mit ihnen, gegen die Seinen.

Aber komm mit einem naiven, frohen Christentum, das alle zum Fest auf den Sonntag sammelt. Halt es für einen Mißbrauch des Namens Gottes, wenn man am Alltag Gottesdienst hält. Vereinfache die Dogmen und halt sie schwebend, auf daß alle Platz in ihnen finden. Verkürze den Gottesdienst, laß Lob, Dank und Anbetung Hauptsache werden; die Predigt, die nur zwanzig Minuten dauern darf, Nebensache. Der Prediger soll sich an den Text halten, nicht persönliche Anwendungen machen nach Art des Journalisten. Dann erst kann man von Sammlung sprechen; von Nationalfesten wie Panathenäen und Olympische Spiele.

Aber im christlichen Staat ist es Wahnwitz, Heiden an die Spitze zu stellen: als Lehrer, Erzieher oder Offiziere. Das ist nicht Duldsamkeit, sondern Dummheit. Da ist der Bock zum Gärtner gemacht, da ist der Feind in der Festung, das ist Feigheit der öffentlichen Meinung gegenüber.

Es kommt ein Tag, an dem Christ ein Ehrentitel, ein Adelsbrief wird. Ich bin ein Christenmensch, das bedeutet: ich bin römischer Bürger. Wer sich Heide oder Atheist zu nennen wagt, wird ein Dummkopf sein, oder ein altmodischer Esel, ein konservativer Reaktionär.

DIE VERFÜHRTEN WERDEN VERFÜHRER

Der Schüler fuhr fort:

Warum es mir und manchem andern so schwer geworden ist, wirklich christlich zu werden, kommt wohl daher, daß wir alle direkt von Heiden abstammen. Wir waren nicht akklimatisiert, hatten wilde Triebe in uns; unser Fleisch war zu roh, um Entsagung und Druck zu ertragen. Wir wurden auch in der Affentheorie erzogen. Wir lernten, der Mensch gehöre zur Zoologie und nicht zur Anthropologie; der physische Vorgang vor der Wiedergeburt der Seele, die vom Bösen Bekehrung genannt wird, sei Neurasthenie und mit warmen Bädern oder Bromkali zu heilen. Tierärzte hatten Professuren der Philosophie inne und führten Zoologie als Zwangsstoff ins theologische Examen ein. Die Diener des Herrn lernten, die Religion sei ein Überbleibsel der Tertiärzeit; das Tier sei religiöser als der Mensch; der Mensch habe Gott geschaffen. Der Verführer unserer Jugend lehrte uns, das Leben Jesu sei ein schlüpfriger Roman; die Lehre der Bibel über Christus laufe darauf hinaus, daß er ein hervorragender galiläischer Mann gewesen; schließlich, daß der Übermensch der Bandit sei, dem alles gegen die andern erlaubt ist, wenn er nur ein falsches Alibi nachweisen kann und keine Zeugen hat.

Es war eine Zeit des Grauens, die an die römische Kaiserzeit erinnerte; und wie diese die Ankunft des Christentums verkündete. Wir, die Verführten, wurden dann Verführer. Aber danken wir Gott, daß kein Schade geschehen ist. Alles dient. Wir müssen zum abschreckenden Beispiel dienen.

Immer etwas.

EIN FLOTTES CHRISTENTUM

Der Schüler fuhr fort:

Aber man soll die Menschen nicht mit dem Christentum schrecken und nicht kleinlich sein. Laß den Glauben Anknüpfung sein, auf daß ich weiter komme. Laß den Glauben Hoffnung sein auf ein besseres Leben nach diesem, Verbindung mit dem Oberen. Laß die Früchte des Glaubens Menschlichkeit, Ergebung, Barmherzigkeit sein. Geh aber nicht hin und zähle, wieviel Grogs er trinkt; nenne ihn nicht Heuchler, weil er einmal dem Fleisch unterliegt; oder wenn er zornig wird und harte Worte sagt. Frage nicht, wie oft er in die Kirche geht; merk nicht auf seine Worte, wenn er im Anfall einer Laune anders spricht als er wollte. Du darfst nicht sehen, wenn er in der Einsamkeit bereut oder sich bestraft. Eine Notlüge oder die Ausschmückung einer Geschichte ist keine Todsünde; ein Fehltritt kann so mit Gefängnis gesühnt werden, daß er vergessen werden muß. Tritt nicht aus der Kirche aus wegen einiger Dogmen, die du nicht begreifst. Bilde keine Sekte, nur um nicht mehr Herde zu sein, sondern um dich zum Hirten zu erheben.

Ein flottes Christentum zum alltäglichen Gebrauch, und ein strengeres für den Feiertag.

Sprich nicht von Religion. Dazu ist sie zu gut. Frage deinen Bruder nicht, wie er zu seiner Seele steht. Das ist die Art des Pharisäers, der alle Gebote wörtlich zu halten sucht. Das ist unmöglich. Die Tugend liegt im Streben, auch wenn es nicht immer gelingt.

Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen.

MIT DER OBERLEITUNG WIEDER ANKNÜPFEN

Der Schüler sprach:

Du hast einmal gesagt, der Straßenbahnwagen bleibe stehen, wenn er den Kontakt mit der Oberleitung verliert. Das kenne ich sehr gut. Wenn meine Freunde, die Atheisten und Heiden sind, wüßten, welche Befreiung es ist, wieder den Kontakt anzuknüpfen. Das ist ungefähr so, wie sich in kristallklares Meerwasser werfen, nachdem man sich unter der Hundstagssonne auf staubiger Landstraße in Schweiß gegangen hat. Es wird hell im Herzen. Das regelmäßige Mißgeschick hört auf; man hat etwas Erfolg, die Unternehmungen gelingen einem, man kann nachts schlafen, die Neurasthenie verschwindet.

Ich erinnere mich, wie nach einer durchzechten Nacht die schönste Landschaft bei Sonnenaufgang unheimlich wirkte; während dieselbe Aussicht nach einer durchgeschlafenen stillen Nacht wie das Paradies aussah.

Wenn man Gewißheit bekommt und den auf Gewißheit begründeten Glauben, daß das Leben eine Fortsetzung auf der andern Seite hat, dann wird es einem leichter auf dieser; dann jagt man sich nicht müde mit Kleinigkeiten. Dann findet sich der göttliche Leichtsinn ein, von dem Goethe spricht. Der äußert sich in einer gewissen Geringschätzung von Ehre und Auszeichnungen, Beförderung und Geld. Stöße und Beschimpfungen können einem dann nichts mehr anhaben. Das Ganze verläuft weicher und glatter. Wie schwarz die Umgebung auch aussehen mag, man leuchtet gleichsam selber und trägt seine kleine Taschenlampe Hoffnung bei sich.

DIE KUNST, SICH ZU BEKEHREN

Der Schüler fuhr fort:

Plato schildert das Erdenleben so:

Die Menschen sitzen in einer Höhle und drehen dem Licht den Rücken zu. Darum sehen sie nur die Schatten oder Scheinbilder von dem, was draußen vor der Höhle ist. Wer auf die lichtvolle Idee kommt, sich umzukehren, sieht die Urbilder, das wirklich Wirkliche, das Licht.

So einfach ist es! Nur sich umkehren! Sich bekehren mit anderm Wort. Deshalb aber braucht man nicht Mönch, Büßer oder Einsiedler zu werden. Ich bin beinahe einig mit Luther, daß der Glaube alles ist. Die Taten kommen langsam nach; sie brauchen nur darin zu bestehen, daß man sich von allem vorsätzlichen Bösen fern hält.

Für den Anfang kann man sich damit begnügen, daß man nicht stiehlt, lügt, falsches Zeugnis ablegt usw. Hat man größere Ansprüche und will sich zum Übermenschen ausbilden, so mag mans. Gelingt es einem aber nicht, muß man nicht das ganze System verwerfen, sondern unaufhörlich von neuem beginnen, niemals verzweifeln, über sein eitles Streben zu lächeln suchen, mit sich selber Nachricht haben und Gutes von Gott glauben.

Wenn der Gottesfürchtige fällt, steht er wieder auf, bürstet sich ab und geht weiter; der Gottlose aber bleibt im Schmutz liegen. Also, die ganze Kunst:

Dem Licht nicht den Rücken zukehren.

ÜBERMENSCH

Der Schüler fuhr fort:

Die Entwicklungsherren sagen: Christentum sei altmodisch und liege hinter uns. Nein, das Christentum liegt überall: hinter uns, neben uns, vor uns.

Heiden aller Art schufen wirklich ihre Götter nach ihrem Ebenbild. Aber mit dem Christentum kam der transzendente Gott und offenbarte sich den Menschen, die den guten Willen hatten, ihn zu begreifen. Darum ist das Christentum der Anfang der Weltgeschichte, ihre Mitte und ihr Schluß. „Woher und wohin alles strömt", wie Hegel sagt.

Das Einmaleins ist älter, ist aber nicht altmodisch; wird noch benutzt, obwohl die Logarithmen erfunden sind. Die Denkgesetze, die Verbindungsgewichte, die Schwingungszahlen sind nicht hinter uns zurückgeblieben, sondern liegen immer noch neben uns.

Macht man sich aber wieder ans Christentum, so muß man's ungesäubert nehmen, mit Stumpf und Stiel, Dogmen und Wundern; dann nimmt man's in sich auf. Unkritisch, naiv, in großen Zügen, dann geht es hinunter wie Rizinusöl in heißem Kaffee. Mund öffnen und ein Auge schließen, das ist die einzige Art.

Ich bin Christ, das bedeutet: Ich bin Edelmann, ich gehöre zur Oberklasse; ich bin geimpft, habe meine Wehrpflicht geleistet, bin Mitbürger und mündig. Ich bin ein weißer Mann, ich habe einen reinen Geburtsschein, ich bin Übermensch.

CHRIST SEIN, HEISST NICHT FRÖMMLER SEIN

Der Schüler fuhr fort:

Wenn meine heidnischen Freunde doch von der Ansicht ließen, ein Christ müsse Frömmler sein, dann würden sie in Scharen in unser Pantheon kommen. Luther aß und trank, was man ihm vorsetzte, Wie Paulus sagt; spielte, sang, ging auf die Jagd und in die Kegelbahn. Er fluchte auch, aber, wohlgemerkt, er bat niemals Gott, ihn zu verfluchen, oder den Teufel, ihn zu holen; er konnte nur sagen, etwas sei verflucht oder zum Teufel. Allerdings finde ich, er hätte ein Teil davon lassen können, da es Ärger erregte und da er Oberpriester und Prophet war.

Es ist ein ständiger Irrtum, daß wir Laien am Alltag wie Priester leben sollen. Das können wir nicht, haben nicht Zeit noch Mittel dazu; es ist eine Schande, das zu verlangen. Aber der Priester, das ist etwas anders. Er hat sein Leben dem Dienst des Herrn gewidmet. Er sollte die sechs Tage der Woche dazu anwenden, seine Predigt so vorzubereiten, daß er sie auswendig kann. Ich will den Geistlichen nicht mit dem Schauspieler vergleichen; aber am Sonntag soll er seine Rolle wenigstens auswendig können. Dafür bekommt er sein Brot. Sieht die Gemeinde, daß er abliest, so denkt sie, das können wir auch, das ist keine Kunst.

Und der Diener des Herrn muß sich zusammennehmen, sonst erregt er Ärger. Er kann gern streng sein und die Leute von sich fern halten, denn er vertritt; ist keine Privatperson. Mit dem Laien ist's etwas anderes. Er ist ein armer sündiger Mensch, von dem man nicht so viel verlangen darf, da er in der Bosheit der Welt die Last des Tages trägt.

TEMPERATUR

Der Schüler sprach:

Wenn man ein Piano stimmt, darf man es nicht in reinen Oktaven stimmen, denn dann werden die Intervalle falsch. Das nennt man Temperatur. Eine Gitarre kann nie rein gestimmt werden, sondern schwebt immer; und das ist der Reiz des Instrumentes. Die Verbindungsgewichte der Chemie sind immer mit Dezimalbrüchen behaftet. Es gibt nicht ein Kristall im Mineralreich, das vollkommen ausgebildet ist nach Achsen und Winkeln.

Mit einem Wort: alles ist unvollkommen, mangelhaft. Regelmäßige Kunstwerke werden leicht langweilig wie regelmäßige Schönheiten. Vollkommene Menschen oder fehlerfreie sind oft unerträglich. Ein wenig Sünde kleidet einen Menschen hier in der Welt der Unvollkommenheit. Auch in ihnen muß Temperatur sein. Man hat die Pflicht, die Schwächen der Menschen zu übersehen. Das Vollendete von einem Kind zu verlangen, ist vollständig unrichtig. Eltern und Lehrer fordern jedoch völligen Gehorsam, vollendeten Fleiß, vollständige Kenntnis der Aufgabe. Das ist verrückt.

Anderseits aber hat der, der Fehlerfinder heißt und überall Fehler sieht, auch recht; aber er sollte manchmal übersehen. Jeder Gegenstand, den man kauft, hat einen Fehler; und es ist lange Übung nötig, um fürlieb nehmen zu können. Sowohl Käufer wie Verkäufer klagen übereinander. Ebenso Gatten untereinander, Eltern und Kinder, Herrschaft und Diener.

Nichts stimmt, alles schwebt; aber es soll sich vielleicht schwebend halten, um nicht falsch zu werden.

REGULA FALSI

Der Schüler sprach:

Es ist ein Wunder, daß man mit einer unbekannten und einer falschen Voraussetzung richtig rechnen kann. Regula de tri, von den alten Indern erfunden, ist eine der größten und schönsten Entdeckungen der Menschheit. Die Ursachen verhalten sich zueinander wie die Wirkungen. Das Produkt der ersten Ursache und der zweiten Wirkung ist gleich dem Produkt der zweiten Ursache und der ersten Wirkung. Wie weiß man das? Die Erfahrung bestätigt es. Und wenn eine von den Ursachen oder Wirkungen unbekannt ist, kann sie durch die drei Bekannten gefunden werden.

Das ist ja nichts so Besonderes. Aber mit einer unbekannten, einer falschen Voraussetzung, einer zweifelhaften arbeiten und doch ein richtiges Resultat bekommen, das ist ein Triumph des Gedankens.

Wie heißt die Zahl, deren Drittel und Viertel zusammen 49 machen? Nimmt man an, die gesuchte Zahl sei 12, findet aber, daß ein Drittel und ein Viertel davon bloß 7 ergeben, so stellt man die Gleichung auf: $x:12 = 49:7$. Dann bekommt man die Zahl 84, die richtig ist. Auch von den Indern erfunden und Regula falsi genannt, hat diese Art zu rechnen mich sehr erbaut. Sie beweist mir nämlich, daß auch die Lüge der Wahrheit dient oder zu deren Finden beiträgt. Und das unbekannte x spielt auch seine Rolle, denn wenn man die lügnerische Zwölf mit der wahren 49 multipliziert, und dividiert dann mit dem Produkt des unbekannten x, der zweifelhaften 7, so erhält man die Gewißheit. Sollte man nicht die Gottheit Christi und die Autorität der Bibel mit regula falsi beweisen können? — Der Lehrer antwortete: Gewiß! Aber das ist nicht nötig für intelligente Menschen.

MACHT UND WERT DES WORTES

Der Lehrer sprach:

Der Gedanke ist die Handlung eines Sinnes, und das Wort ist ein geronnener Gedanke. Darum sind wir auch für Gedanken und Worte verantwortlich. Das ausgesprochene Wort kann wie eine Inkantation wirken, eine Beschwörung. Es gibt Menschen, die so gefühlvoll sind, daß sie's aus der Entfernung empfinden, ob man gut oder schlecht von ihnen spricht. Es gibt Menschen, die nicht vor der verbrecherischen Handlung zurückschrecken, die aber zusammenfahren bei dem Wort, das sie nennt. Schwache Menschen können keine harten Worte vertragen; sie werden krank. Man kann mit einem Wort morden. Wäre ich Richter, würde ich den Totschläger immer zuerst fragen: Was sagte er, daß Sie ihn niederschlugen? Und dann würde ich auf mildernde Umstände erkennen, oder geradezu auf Freisprechung, wenn das mordende Wort die Veranlassung zum Totschlag gewesen ist, als Reflexbewegung. Wenn ich fünfzig Jahre lang das Andenken meiner Eltern gepflegt, auf meine Abstammung, Familie, Erbe, Ehre gegründet habe, und dann kommt jemand und redet mir ein, ich sei nicht meines Vaters Sohn, so hat er mich gemordet; das ganze Gebäude niedergerissen, das mein Gefühlsleben heißt. Hat meine Energie und Opferwilligkeit getötet; mir eine unglaubliche Arbeit auferlegt, meine Vorstellungen von Welt und Menschen umzuredigieren; Pietät und Zuneigung ausgerodet; mit einem Wort, mein ganzes Leben zu Boden geschlagen. Hat er gelogen, so ist er ganz einfach ein Mörder!

DIE SCHWARZE AUFKLARUNG

Der Lehrer sprach:

— Alles dient, und der Irrtum fördert oft die Wahrheit. Am Ende des vorigen Jahrhunderts begannen die Materialisten im Verborgenen zu schnüffeln. Eines Tages entdeckten sie die Fähigkeit des Menschen, während eines hypnotischen Zustandes in die Ferne zu sehen, das Unsichtbare zu schauen und die Zukunft zu durchdringen. Damit erfüllten sie, eigentümlich genug, den ehrenvollen Beruf, die Seher- und Wahrsagekunst sowie die Möglichkeit des Wunders zu beweisen. Die Theosophen, die wirklich in einer schrecklichen Zeit der „schwarzen Aufklärung" hinter den Erscheinungen suchten und alte gute Weisheit ausgruben, verhielten sich doch feindlich gegen das Christentum; gingen so weit, daß sie einen Propheten nach Indien sandten, um vor den Missionaren zu warnen. Mit der Zeit aber fingen sie an, das Christentum wieder zu erforschen; jetzt waren sie gerüstet, um die Geheimnisse von Christi Menschwerdung und Sühntod, Sakramente und Wunder zu verstehen. Und siehe da: jetzt hat die letzte Prophetin ein Buch zur Erklärung und Verteidigung des Christentums geschrieben. Alle Wege scheinen zu Christus zu führen. Niemand hat dem Christentum so gedient wie die materialistischen Okkultisten und die atheistischen Theosophen. Das junge Frankreich ist von den Heiden christlich gemacht worden. Der letzte Apostel des Bauernverstandes steht allein da wie ein alter Spott, in seiner höllischen Selbstverblendung; im Glauben, der einzig Aufgeklärte in der Welt zu sein. Hoffen wir, daß die Aufklärung mit ihm zu Ende ist?

— Ja, hoffentlich!

ANTHROPOMORPHISMUS

Der Lehrer sprach:

Der Mensch hat eine Neigung, alles nach seinem Bilde umzuschaffen. Als die Heiden sich Götter machten, glichen die ihren Schöpfern in allen Fehlern und Lastern. Das nennt man ja Anthropomorphismus. Der Maler, der ein Porträt macht, malt immer etwas von sich selber. Ich kenne einen Bildhauer, der immer seine untersetzte Figur mit den zu kurzen Beinen modellierte, ob er nun Bergleute, Faune, Gelehrte oder Könige darstellte. Je klotziger er selber mit den Jahren wurde, desto runder wurden seine Figuren. Ich kenne einen Photographen, der alle männlichen Porträts so retuschiert, daß sie ihm ähnlich werden. Er muß sein Äußeres bewundert, es für einen Standardtypus gehalten haben. In gleicher Weise verfährt der Kritiker, wenn er ein Dichterporträt schreibt. Alles, in dem der Dichter ihm gleicht, wird zu Verdiensten; alles, in dem er ihm nicht gleicht, zu Fehlern. Wenn einer sagt: „Der Dichter ist der beste, den ich kenne; den mußt du lesen!“ so bedeutet das: dieser Dichter hat meine Ansichten; die mußt du teilen, denn meine Ansichten sind die besten in der Welt. Der Mensch möchte am liebsten Menschen und Welt nach seinem Ebenbild umschaffen. Kriegte aber jeder seinen Willen, wie würde die Welt aussehen?

FURIENKULT ALS STRAFENDE ZWANGSVORSTELLUNG

Der Lehrer sprach: Swedenborg erzählt, auf seine Art, wie der größte Tyrann im Hades ankam. Er wollte die Hölle gegen den Himmel erheben; da wurde er damit bestraft, daß eine schreckliche Frau ihn beherrschte, die er anbetete. Sie war der Inbegriff des Urbösen, der bewußten Lüge, des überlegten Betrugs, der Häßlichkeit, Unsauberkeit, Zerstörungslust. Er aber wurde gezwungen, in ihr das Gute, Schöne, Liebliche zu sehen; er nannte sie: mein Engel. Alle seine Anhänger mußten sie verehren, sonst nannte er sie Frauenhasser. Wo Swedenborg seine Erzählungen her hat, weiß ich nicht, aber seine Schilderungen gleichen Photographien aus unserer Wirklichkeit und könnten für Satiren gelten. Die moderne Frauenverehrung stammt nicht aus der christlichen Ritterzeit, denn diese Romantiker verehrten die Weiblichkeit in ihren Tugenden. Unsere neue Gynolatrie ist von den Heiden gekommen, ist eigentlich eine Art Furienverehrung als Zwangsvorstellung oder Strafe. Die Söhne des Dungherrn vergöttern ihre Furien und preisen deren Fehler. Laster wird Tugend, Bosheit ist Charakter, lügnerisches Wesen bedeutet Intelligenz, Roheit ist Stärke. Wer diese Teufelsverehrung nicht mitmachen will, nennen sie Frauenhasser. Die Frauen, die ehrbare Gattinnen und Mütter sind, heißen altmodisch und pervers. Euripides schildert in „Hippolytos“, wie dieser Königssohn der keuschen Diana seine Verehrung widmete und die gemeine Venus floh. Diese unkeusche Göttin rächte sich dadurch, daß sie den unschuldigen Hippolytos der Blutschande anklagte und ihn dann töten ließ. Euripides wurde wegen dieser grausigen Schilderung Frauenhasser genannt und soll von Hündinnen zerrissen worden sein. Das ist hübsch!

HUNDEVEREIN.

Der Lehrer sprach:

Als die Anthropologie Zoologie wurde, begannen die Zoologen die Tiere zu behandeln, wie Menschen behandelt werden müßten. Hundegesellschaften bildeten sich, um die Rasse zu veredeln, indem man Monogamie und eheliche Treue in die Hundewelt einführte. Gleichzeitig aber predigte die Läusekönigin die Untreue in der menschlichen Ehe als eine Pflicht. Da die Vaterschaft gesetzlich nicht verleugnet werden darf, entstand ein heruntergekommenes Bastardengeschlecht. Die Menschen feierten Hundehochzeiten, und die Hunde zelebrierten Beilager. Die Hunde sollten reinen Geburtsschein und klare Stammtafeln haben, aber die Menschen nicht. Auf diese Weise wurden die Tiere veredelt und die Menschen vertiert. Das war die Entwicklung und hieß Durchbruch der Tierärzte. Ich sah in diesen Tagen die sogenannte Luderbraut mit ihren Kindern in einem Salon. Man spielte ein Gesellschaftsspiel. Das bestand darin, daß man von jedem Kind den Vater erraten mußte. Die Gesellschaft nannte sich Hundeverein. Jetzt hat dieser Klub sich einen Prozeß von dem richtigen Hundeverein zugezogen, der sich dieser Gesellschaft schämt.

Der Schüler fragte:

— Ist das wahr? Dann ist es ja die Hölle!

— Gewiß ist es das! sagte der Lehrer.

AMERIGO ODER KOLUMBUS

Der Lehrer sprach:

Menschliche Größe und die Art, groß zu werden, ist etwas höchst Merkwürdiges. Oft scheint der neidische Haß auf den Verdienten in eine unsagbare Liebe zu dem Unverdienten umpolarisiert zu werden. Die Verblendung des Hasses kann so weit gehen, daß der Unverdiente den Ruhm erntet, wenn der Verdiente eine gute Arbeit geleistet hat. Manchmal aber gibt es geheime Ursachen zu dieser abnormen Art. Jeder Schuljunge hat gefragt, warum Amerika nicht nach Kolumbus, dem Entdecker, genannt wurde. Ich habe auch darnach gefragt, und als ich dem Dungherrn diente, fand ich es ganz natürlich, daß dem unverdienten Kartenzeichner Vespucci die Ehre wurde. Als ich aber die Vernunft wieder bekam (und die Menschen mich verrückt nannten!), las ich die Biographie des Kolumbus noch einmal. Da fand ich neben seinen großen Verdiensten große Fehler. Wie David versündigte er sich durch Hochmut, Geiz, Grausamkeit und Falschheit. Sein Hochmut war grenzenlos. Als Bedingung für die zweifelhafte Reise hatte er ausgemacht, daß er Vizekönig werden müsse, er, der Sohn des Webers; und den Zehnten der Einkünfte bekomme. Nun, er erfuhr es nie, daß er einen neuen Weltteil entdeckt hatte. Er starb. Wurde vergessen. Aber Vespucci war nicht nur Kartenzeichner, sondern besegelte Südamerika und entdeckte, daß die neue Welt nicht Indien ist. Er scheint ein sanftmütiger, rechtschaffener und bescheidener Mann gewesen zu sein. Vielleicht hat er die Ehre, die ihm zufiel, verdient. Besonders da Amerika zwei Male vor Kolumbus entdeckt sein soll. Auch hatte ja Toscanelli, dessen Zeitgenosse, das Dasein des neuen Landes verkündet. Das weiß man nicht so genau.

Der Schüler sagte:

— Kannst du meine Disharmonien lösen?

— Ich will dich Weltumsegler nennen. Wie der hast du die Kugel umsegelt und bist zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Weiter kann man nicht kommen. Aber du kehrst wieder um mit einer Sammlung von Erfahrungen, Kenntnissen und Weisheit. Also die Reise war nicht vergebens, oder richtiger gesagt, sie hat ihre Bestimmung erfüllt. Max Müller, der in den Zeiten des Verfalls der Sündenbock für den ganzen Atheismus war, schließt seine Religionsgeschichte so: „Es ist leicht zu sagen, daß der vollkommenste Glaube ein Kinderglaube ist. Nichts kann wahrer sein. Je älter wir werden, desto mehr lernen wir die Weisheit des Kinderglaubens begreifen.“ Und an einer anderen Stelle: „Religion durch einen religiösen Trieb oder eine religiöse Fähigkeit erklären, wäre bloß, das Bekannte durch das weniger Bekannte erklären. Der wirkliche religiöse Trieb ist: die Wahrnehmung des Unendlichen.“ Danke deinem Unglück, daß du zum Unendlichen gelangt bist. „Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten leitet.“ Weißt du, wer das gesagt hat?

— Nein, ist es Luther?

— Nein, es ist Goethe, in „Hermann und Dorothea“. Und der große Heide schreibt 1779 an Lavater: „Mein Gott, dem ich immer treu gewesen bin, hat mich im stillen reichlich gesegnet. Denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können durchaus nicht hören oder sehen, wie es damit bestellt ist.“ Solche Äußerungen läßt der Lausekönig aus, wenn er Goethe unter die Larven der Trauermücken einschleimen will.

Der Lehrer fuhr fort:

Übrigens, wie ich dir schon gesagt habe, du bist ein Dichter und sollst bereits hier deine Reïnkarnationen durchmachen. Du hast ein Recht, Dichterpersönlichkeiten zu dichten und auf jeder Entwicklungsstufe die Sprache dessen zu sprechen, den du darstellst. Du darfst Homunkuli schaffen, du darfst aus dir selber heraus erzeugen, dich in Teile teilen. Shakespeare hat es so gemacht, ob er nun bewußt spielte oder ob das Leben ihm die Rollen gegeben hat. Bald ist er der fröhliche Optimist, bald der Menschenhasser Timon, oder der Weltverachter Hamlet; er ist der eifersüchtige Othello, der liebende Romeo, der Frauenlob Soundso und der Frauenhasser Soundso. Ich glaube sogar, er ist versuchsweise der Mörder Macbeth, das Ungeheuer Richard der Dritte gewesen. Die Bosheiten des letzten spricht er mit wahrem Genuß aus. Jeder Spitzbube darf sich verteidigen, und Shakespeare ist dessen Anwalt. Darum sollte der Dichter kein Grab haben; man sollte vielmehr seine Asche in alle Winde streuen; nur in seinen Werken soll er leben, wenn die Lebenskraft besitzen. Die Menschen sollten sich gewöhnen, ihn als etwas anderes als den gewöhnlichen Menschen zu betrachten; sollten nicht über ihn richten, sondern seine Person als etwas behandeln, das sie nicht begreifen können. Du erinnerst dich des sterbenden Epaminondas. Als man ihn beklagte, daß er keine Kinder hinterlasse, antwortete er: — Kinder? Ich habe ja Leuktra und Mantinea.

IM KLEINEN GETREU

Der Schüler sprach:

Ich hatte einen Freund, der jüngst im Alter von sechzig Jahren gestorben ist. Der hat nach meiner Ansicht in seiner Art den Typus für einen guten Bürger und Menschen verwirklicht. Er war Kaufmann, hatte eine strenge Jugend, von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends im Laden, der auch im Winter die Türen offen haben muß. Er entdeckte bald bei seinem ersten Herrn, daß Kniffe übel ablaufen. Darum wurde er streng redlich, studierte sein Gewerbe, machte alle Fortschritte mit, blieb nüchtern und wach. So wurde er früh sein eigner Herr, und der Reichtum kam von selber. Er verheiratete sich, bekam Kinder, die ausgezeichnet arbeiteten, wohl auch infolge des väterlichen Vorbildes. Nun, dieser Mann lebte sein ganzes Leben nach den Lehren, die er in Schule und Kirche erhalten. Er tat seine Pflicht, verehrte Vater und Mutter, gehorchte Gesetz und Obrigkeit, kritisierte nie die Regierung; davon glaubte er nichts zu verstehen. Von selbstsüchtigem Lärm nahm er keine Notiz, grübelte nicht über die Welträtsel, warnte seine Kinder, nach Neuem zu lechzen. Er hatte auch positive Tugenden: war barmherzig und hilfreich, getreu und schamhaft.

IM KLEINEN GETREU

Der Schüler fuhr fort:

— Als seine Söhne zu studieren anfingen, suchte er mit ihnen nicht in Gelehrsamkeit zu wetteifern. Wenn sie aber seinen Kinderglauben anfielen, trat er wie ein Mann dafür ein. Er wagte nie ein öffentliches Amt anzunehmen, denn er kannte seine Grenze. Er suchte niemals Auszeichnungen, und bekam auch keine. Wie nennen nun die Larven der Trauermücken einen solchen untadeligen, guten, getreuen Menschen? Sie nennen ihn „einen servilen Lümmel". Ist das recht?

Der Lehrer antwortete:

— Nein, das ist grausames Unrecht! Aber es gibt andere Typen, die auch berechtigt sind.

— Jawohl, aber das verringert nicht den Wert seines Lebens: er war im Kleinen getreu.

DAS UNPRAKTISCHE IM TREBERESSEN

Der Lehrer sprach:

Die Jugend sagt: Was sollen wir mit der Weisheit des Alters? Wir wollen selbst lernen! Ich pflege zu antworten: Ja, lernet selber, von uns! Welches Vermögen, die reichen Erfahrungen von andern erben zu können, diese teuern unsaubern Versuche nicht selber machen zu müssen! Wenn die Jugend dort anfinge, wo wir aufhören, ginge Welt und Menschen mit Riesenschritten vorwärts. Statt dessen beginnt jeder vom Anfang, auf dem moralischen Gebiet nämlich. Wenn es sich aber darum handelt, eine neue Glühlampe zu machen, beginnt man nicht mit dem Elektrophor oder der Friktionsmaschine, sondern setzt die letzte Erfindung der Vorgänger fort. Ich habe mich wohl auch gefragt, ob man sich erst verbrennen muß, um das Feuer zu scheuen. Aber ich habe meine Kinder nicht an den Ofen gehen und die roten Klappen anfassen sehen, um die Probe zu machen, ob es brennt; sie haben es sich sagen lassen und deshalb die schmerzhafte Erfahrung nicht machen brauchen. Ich habe mich wohl gefragt, ob man erst mit den Schweinen essen muß, ehe man die Hausmannskost zu würdigen weiß; und ob der verlorene Sohn ein notwendiger Durchgangstypus ist. Aber alle diese dummen und frechen Fragen hat das Leben mit Nein beantwortet!

Der Lehrer fuhr fort:

Swedenborg sagt, alle Laster und Bosheiten hinterlassen Spuren; aber erst im Alter werden sie im menschlichen Antlitz sichtbar; und dann im Entkleidungszimmer auf der anderen Seite zeigen sie sich, als seien sie durch einen Vergrößerungsapparat auf einen weißen Schirm geworfen. Ich sah einmal in eine Giebelstube hinein, die Gardine schob sich zur Seite, und das Gesicht eines alten Mannes zeigte sich, um nach der Sonne zu sehen. Bei meinem Anblick verbarg sich das Gesicht sofort wieder.

Das war ein Gesicht . . . Gott behüte uns!

EIN JUGENDTRAUM FÜR SIEBEN KRONEN.

Der Lehrer sprach:

Es gibt Menschen, die ein bestimmtes Maß für alles mit sich herum tragen. Sie verlangen Genauigkeit und Ordnung, sie lieben Vollkommenheit in allem. Die werden unzufrieden, krittelig, pedantisch genannt. Aber es ist unrichtig, sie zu tadeln. Begnügt man sich mit dem Mittelmäßigen, bekommt man schließlich das Schlechteste. Die Menschen leisten nur das Minimum, und alles im Leben ist mangelhaft. Gewissenhafte Menschen sind nicht glücklich, denn sie können ihre Forderungen nicht herabsetzen; erscheinen als Naive, die nicht gelernt haben, daß nichts so ist, wofür es sich ausgibt; daß nichts den Vorstellungen entspricht. Man möchte fragen, ob sie geboren sind mit Erinnerungen an einen Ort oder einen Zustand, wo es das Vollkommene gab.

EIN JUGENDTRAUM FÜR SIEBEN KRONEN

Der Lehrer fuhr fort:

Als ich sieben Jahre alt war, blieb ich oft fasziniert vor dem Fenster des Musikalienhändlers stehen und betrachtete sein ausgehängtes Jagdhorn. Es lag etwas Entzückendes in den Verhältnissen dieser krummen Linien. Dieses Messingrohr verdünnte sich in schöner Weise, von der großen Weite des Glockenstückes bis zum verengten Mundstück. Ich glaubte auf der finsteren Straße die Naturtöne von Wald und Feld zu sehen; ich liebte das Instrument. Als aber ein Junge erzählte, es koste dreißig Kronen, fragte ich mich, ob das Leben mir jemals meinen Wunsch erfüllen werde. Um jetzt eins zu kaufen, hätte ich zweieinhalb Jahr ohne Frühstück gehen müssen. Schließlich wurde ich dreißig Jahre alt und bekam zum erstenmal in meinem Leben Geld. Ich kaufte das Jagdhorn; es kostete nur sieben Kronen; der Junge hatte gelogen. Aber das Instrument besaß nur drei Töne. Als ich ihrer müde geworden war, kam die Herrlichkeit auf den Boden.

Es war immerhin ein erfüllter Jugendtraum.

BENEIDE NIEMANDEN

Der Lehrer sprach:

Beneide niemanden! Ich war als Kind in Pension auf dem Lande, in kleinen Verhältnissen; wohnte beinahe in einer Hütte, aß aus einer irdenen Schüssel, saß auf einer hölzernen Bank. Aber es war ein Schloß in der Nähe, ein richtiges Schloß, mit gemalten Königen im Vestibul; das waren die Vorfahren des jungen Grafen. Eines Sonntags wurden wir eingelassen, zuerst ins Schloß, dann in den Garten. Das war das Paradies. Wir konnten baden und durften Kirschen pflücken, blutschwarze, goldgelbe, feuerrote. Der Graf sah zu, aber aß nichts; er war wohl satt. Dann schieden wir, und das Paradies war für uns geschlossen.

BENEIDE NIEMANDEN

Der Lehrer fuhr fort:

Fünfzig Jahre später sah ich das Porträt des jungen Grafen und hörte seine Geschichte. Er sah unglücklich aus, verzweifelnd, als habe er alles satt. Er hatte das Bitterste des Lebens durchgemacht, sogar eine vorübergehende Armut. Er kam unter Administration und mußte zehn Jahre im Ausland in einem Pensionat sitzen, das seine Gläubiger bezahlten; und zwar mit Familie; einer Frau, die sich ins Paradies verheiratet, um sofort daraus vertrieben zu werden. Der Mann war nichts geworden, hatte nichts getan; er konnte nichts, nur auf die Mahlzeiten warten. Er hatte Reitpferde und Jagdhunde gehabt, gespielt und Geld verliehen; Trüffel gegessen und Rotweine getrunken; mußte aber mit vierzig Jahren aufhören, denn er bekam eine rote Nase und Schmerz in der großen Zehe. Von seinen Familientragödien will ich nicht sprechen. Jetzt sitzt er, wieder reich, auf seinem Schloß, aber einsam, und erzieht die Kinder seiner Haushälterin, welche die seinen sind, aber nicht seinen Namen tragen dürfen. Er ißt abends Mehlgrütze und geht um halb zehn zu Bett. Den Weinkeller wagt er nicht zu benutzen, denn dann meldet sich die große Zehe. Sein einziges relatives Glück ist, seinen Spaziergang machen zu dürfen, um dann seine Grütze essen und nachts schlafen zu können.

Beneide niemanden!

DER KLEBER

Der Lehrer sprach:

— Es gibt Kleber, unzulängliche, leere Menschen, die nicht auf eigener Wurzel leben können, sondern auf dem Baum eines andern sitzen müssen. Ganz wie die Mistel, die ja so klebrig ist, daß man Vogelleim daraus kochen kann. Es ist der Kleber, der die langen Briefe über nichts schreibt; schimpft, wenn du ihm nicht acht Seiten über nichts schreibst. Es ist der Kleber, der dich von deiner Arbeit ans Telephon ruft, um zu erzählen, daß es seiner Frau gut geht, daß die Kinder in der Schule sind, daß er selber verreisen will. Er verreist immer zu bedeutenden Freunden in den drei skandinavischen Reichen. Ist er in Gesellschaft und macht er irgend eine brauchbare Bekanntschaft, so unterhält er sich nicht, sondern legt es auf die an; entdeckt Sympathien, die nicht vorhanden sind; nennt seinen Feind mein lieber Freund, um ihn dann der Treulosigkeit zu beschuldigen. Er hebt dein Taschentuch, das du verloren hast, auf, um dich dann undankbar zu schelten, wenn du mit seinen Jungen nicht Mittag essen und seine kranke Frau nicht zehn Stunden lang unterhalten willst. Er klebt sich an deine Freunde, daß sie an ihm hängen bleiben. Wenn du zu dem Kleber eingeladen wirst, triffst du nur deine Freunde dort, aber niemals seine. Schließlich triffst du nur dich selber auf seinen Gesellschaften; deine Freunde ladet er besonders ein. Wenn er im Sommer einmal einsam wird, so schwindet er dahin und magert ab. Aber er wird fast nie einsam, denn er mietet immer in deiner Nähe oder in der Nähe deiner Freunde Sommerwohnung.

— Aber seine eigenen Freunde?

— Er hat keine eigenen, denn er hat nichts eigenes!

Der Lehrer sprach: Aber es gibt eine höhere Entwicklungsform des Klebers. Das ist der Vampyr. Der ist furchtbar, beinahe okkult. Hoffmann hat ihn gekannt; er nennt ihn Zinnober; aber ich habe ihn auch gekannt. Ich hatte meinen Beruf erfüllt und mir einen Namen gemacht. Da kam ein junger Bauernbursche und bot mir seinen Schutz an. Er klärte mich darüber auf, daß ich nur Feinde besitze; daß meine Stellung bedroht sei usw. Ich warf ihn hinaus. Da aber machte er sich klein und kroch durchs Schlüsselloch wieder herein, geführt von meiner alten Frau, die Mitleid mit dem Kleinen hatte. Nun, ich beschützte ihn, bot ihm meinen Verkehr an, meine Freunde, Verleger, Theaterleiter und Schauspieler. Darauf ging ich längere Zeit ins Ausland. Als ich zurückkam, fand ich Zinnober in allen Familien, die ich gekannt hatte, und die mich jetzt nicht mehr empfingen. Zinnober hatte meinen Verleger, den ich verloren. Zinnober hatte meinen Theaterdirektor und meine Schauspieler. Er wollte mich meinen Freunden, die jetzt seine waren, vorstellen. Aber dieser Zauberer hatte sich so an meine Stelle gesetzt, daß er nicht nur glaubte, er habe gemacht, was ich geleistet, sondern es stand auch so in den Zeitungen. Jetzt meinte er in der Lage zu sein, mich beschützen zu können. Er verschaffte mir einen neuen Verleger und neue Freunde. Aber er wollte auch meinen Verkehr bestimmen. Als ich meine zweite Frau wählte, mißbilligte er die Wahl; suchte sie zu hindern auf eine Art und Weise, die unter Freunden drei Jahre Strafarbeit wert ist. — Nun, und weiter? — Ja, eine Zeitlang ging es ja. Dann aber wurde er entlarvt, und zwar von sich selber. Ich hieb mir den Schwanz ab und da schwand er hin infolge des Blutverlustes!

ZINNOBERS ANATOMIE

Der Schüler fragte:

— Wie willst du einen Zinnober erklären?

— Als eine Larve, eine zufällige Materialisation, einen unreifen Kraftkomplex ohne Selbst. In Quains Anatomie ist eine Leibesfrucht abgebildet, die ein Porträt von Zinnober ist. Infolge seiner Hohlheit, die wie ein Schwamm aus lauter Löchern gemacht ist, kann er alle Formen annehmen und sich in alles saugen. Durch Post, Telephon, Telegraph und Eisenbahn setzt er sich in Verbindung mit allen positiven Geistern. Von denen holt er Strom, lebt ihr Leben telepathisch mit, liest aus der Entfernung ihre Gedanken. Eine Zeitlang haßte ich ihn, und da bekam er auf meinem Draht einige von meinen Gedanken. Aber er verstand sie nicht, sondern gab sie entstellt und verdummt aus. Als ich aber die Originale druckte, sagte man: Das hat Zinnober schon gesagt. Da schnitt ich den Draht durch, unterbrach die Verbindung, und siehe da, jetzt schwand er hin, konnte mehrere Jahre lang nichts schreiben. Schließlich kam er wie ein hilfloses kleines Kind an. Mitleid erfaßte mich mit ihm. Ich erzählte ihm von einem Stück, das ich schreiben wolle. Zinnober reiste nach Haus, schrieb das Stück, natürlich banal und dumm. Jetzt aber kommt das Beste: er lud mich zur Premiere ein, einfach, naiv. Ich ging in seiner Gesellschaft dahin, sah mein Stück (es war erträglich), mußte aber auch sehen, daß er mich karikiert. Die Karikatur bestand darin, daß er alle seine Fehler mir zugelegt. Das war der interessanteste Abend, den ich erlebt. Beim Souper brachte ich sein Wohl aus. Kann man mehr verlangen von einem Buddhisten?

ZINNOBERS HEXEREIEN

Der Schüler fragte:

— Wie konnte man Zinnober an sich herankommen lassen?

— Man sah ein Wiegenkind ohne Haar und Zähne, aber mit Bart und Brille; das erregte Mitleid und Mitgefühl, aber auch ein ungefährliches Lächeln. Doch dieser Kautschukwurm konnte seine Gestalt ändern, andern gleich werden. Wenn ich recht lebhaft über abwesende Menschen mit Zinnober sprach, verwandelte sich sein Gesicht so, daß er der Person glich, von der die Rede war. Ich trinke nicht Brüderschaft, ehe ich nicht aus Irrtum du sage; dann fühle ich, es soll geschehen, und die Sache ist ganz natürlich. Aber es gibt Leute, mit denen ich mich nach meiner Naturanlage nicht duzen kann. Zu denen gehörte Zinnober. Aber wir saßen eines Nachts beim Glas. Ich sprach lebhaft von abwesenden Menschen. Zinnobers Gesicht löste sich auf, verlor Form und Farbe; einen Augenblick erinnerte ich mich nicht, mit wem ich sprach; da komme ich auf einen abwesenden sympathischen Freund zu sprechen. Plötzlich sehe ich dessen Züge in Zinnobers Gesicht; von der Zauberei irre geleitet, sage ich du. Zinnober schnappt sofort zu und streckt die Hand aus. Es war geschehen. Als er mich aber anfängt zu duzen, ist es mir wie eine Ohrfeige oder eine Beschimpfung. Eigentümlich war, daß er während unseres Verkehrs dem Wort du auswich, sondern dafür meinen Vornamen benutzte; das ist aber in unsern Kreisen ungewöhnlich.

ZINNOBERS BRILLE

Der Lehrer fuhr fort:

Du weißt, wenn ein Körper in die Nähe einer positiven Elektrizität kommt, so wird der neutrale Körper negativ elektrisch und umgekehrt. Zinnober hielt sich deshalb in der Nähe starker Ladungen und empfing ganz richtig die entgegengesetzte Elektrizität. Aber dieses Verfahren entwickelte sich so, daß der Haß, den ich mir zuzog, sich in Sympathie für ihn verwandelte. Sobald ich einen Feind bekam, wurde er Zinnobers Freund. Meine Mißerfolge wurden seine Erfolge. Er muß früh seine Fertigkeiten entdeckt haben; entwickelte sie dann bewußt; wandte aber seine beste Kraft darauf an, dies zu verbergen. Darum waren seine Augen immer beschleiert. Ich kann mich nie erinnern, seine Blicke gesehen zu haben. Nur die ovalen Fladen, die seine Brille bildete, sah ich. Du weißt vielleicht, daß ein Mensch mit klarer starker Seele die Fähigkeit besitzt, seine Brille unsichtbar zu machen, als gehöre sie zum Körper. Und der Hintergrund der Seele gibt kein Spiegelblatt. Wenn man ein Glas auf der Rückseite berußt, spiegelt es. Zinnobers Glas spiegelte immer, als sei das Auge Ruß oder leeres Dunkel. Aber sein Auge muß auch Schmutz ausgestrahlt haben, denn er mußte beständig seine Gläser abwischen. Dann ließ er immer die Augenlider herunter, damit man nicht sah, was dahinter war.

Was es nun sein mochte.

DAS MORALISCH INDIFFERENTE

Der Schüler fragte:

— Hatte der Mann denn gar nichts Gutes?

Der Lehrer antwortete:

— Bei solchen indifferenten, unreifen Existenzen ist alles unentschieden. Darum kann man die Worte gut oder böse nicht gebrauchen. Auch weil er selber nicht gut und böse unterscheiden konnte. Alles war ihm natürlich, erlaubt, moralisch gleichgültig. Wenn er von einer schlechten Handlung hörte, suchte er sie immer zu erklären, um sie zu verteidigen. So schrieb er ein ganzes Buch, um Blutschande und Mord zu verteidigen. Diese Nachsicht mit dem Verbrecher gab ihm den Anschein von Menschlichkeit; obwohl die Freude über eine schöne Handlung mehr Mensch und weniger Tier verraten hätte. In Gesellschaft besaß er eine Fähigkeit, die Anwesenden auszulöschen, sie zu stehlen, sie zu überschreien, sie in Dummköpfe zu verwandeln. Einer beginnt etwas Tiefsinniges; Zinnober unterbricht ihn mit einem: Was habe ich gesagt? Damit hat er das Tiefsinnige zu seinem Eigentum gemacht. Darauf erzählt er eine Anekdote und verwandelt das Tiefe in eine Alltäglichkeit; der Tiefsinnige sitzt dann wie ein Esel da. Und Zinnober hat die Gesellschaft dahin gebracht, daß sie über diesen Esel lacht. Dieser Dummkopf konnte also das Gesicht blenden oder mit dem Maul zaubern, weisen Männern seine Eselsohren aufsetzen. Er war stark im Schlechten wie alle Larven. Das Wort böse will ich nicht benutzen; das würde ja voraussetzen, daß es auch etwas Gutes bei ihm gab.

GALEEREN SKLAVEN DES EHRGEIZES

Der Lehrer sprach:

Balzac spricht an einer Stelle von den Galeerensklaven des Ehrgeizes und schildert deren Zustand ungefähr wie Swedenborg gewisse Höllen, oder wie Homer Tantalus, Ixion und Danaiden. Sie werden unaufhörlich von ihrer Leidenschaft gejagt, andern überlegen zu sein, vor allen andern gesehen, gehört zu werden. Darin glänzt die Bosheit und die Herrschsucht; und sie werden bestraft. Wenn der Ehrgeizige nicht der einzige und erste sein kann, wird er krank. Voltaire mußte zu Bett gehen, wenn ein Fürst an seinem Haus vorbeireiste, ohne ihm einen Besuch zu machen. Daß einer ihre Briefe nicht beantwortet, halten sie für ein Zeichen, daß ihr Ansehen gesunken ist. Dann grübeln sie über die Ursache, bis sie trübsinnig werden. Lesen sie in der Zeitung, welche vornehmen Leute der Landung des Königs beiwohnten, wird ihnen die Welt finster. Es ist nämlich nicht genug für sie, daß sie gelobt und die Größten genannt werden, sie leiden auch Todesqualen, wenn andere gerühmt werden. Sie schweben in beständiger Furcht, daß sie abgesetzt werden, daß Jüngere sie hinter sich lassen könnten. Sie gleichen darin dem großen Verbrecher, der auf seine Entdeckung wartet. Das Porträt eines Ehrgeizigen gleicht sehr dem eines Galeerensklaven. Herrschsucht, Haß, Furcht, vor allem Furcht, stehen im Gesicht geschrieben.

Der Lehrer fuhr fort:

Balzac dagegen wurde von dem edlen Ehrgeiz getrieben, Entdeckungen zu machen; gute Arbeit zu liefern, die ihm Freude schenkte. Aber sein eigenes Leben verlief im Verborgenen. Unbekannt und verkannt in seinem Paris, das er entdeckt hatte, sah er zu, wie geringe Rekordschreiber die ersten Preise bekamen, ohne daß er krank wurde. Als es ihm im Alter von einundfünfzig Jahren gelang, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in die seine erste und einzige Gattin einziehen sollte, starb er am Tag des Aufgebots. Ein schöner Tod nach einem Leben der Entsagung.

SCHWER ZU ENTWIRREN

Der Lehrer sprach:

Mit dem Alter bekommt man bekanntlich einen andern Blick aufs Leben. Durch das reiche bunte Material wird das Leben fast unübersehbar. Ist vor allem schwer zu entwirren. Im Alter von vierzig Jahren kam ich nach der Abwesenheit vieler Jahre heim. Da empfing ich einen Mahnbrief von einem antiquarischen Buchhändler. Eigentümlicherweise empfand ich wegen dieser Schuld keine weitere Gewissensunruhe, ohne jedoch erklären zu können, warum nicht. Aber da kam ein Freund und riet mir, die Sache zu erledigen, da der Buchhändler schlecht von mir spreche. Ich ging hin und bezahlte die Kleinigkeit; aber der Buchhändler sah so unruhig und sonderbar aus, war so artig und dankbar, daß ich über ihn nachzudenken anfing.

SCHWER ZU ENTWIRREN

Der Lehrer fuhr fort:

Als ich wieder nach Haus kam, erinnerte ich mich an dieses: Vor zwanzig Jahren hatte ich ihm eine Antiquität zum Verkauf übergeben. Nachdem ich den Mann einige Male in seinem Laden besucht hatte, ohne daß der Verkauf stattgefunden, schämte ich mich; ging nie mehr dahin, begann an etwas anderes zu denken und vergaß die Sache. Da er jetzt so dankbar war, hatte er es nicht vergessen; wir waren also quitt, wenn er mir nicht noch etwas schuldig war. Jetzt schämte ich mich seinetwegen und beschloß, nicht an die Sache zu rühren. Da aber fiel es mir ein, daß ich seinem Vorgänger eine Summe Geld für Bücher schuldete. Ich ging wieder hin, begegnete der gleichen Unruhe; ich fragte nach der Adresse seines Vorgängers. Er war in Amerika. Ich fragte, ob er hier in der Stadt Angehörige habe. Er hatte keine. Ich ging nach Haus und dachte: Dann müssen wir das quittieren! Auf diese Weise muß man im Alter abwechselnd bezahlen und quittieren; bald als Kläger, bald als Beklagter. Wer aber hält Rechenschaft über die Konten? Die Göttin der Gerechtigkeit, und die ist weder taub noch blind.

DIE KUNST DES QUITTIERENS

Der Lehrer fuhr fort:

Es hat wirklich den Anschein, als könne man nicht fort von hier, bis alles erledigt ist, Großes wie Kleines. Kürzlich starb ein Jugendfreund, der mir in einem wichtigen Augenblick mit hundert Kronen geholfen hatte. Ich hatte es zuerst für ein Darlehen gehalten. Aber er mahnte nie; und in den vierzig Jahren, die seitdem vergangen sind, wandelte er sich in meinem Sinn in meinen Wohltäter. Und alles war gut. Als er nun als Millionär starb, wollte ich den Nachlaß nicht mit der Kleinigkeit belästigen, sondern schickte einen Kranz und sandte dem Verschiedenen einen Seufzer der Dankbarkeit und viele wohlwollende Gedanken nach. Schluß? Nein! Kurz darauf empfand ich es wie eine Mahnung, mit einem Buchbinder wieder anzuknüpfen, den ich wegen Nachlässigkeit verabschiedet hatte. Er kam, war glücklich, wieder Arbeit zu bekommen; war dankbar, erklärte, ich sei jetzt sein Retter geworden. Da ich seine drückende Lage verstand, denn er hatte Familie, wollte ich ihm fünfzig Kronen Vorschuß geben. Da ich aber kein Wechselgeld hatte, gab ich dafür hundert, jedoch gegen meinen Willen. Ich sah wie sein Rückgrat gerade wurde und seine Zuversicht aufs Leben wieder erwachte. Er ging — und kam nicht wieder. Ich wurde erst böse, weil er mich wie einen Narr behandelte, und ich quälte ihn mit Briefen. Da aber tauchte die Erinnerung an meinen abgeschiedenen Freund auf. Es webte sich in meinen Gedanken etwas zusammen: die Lust, ihn Pfuscher zu nennen; der Fünfzigkronenschein, der sich in einen Hundertkronenschein verwandelte; die Not des Pfuschers und meine Rolle als Retter. Ich quittierte in meinem Innern und wurde ganz ruhig.

MIT GESCHMACK ALTERN

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn man alt wird, wundert man sich zuerst darüber, daß Menschen gleichsam die Erlaubnis haben, einem Unrecht zu tun. Beklagt man sich, findet man keine Teilnahme. Sogar unsere Freunde stellen sich auf die Seite des Kränkenden. Wenn man das Geheimnis aber entdeckt hat, nimmt man alles mit Ruhe hin. Man wird in Handel und Wandel betrogen und sagt sich: das hast du dafür! Unsere Kinder werden undankbar und sind schwer zu behandeln: genau wie du selbst Die Jugend ist übermütig und frech gegen dich: das kennst du wieder. Die Dienstboten leisten schlechte Arbeit und führen kleine Diebstähle aus: damit muß man sich schleppen, wenn man an seine eigene Arbeit denkt, die man damals und damals geliefert. Die Freunde sind treulos, ganz wie man selber gewesen ist. Durch Übung kommt man schließlich so weit, daß man nichts mehr verlangt, nichts mehr fordert, nicht mehr böse wird. Ich denke dann immer an David, als Simei Steine nach ihm warf und ihm fluchte, und Abisai dem Lästerer den Kopf abschlagen wollte. David lehnte die Rache ab und sprach: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hats ihm geheißen.“ Als derselbe König seiner Sünden wegen zwischen Hungersnot, Pest oder Plünderung durch Feinde zu wählen hatte, betete er, lebend in Gottes Hand fallen zu dürfen; „aber in Menschenhand will ich nicht fallen“. Er verstand mit Geschmack zu altern und den Bücherabschluß zu machen. So ging er von hinnen, indem er Gott pries, „der das Herz prüft und Ehrlichkeit liebt“.

DIE ACHT WILDEN TIERE

Der Lehrer sprach:

Du weißt selbst, wenn man zuweilen aus dem Schlafwandeln erwacht, findet man die Welt ganz verrückt. Dann verliert man alle Hoffnung, alle Zuversicht; glaubt, wir seien in die Gewalt des Teufels gegeben. Als ich in solchem Augenblick das Bekenntnis der Adventisten las, ergriff mich der Gedanke, daß sie recht haben. Sie gründen ihren Glauben auf die Offenbarung des Johannes und sprechen so: Wir leben in der jüngsten Zeit, da die acht wilden Tiere die Erde beherrschen. Vom Christentum ist keine Spur mehr vorhanden. Die Heiden besitzen schon Macht, Geld, Industrie, Kunst, Wissenschaft, Literatur. Die Staatskunst der wilden Tiere ist Lüge, Gewalt, die mit der hinterlistigen Heuchelei abwechseln. Sie verkünden Friede, teilen Friedenspreise aus, suchen aber immer Krieg, um rauben und herrschen zu können. Und wenn ihre Untertanen ihren Worten glauben und selber Friede predigen, so werden sie ins Gefängnis geworfen. Aber von Osten, sagt Johannes, werden Völker kommen und die Gottlosen, die Christus verworfen haben, vernichten. Die letzte Schlacht soll bei Meggidon in Syrien stattfinden. Da dies aber mit Gottes Willen geschieht, sind die wilden Tiere geschützt, um ihre Henkermission auszuführen. Des letzten wilden Tieres Zahl 666 ist noch nicht verdolmetscht, denn sie ist noch nicht gekommen. Die acht wilden Tiere kannst du in einem Buch finden, das A de G heißt; von dem Volk des Ostens liest du jeden Morgen in deiner Zeitung. Es ist beinahe so, als sei es wahr! Die Pietisten glauben es und halten ihre Lampen brennend. Die Zahl 666 wird griechisch weder Nero noch Napoleon, denn

χξζ wird Chi Xi Zeta in der Chiffer.

TAUB UND BLIND

Der Lehrer fuhr fort:

Unter der Herrschaft des wilden Tiers sind die Menschen verwildert. Jeden Gedanken an eine strafende Gerechtigkeit schlagen sie in den Wind. Wer auf den Fall zeigt, wird niedergeschlagen. Wenn ein Lästerer seine Zunge verliert, so sagen sie: das ist Aktinomykos oder Strahlpilz, nichts weiter. Und das Hindernis der Unbußfertigen wird gegen den Himmel selber aufgerichtet. „Es ist so weit zum Himmel, was wissen wir von dem? Wir sind Ameisen. Ein Gott kümmert sich nicht um uns.“ Geschieht einem etwas Gutes, so ist es die eigene Kraft; geschieht einem etwas recht Schlimmes, so ist es Pech. Die Wissenschaften erklären das Erdbeben mit $a + b$ und einer $\sqrt{\ }$. Wenn es recht gelehrt sein soll, mit einem $\int$. Die Statistik zeigt Kurven über Verbrechen und Laster, die existieren müssen. Und doch ist der Himmel so nah. Gottes unsichtbare Diener sind um uns, auf der Straße, in unsern Zimmern. Wir sehen sie nicht, aber ihr Wirken sehen die Sehenden; doch nur die. Die Welt ist wie eine große Anstalt für Taube und Blinde, in der die Lehrer die Krüppel unterrichten, daß nur sie die Sehenden und Hörenden sind. Die Theosophen sagen, daß wir schon hier zwei Leben leben; ein bewußtes auf der Erde, und ein unbewußtes dort oben. Aber die meisten scheinen die Verbindung mit der höheren Ebene abgebrochen zu haben. Darum können sie nicht begreifen, was von oben ist, sondern haben erfunden, daß es in der Welt kein oben und unten gibt.

Der Schüler nahm das Wort:

Oft hat meine Erfahrung dieses Wort der Theosophen bestätigt, daß wir auch auf einer höheren Ebene leben, von der wir unsere Eingebungen, Ideen, Intuitionen bekommen. Und nach solchen Besuchen (nächtlichen?) gedeihe ich hier unten nicht, finde alles pervers, mangelhaft und verkehrt. Ich bin einmal auf die seltsame Idee gekommen, daß ich mein Heim anderswo besitze und daß ich durch die Erinnerung mein jetziges Heim in einer gewissen Ähnlichkeit mit dem rechten eingerichtet habe. In meiner jetzigen Häuslichkeit gab es ein Zimmer, das nach gewissen Stürmen zwei Jahre lang so beschädigt war, daß es aussah, als habe der Teufel dort gehaust. Dann geschah dieses: eine unerwartete Summe Geld fiel in meine Hände. Am nächsten Morgen erwachte ich mit der bestimmten Mahnung, das Zimmer auszubessern und zu möblieren. Ich ging sofort zum Tapezierer; wußte so genau, welche Möbel und Gardinen ich haben wollte, daß die Stoffe, als ich sie sah, mir bekannt und lieb erschienen. Ein Arbeiter kommt, lügt nicht, arbeitet leise wie ein Geist. In einigen Tagen ist das Zimmer fertig. Als ich da eintrat, wurde ich von einer Ekstase ergriffen. Ein Schauer überlief mich, als habe ich diesen Raum schon früher unter glücklichen Verhältnissen gesehen. Und wenn ich jetzt allein in das Zimmer gehe, sehe ich, daß es etwas gleicht, an das ich mich nicht erinnere, das aber auf mich wartet. Ich glaube zu wissen, daß ich dort auch von meiner einzigen rechten Gattin erwartet werde; von meinen Kindern, Freunden und Verwandten. Daß dieses Unvollkommene nur schlecht kopiert ist aus einer dunkeln Erinnerung. Wenn es so wäre!

Der Lehrer antwortete:

Was du sagst, stimmt ja zu Platos Erinnerungslehre. Er meint, alles, was das Kind lernt, gewinnt es nur zurück aus einem Vorhergehenden. In meiner langen Erfahrung ist es mir oft vorgekommen, daß ich Personen getroffen habe, die das erstemal wie alte Bekannte waren; daß die Frau, die man liebt, einem gleichsam verwandt, für einen geschaffen, in unsern Weg gesandt ist. Am meisten aber fällt das bei unsern Kindern auf. Alle Kinder sind, trotz allem Geschwätz, Wunderkinder. Bis sie schweigen gelernt haben. Kleine Kinder sagen ja oft Dinge, daß man verblüfft ist. Sie verstehen alles, was man spricht, auch wenn man es ihnen zu verbergen sucht. Sie scheinen Gedankenleser zu sein, verraten unsere geheimsten Absichten, bestrafen uns im voraus. „Tu das nicht!" sagte mein zweijähriges Kind, ehe meine Absicht noch halb gereift war. Was? fragte ich. Das Kind antwortete nicht, aber lächelte schelmisch, überlegen, als habe es sagen wollen: „Das weißt du schon selber." Als das Kind schweigen gelernt hatte, stieß es mit dem Fuß an den Stuhl, wenn das Gespräch der Eltern ins Unpassende glitt. Oft sprach es wie eine ältere Person, welche die Sache besser versteht. Mit drei Jahren fällte es diese Äußerung über seine Pflegerin: „Hanna ist ja ganz nett, aber sie versteht Kinder nicht zu behandeln." Wenn die Mutter betrübt war, sagte das Kind: „Setz dich her und sei nicht traurig; ich werde dir ein Märchen erzählen." Ich will nur hinzufügen: es war kein Nachäffen, wie der Affenkönig wohl glauben möchte.

Was war es also?

DIE RELIGION DES DUNGHERRN

Der Lehrer sprach:

— Wenn ein Mann eine Frau liebt, so hat sie alle Gewähr, gut behandelt zu werden, so lange sie sich nämlich anständig beträgt. Alles Gerede von Ungerechtigkeit gegen die Frau, von ihrer Unterdrückung ist Unsinn. Der Mann hat die ganze Kultur allein geschaffen. Er hat ihr Haus gebaut, ihre Erde bestellt, die Maschinen erfunden, die ihr Arbeit ersparen. Er hat das Feuer im Streichholz gefangen, das Wasser im Bassin gesammelt, das Licht im Dynamo. Mit Feuer und Wasser fährt er um die ganze Erde. Das alles legte er ihr als Opfergeschenk zu Füßen. Als Gegengabe verlangte er nur, daß sie ihm Kinder gebäre und nach seinem Haus sehe, wenn er fort ist. Aber es sieht wirklich so aus, als sei das ganze Leben verflucht worden. Und gerade in seiner Urquelle, denn wer nicht an den Teufel glaubt, wird ein böses Weib aus nächster Nähe sehen.

Der Schüler fragte:

— Hast du nie ein gutes Weib gesehen?

— Nein, antwortete der Lehrer.

— Und nie eine glückliche Ehe?

— Nein, antwortete der Lehrer. Die meisten verbergen das Elend aus Hochmut. Aber das ist daher gekommen, daß der Mann das erste Gebot vergessen und das Weib zu seinem Gott gemacht hat.

Das ist die Religion des Dungherrn.

WEN DIE GÖTTER VERNICHTEN WOLLEN.

Der Lehrer fuhr fort:

Des Mannes Wohlwollen und Opferwilligkeit gegen seine Frau steht im geraden Verhältnis zu ihrem Benehmen. Wenn also eine Frau von ihrem Mann schlecht behandelt wird, so weiß man, was für eine Sorte sie ist. Die scheinbar untergeordnete Stellung, welche das Weib einnimmt, ist unmittelbar abhängig von der Stellung, welche die Natur dieser unausgereiften Zwischenform zwischen Kind und Mann gegeben hat. Das Kind hat auch eine untergeordnete Stellung. Die ist sehr natürlich, und kein vernünftiger Mensch hat sich dagegen empört. Das Weib ist der Erdgeist, der eine gewisse Harmonie mit dem Erdenleben gewährt. Diesem Erdenleben müssen wir unser Opfer bringen. Darum fühlt man sich zuerst in seinem Heim zu Hause; darum geben Gattin und Kind einen wärmenden Schutz gegen das kalte abstrakte Leben. Die Ehe ist die härteste Schule, in der Entsagung, Überwindung gelehrt wird; wo aber alle Laster blühen, am meisten die Herrschsucht, die das Höllenlaster ist. Wie tief die Söhne des Dungherrn auf der Entwicklungsstufe stehen, geht aus deren Überzeugung hervor, daß sie der Frau gleich stehen oder unterlegen sind. In dieser strafenden Zwangsvorstellung arbeiten sie an ihrem Untergang, wenn sie für die Befreiung des Weibes kämpfen. Denn die Götter wollen sie vernichten!

DIE KNECHTSCHAFT DES PROPHETEN.

Der Lehrer fuhr fort:

— Stuart Mill, welcher der Prophet der Frauensache wurde, hatte sich der Frau eines andern zugesellt. Zur Strafe mußte er in der Zwangsvorstellung leben, er habe alle seine Gedanken von ihr. Sie wurde wohl sein Medium; als solches gab sie alle seine Gedanken wieder, als kämen sie von ihr. Und er glaubte unter ihr zu stehen. Als jemand fragte, ob er auch seine Logik von ihr bekommen habe, die vor der Bekanntschaft geschrieben ist, antwortete er: Ja! Dieser nüchterne Positivist, der nur an statistische Darstellungen glaubte, bekam den kräftigen Irrwahn geschenkt, daß die einfältige Frau sein Genius sei. Zu einem höhern Gottesbegriff konnte er sich nicht erheben. Eins habe ich gesehen: sobald ein Mann Gott verläßt, muß er bei einem teuflischen Weib fronen. Alle Tyrannen, oben und unten, werden in diese Ketten geschlagen, aus denen nur Gott im Himmel einem helfen kann. Aber er kann es allerdings. Das sieht man an denen, die lebendig aus dieser Hölle gekommen sind. Ich kenne einen . . .

— Ich kenne zwei! unterbrach ihn der Schüler.

OHNE BLUMEN, KINDER UND MUSIK

Der Lehrer fuhr fort:

Der größte Prophet des Dungherrn, der anerkannt größte, hatte ausgetüftelt, jetzt müßten die Frauen vorrücken und sich für die Ungerechtigkeiten der Männer rächen. An ihren Wohltätern rächen. Als er den Deus Caritatis seiner Jugend verließ, bekam er einen Teufel, der ihn bewachte. Aber seine Augen öffneten sich nie, sondern er fuhr fort an seinem Untergang zu arbeiten. Je dümmer er sprach, für um so weiser wurde er von den kleinen Dungherren gehalten. Schließlich wurde seine Dummheit so groß, daß er zersprang. Da muß er erwacht sein und seinen Irrtum eingesehen haben. Da aber sagten die Menschen, er habe den Verstand verloren. Er versuchte sich davon frei zu schwören, daß er eine Absicht mit seinen Prophezeiungen gehabt habe; aber es half nicht. Als er starb, bekam er die Apotheose. Eins von den acht wilden Tieren mit Krone führte den Leichenzug an. Die große babylonische Hure folgte. Zinnober hielt die Rede, und vier Häuptlinge wurden auf seinem Grab geschlachtet. Die größte Dummheit, die diese Larve ausgeheckt hat, ist diese: ER: Ich habe dir meine Ehre geopfert! SIE: Das haben alle Frauen für ihre Männer getan. Seine Grabschrift hat er selber in einem Interview gegeben: „Der Mann, der hier ruht, litt weder Blumen, Kinder noch Musik.“ Es war also ein schwarzer Mann, der Lichtbringer genannt wurde, weil er vom Dunkel war. Er war immer von Sinnen, weil er nicht wußte, was er sagte oder tat.

Der Lehrer fuhr fort:

Warum das Weib als eine Sphinx von den Männern abgebildet wird, hat mehrere Ursachen. Sie ist unbegreiflich, weil ihre Seele unausgebildet ist; sie denkt mit dem Magen, der Leber und der Gebärmutter. Ihre Urteile sind von Interessen und Leidenschaften diktiert, vom Hunger und Geschlechtstrieb; sie zieht Schlußfolgerungen nach der Witterung und dem Mondwechsel. Ihren besten Freund verrät sie für ein Theaterbillett. Sie geht von ihrem kranken Kind fort, um einen Ballon aufsteigen zu sehen. Sie mordet ihren Mann, um ins Bad gehen zu können. Sie schwört ihre Religion für einen Brillantring ab. Gleichzeitig aber kann sie eine reizende Frau sein, zärtlich gegen ihre Kinder, liebenswürdig, vor allem höflich und zuvorkommend. Sogar eine gute Hausmutter, oder wenigstens im Ruf einer solchen stehen. Sie kann die Illusion hervorrufen, daß sie fein auffaßt, ohne eigentlich ein Wort zu verstehen. Sie kann Aufopferung zeigen, die nur Prahlerei ist; fortgeben, um zurück zu bekommen. Warum kann man das Rätsel dieser Sphinx nicht lösen? Weil kein Rätsel da ist! Warum kann man das Weib nicht begreifen? Weil das Problem unsinnig ist. Sie ist eine irrationale Funktion, weil sie mit variablen Größen unter dem Wurzelzeichen operiert. Man nimmt sie als eine reizende Tatsache hin, wie ein liebenswürdiges Kind, das drei Haare aus dem Bart raufen darf; zieht es aber das vierte, dann ist die Verzauberung aus.

MENSCHENÄHNLICHE MENSCHEN

Der Lehrer sprach:

Es scheint, als seien Irrtümer notwendig und unvermeidlich. Sie treten als Ansteckungsstoffe auf. Eine Generation wird geimpft, trägt den Keim, bis er ausgewachsen ist, und dann ist es aus. Darum ist nichts gefährlich. Ansichten und Weltanschauungen kommen, werden ausgetragen, samen sich ab, werden ausgeschüttet, verflüchten sich und verschwinden. Aber die Geimpften glauben, daß es ihre Ansichten sind, weil sie die mit ihrer Persönlichkeit assimiliert haben. Oft endet ein Irrtum im Kompromiß mit einer neuen Ansicht. So machte der Darwinismus wahrscheinlich, daß die Stammtafel des Menschen bis ins Tierreich hinunter geht. Dann kamen die Theosophen mit der Deutung, unsere Geister seien hier unten auf einer Seelenwanderung im menschlichen Tierkörper begriffen. Daher dieser Überschuß von Unlust, diese Sehnsucht nach Befreiung, dieser Zwang, den wir empfinden; der Schmerz des Daseins, die Seufzer der Kreatur. Die dieses Unbehagen nicht empfinden, sondern gedeihen, sind wahrscheinlich hier zu Hause. Ihr unerklärliches Mitgefühl für Tiere (Tierschutz), ihr Glaube an die Sterblichkeit der Seele deutet auf eine Zusammengehörigkeit mit den niedrigen Formen des Daseins, die sie empfinden und die wir nicht leugnen können. Daß wir nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, enthält keinen Widerspruch, denn der Geist ist von Gott, aber es gibt kein Wort, das diese Antropomorphen so erschreckt, wie das Wort Geist! Doch, es gibt noch eins: das ist Geister! Dann schauert das Fleisch in ihnen!

GESETZLICHE UNGERECHTIGKEITEN.

Der Lehrer sprach:

Des Mannes angeborene Artigkeit gegen die Frau ist ja die Ursache, daß sie immer mehr bekommt, als sie verdient. Wenn aber die Gesetzgebung ihr dieses Mehr zuerkennt, so entstehen gesetzliche Ungerechtigkeiten. Ebenso, wenn sie als Konkurrentin auf dem Feld männlicher Tätigkeit auftritt. „Zuerst die Damen", das hat veranlaßt, daß so viele Mittelmäßigkeiten gekrönt wurden. Aber die ganze Weltgeschichte ist durch die Galanterie gefälscht worden. Und die Literaturgeschichte auch. Elisabeth von England, Christine von Schweden, Katharina von Rußland sind gewöhnliche Dirnen. Maria Theresia von Österreich ist ein einziges großes Fiasko im Kampf mit Friedrich von Preußen. Aber sie hat ein Riesenstandbild bekommen, das ein Symbol ihrer Größe sein soll. Wenn jetzt die Weltgeschichte von Frauen geschrieben werden wird, so bekommen wir noch mehr solche Größen. Der große Balzac war halbvergessen, während die kleine George Sand täglich auf den Straßen gekrönt wurde. Die Männer sind bange vor den Frauen, und sie benutzen sie, um sich gegenseitig zu vernichten. Sie verdienen also ihr Schicksal. Der Talmud spricht den Fluch aus über den Mann, der seiner Frau gehorcht. Und im ersten Buch Mose steht geschrieben: Weil du der Stimme deines Weibes gehorcht und vom Baum gegessen hast . . . . Verflucht sei der Acker um deinetwillen.

DER SPINNHAUSTYPUS

Der Schüler fragte:

— Was war die größte Hölle, die du durchgemacht hast?

— Das will ich dir sagen. Als ich von der sogenannten Spinnhausfrau getrennt war und mein kleines Kind besuchte, fand ich das Kind nicht zu Hause. Es war mit seiner Pflegerin ausgegangen. Die machte mit meinem Kind einen Besuch bei ihrer Schwester, die eine Prostituierte war. Ein andermal war das Kind verschwunden. Schließlich entdeckte man, daß es von älteren Mädchen in den Wald gelockt war. Ich bat die Mutter, das Kind nicht allein auf die Straße gehen zu lassen. Sie ließ es aber doch geschehen. Die Folge war, daß das kleine Mädchen mit vier Straßenjungen angetroffen wurde, die sie unanständige Spiele lehrten.

— Warum nahmst du ihr denn das Kind nicht?

— Nahmst? Die ganze gebildete Gesellschaft verteidigte die verrückte Mutter. (Da siehst du, wie die gebildete Gesellschaft ist!) Dieselbe Mutter gab dem Kind die volle Streichholzschachtel zum spielen. Als ich dem Kind das gefährliche Spielzeug fortnahm, gab die Mutter es dem Kind zurück. Als dieselbe Frau von dem Kind fortreiste, um auf einem Sanatorium sich zu amüsieren, nahm das Kindermädchen Männer ins Haus des Kindes mit und zechte mit denen bis tief in die Nacht. Dieser Spinnhaustypus wurde jedoch für ein „ausgezeichnetes Frauenzimmer“ gehalten und läuft noch heute frei herum. Das war die schlimmste Hölle, die ich durchgemacht habe. Als ich aber eines Tages die „größte Frau“ des Landes besuchte und sie bat, meinem Kind zu helfen, da antwortete sie: „Die Mutter ist ein ausgezeichnetes Frauenzimmer.“

DIE KRUMME RIPPE

Der Lehrer sprach:

Goethe sagt in seinem Diwan: Das Weib ist aus einer krummen Rippe geschaffen; biegt man die gerade, so bricht sie; läßt man sie sein, so wird sie noch krummer. Also nichts zu machen! „Nur fliehen", war Napoleons Taktik. Oder wenigstens den Kontakt unterbrechen und sich nicht mit ihr einlassen. Diese Art ist unfehlbar: raubt man einer Frau das Opfer ihres Hasses, so schwindet sie dahin. Der Mann liebt und das Weib haßt. Der Mann gibt und das Weib nimmt. Der Mann opfert und das Weib verzehrt. Wenn die Frau ihre Überlegenheit im Verstand zeigen will, begeht sie einen Schurkenstreich. Ihren Mann zu betrügen, ist das höchste Streben der Frau. Wenn sie ihn so anführen kann, daß er Pferdefleisch ißt, ohne es zu merken, ist sie glücklich. Wenn das Weib Milchzähne bekommt, lernt sie nicht sprechen, sondern gleich lügen, denn sprechen und lügen ist dasselbe für sie. All das weiß jeder Mann, der verheiratet gewesen ist. Aber die Höflichkeit und seine eigene Eitelkeit gebieten ihm Schweigen. Oft schweigt er der Kinder wegen. Oft schweigt er, weil er sich im Namen der Menschheit schämt. Er denkt daran, wie man Mutter, Gattin, Schwester, Tochter gefeiert hat: diese Erdichtungen in der Welt der Täuschungen, in der alles vanitas vanitatum vanitas ist. Viele Männer aber schweigen, weil sie Furcht haben, Frauenhasser genannt zu werden!

Sie haben Furcht!

Der Lehrer sprach:

Sobald eine Gesellschaft fault, kommt der Bodensatz nach oben. In Noras Land, das früher Nores hieß, in dem alles feucht ist und schimmelt, kam die Frauensache auf. Die Männer waren so aussätzig, daß sie Pflegerinnen und Vormünderinnen brauchten. Das Land hatte sein Selbstbewußtsein verloren; nannte sich das Land des Fortschritts, weil es die größten Fortschritte im Krebsgang machte. Andere nennen es das Fiaskoland. Hundert Jahre arbeiteten die Norweger an ihrer Selbständigkeit. Als sie schließlich die Freiheit errungen hatten, machten sie es wie die Frösche und verlangten einen König. Zu Knechten geboren, zum Zinsland geschaffen. Prahlerisch wie Trunkene, feig wie Tyrannen, feiern sie den Jahrestag ihrer Erniedrigung. Das ist das „vorbildliche" Land, ein abschreckendes Beispiel. Die Häupter beginnen immer ihre Reden: Meine Frau und ich. Die verheiratete Frau legt ihr Vermögen in die Bank, aber das Vermögen des Mannes ist auch das der Frau. Die Handschuhmoral legte dem Mann ein reines Leben auf, während die Frau die Besuchsmoral lebte. Man unterschied schließlich die verheirateten Frauen kaum noch von den Prostituierten. Darum mußte man die Prostitution abschaffen. Denn die andere Alternative, die Prostitution auch auf die verheirateten Frauen auszudehnen, konnte man nicht durchführen. Nicht ein Mann fand sich im Land, der seine Stimme zu erheben wagte. Von den Frauen unterjocht, sangen sie von ihrem Land, als sei es nie unterjocht gewesen. Höriges Reich will gehorchen, kann nicht befehlen!

CHRIST IST ERSTANDEN

Der Lehrer sprach:

Nachdem wir das Christentum als zivilisierende Tatsache neunzehnhundert Jahre gehabt haben, beginnt man diese Tatsache zu erörtern. Ist es jetzt an der Zeit, zu fragen, ob Christus existiert hat und ob die Schriften des Christentums echt sind? Das erinnert an den Schriftsteller, der in einem Buch nachweist, daß Napoleon nie gelebt hat. Wenn wir jetzt entdeckten, daß Cäsars Tagebücher falsch sind; daß er nie Gallien erobert hat! Oder wenn wir darüber sprechen wollten, ob die Entdeckung Amerikas von Nutzen gewesen ist. Die Noramänner haben geleugnet, daß Kolumbus Amerika entdeckt hat: das soll Leif Erikssen getan haben. Oder seine Frau, werden wir wohl bald hören. Und dennoch: Christus kehrte am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder und wurde von allen empfangen. Die Heiden malten ihn als den armen Schullehrer; die Anarchisten hißten ihn hoch als die leidende Menschheit; die Symbolisten huldigten dem Christus Consolator; die Sozialisten predigten sein Evangelium den Kleinen, den Mühseligen und Beladenen. Überall war er zu sehen: im französischen Generalstab und im Spionagebureau; in Lourdes und in Rom; auf dem Montmartre und in Moskau. Seine Kirchen und Klöster wurden gereinigt; seine Wunder von Okkultisten, Spiritisten, Hypnotiseuren erklärt. Die Wissenschaft bestätigte die Prophezeiungen. Schließlich sahen wir, wie auf dem Religionskongreß zu Chikago 1897 alle Völker und Religionen der Welt ihre Knie beugten, als Christi eigenstes Gebet, das Vaterunser, gebetet wurde. Da gaben die Gläubigen einander den Bruderkuß und grüßten:

„Christ ist erstanden!“

Der Lehrer fuhr fort:

Im Jahre 1889 feierten wir die französische Revolution, wußten aber nicht recht Bescheid und kamen nicht in Zug. Alles, was 1789 ausgerodet war, existierte ja noch: Staat und Kirche, Könige und Hof, Priester und Beamte. Die französische Republik war die schlechteste von allen, mit ihren Panamisten an der Spitze: Wilson, Herz, Clemenceau, Arton. Die Verfassung wurde durch Bestechungen, mehr oder weniger falsche Wechsel, Pensionen am Leben erhalten. Ämter wurden geschaffen, um Wahlmänner, die Ehemänner der Geliebten, Unzufriedene unterzubringen. Damals wurde der französische Staat von Verbrechern gelenkt und die Kirche von Heiden. Orden wurden verkauft, Kunstwerke gekauft, Stimmen geworben. Man konnte unter zweihunderttausend Franken nicht Deputierter werden. Da waren Büttel und Revolution vonnöten, denn die Grundsätze der großen Revolution waren vergessen; wenn man bei einem feuerspeienden Berg von Grundsätzen sprechen kann. Jetzt in der hundertjährigen Perspektive erschien die „Große" nur wie eine Exekution, eine Hinrichtung in Masse; wie ein Versuch mit negativen Ergebnissen; als solcher allerdings sehr interessant. Ich erinnere mich aus meiner Jugend: wenn wir, „die wir mit den Ideen der französischen Revolution geboren waren", den 1848 aufgefrischten Ideen, von der „Großen" zu sprechen anfingen, wurden wir Revolutionshammel genannt. Das verstand ich damals nicht, denn ich dachte noch nicht selber, sondern geiferte nur. Jetzt aber verstehe ich es. Jetzt wissen wir: die Verfassung eines Landes ist beinahe gleichgültig für das allgemeine Wohl; also die eine Verfassung nicht viel besser oder schlechter als die andere.

„DAS LEBEN AUS DEMSELBEN STOFF GEWEBT WIE UNSERE TRÄUME"

Der Lehrer sprach:

Das Leben selber kann sich oft wie ein böser Traum zeigen. Eines Morgens ging ich auf dem Lande spazieren und hing meinen Gedanken nach, als mir eine große Ulmer Dogge entgegenstürzte. Ein Bengel stand dabei und lachte. Ich zog meinen Revolver und rief: „Lock den Hund, sonst erschieße ich ihn." Der Junge lachte nur, der Hund zog sich zurück, und ich ging weiter. Auf dem Rückweg kam mir ein Mann mit einer Flinte entgegen und fragte, wie ich seinem Sohn mit Erschießen habe drohen können. Ich antwortete, die Drohung habe dem Hund gegolten. Am Abend desselben Tages erzählte man mir, der Hund sei tot aufgefunden. Ich geriet in den Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Obwohl ich unschuldig war, wurde ich als Meuchelmörder verdächtigt. Eines Abends besuchte ich mein vierjähriges Töchterchen, das mich unten im Park erwartete. Ich sah sie aus der Entfernung mit zwei unangenehmen Kindern zusammen, aber sie sah mich nicht. Als ich meine Schritte beschleunigte, sah ich, wie sie sich mit den Kindern entfernte. Ich rief; sie hörte nicht. Ich lief und sah sie am Eingang eines Kellers, in den die Kinder sie hinunterziehen wollten. Sie leistete Widerstand, aber die Kinder rissen sie an den Kleidern. Sie schrie jetzt; hörte infolgedessen meine Rufe nicht. Ich wollte zu ihr eilen, aber da trennte uns gerade ein Rasen mit einem eisernen Zaun, den ich aus Furcht vor der Polizei nicht zu betreten wagte. Da stand ich und rief. Schließlich riß mein Kind sich los, sah mich aber nicht . . .

So schauderhaft kann es zugehen!

EIN MÄRCHEN, ERZÄHLT VON EINEM IRREN.

Der Lehrer fuhr fort:

Um das Leben leben zu können, muß man ein Schlafwandler sein. Auch ein Dichter muß man sein, sich selber und andere täuschen können. Ich habe es recht gut gekonnt: ich bin auf Dachrinnen des dünnsten Bleies gewandelt; bin durchs Feuer gegangen, als sei es Wasser; habe in der Hölle gelebt und sie als Paradies gesehen; habe intim mit meinen gefährlichsten Feinden gelebt und sie dadurch eingeschläfert, daß ich sie wie meine besten Freunde behandelte. Ich habe bei Omphale gesessen, die mir nach dem Leben trachtete; und ich bin nur mit dem Leben davon gekommen, indem ich ihr das größte Vertrauen und die treueste Liebe zeigte. Sie grübelte über mich, fragte mich aus, aber sie verstand nichts. Ich wurde so naiv, daß sie mein Rätsel nicht lösen konnte; so grübelte sie sich von Sinnen. Diese Sphinx war tüchtig! Ich kam einmal in ein schönes Heim; da lag Friede und Schönheit in der Luft. Da war eine junge unbekannte Mutter mit einem hübschen Kind, und etwas anderes war auch da. Die Augenblicke verflossen mit der vollständigen Illusion für mich, daß ich das Schönste gesehen habe, was das Leben gibt. Aber in zwei Sekunden geschah etwas so Häßliches, daß ich meinen Augen nicht traute. Ich ließ mir das Häßliche nicht zum Bewußtsein kommen, sondern ließ es fallen: ebenso schön wie vorher ging die Szene weiter. Aber diese zwei Sekunden! Diese, zwei, Sekunden! Ich versuche noch heute mir einzureden, es sei eine optische Täuschung gewesen. Bald gelingt es mir, bald gelingt es mir nicht. Davon zu sprechen, wage ich nicht. Shakespeare:

„Ein Märchen, erzählt von einem Irren.“

DAS EVANGELIUM DER HEIDEN

Der Lehrer fuhr fort:

Das Evangelium der Heiden ist Straflosigkeit. Wenn du erzählst, daß es einem Schurken schlecht gegangen ist, so schnauben die Heiden und sagen, du seist zu streng. Aber es ist ja das Leben, das streng ist. Das Evangelium der Heiden: zeigen, wie die Tugend Einfalt ist und angeführt wird; wie die Religion eine Krankheit ist; Schuftigkeit eine Stärke, die mit dem Recht des Starken siegen muß. Oft verlangen sie, der Abwechslung wegen, daß man dem schwachen Spitzbuben verzeiht; daß alles verziehen und geduldet werden müsse. Mit Duldung meinen sie, daß man sich von ihnen unterdrücken, verfolgen läßt. Wenn man reagiert, schreien sie: „Er rächt sich! Das ist ein schlechter Mensch." Rache aber setzt ja eine Kränkung als Ursache voraus. Wenn man die Ursache aufhebt, hebt man auch die Wirkung auf. Es gibt allerdings auch Menschen, die ihre eigenen Dummheiten an Unschuldigen rächen. Ich habe einen Feind, der sich noch heute an mir rächt, weil er nicht mein Geld stehlen konnte. Das Evangelium für ihn wäre das umgekehrte Gesetz: Du darfst stehlen, aber die andern dürfen es nicht.

WEISSE SKLAVEREI

Der Lehrer sprach:

In der ganzen oberen Klasse, durch die ganze Mittelklasse, bis tief hinunter übt man diese Handlungsweise: Wenn sich der Mann verheiratet, vermehrt sich seine Arbeit, die er keinem andern übertragen kann. Seine Frau dagegen schafft sich sofort eine Magd an, die ihren Dienst tut; bekommt sie Kinder, so schafft sie sich noch eine Amme an. Sie selber sitzt beschäftigungslos da und sucht die Zeit mit unnützen Kleinigkeiten zu töten. Auf diese Art kriegt sie weder Appetit zu Mittag noch kann sie nachts schlafen. Abends kommt der Mann nach Haus und will sein häusliches Leben genießen; dann aber will die Frau hinaus, in Theater und Kneipe. Sie ist nämlich nicht müde, sondern von Beschäftigungslosigkeit gelangweilt, will sich deshalb amüsieren. Die Frau scheint nicht zum häuslichen Leben geboren zu sein, sondern für Theater, Kneipe und Straße. Darum klagen die Frauen auch darüber, daß sie zu Hause sitzen müssen. Obwohl sie Sklavinnen haben, die ihren Dienst tun, nennen sie sich selber Sklavinnen und halten Kongresse ab für ihre Befreiung, nicht für die ihrer Dienstboten. Ihre vertierten Männer unterstützen sie, ohne zu merken, daß sie Sklaven sind; denn wer für einen beschäftigungslosen Menschen arbeitet, ist ein Sklave. Es steht aber geschrieben: „Ihr seid teuer erkauft, seid niemandes Sklaven!“

TRÖPFE

Der Schüler fragte:

— Was ist ein Frauenhasser?

Der Lehrer antwortete:

— Das weiß ich nicht. Doch, der Ausdruck wird als Scheltwort von Tröpfen für die benutzt, die sagen, was alle denken. Tröpfe sind die Männer, die sich einem Weib nicht nähern können, ohne den Verstand zu verlieren und treulos zu werden. Sie kaufen die Gunst des Weibes damit, daß sie die Köpfe ihrer Freunde auf silbernen Schüsseln ausliefern; und sie nehmen soviel Weiblichkeit in sich auf, daß sie mit den Augen des Weibes sehen, mit den Gefühlen des Weibes fühlen. Es gibt ja Dinge, die man nicht alle Tage sagt; und man sagt nicht seiner Frau, woraus ihr Geschlecht geschaffen ist. Aber man hat das Recht, es zuweilen zu schreiben. Schopenhauer hat es am besten geschrieben, Nietzsche nicht schlecht, Peladan ist der Meister. Thackeray schrieb Mens Wives, aber das Buch wird totgeschwiegen. Balzac hat in der Physiologie der Ehe und in den Kleinen Leiden des ehelichen Lebens Caroline entlarvt. Weininger entdeckte den Trug im Alter von zwanzig Jahren, wartete aber nicht die Rache ab, sondern ging seines Weges. Daß das Kind ein kleiner Verbrecher ist, der sich nicht selber leiten kann, habe ich gesagt; aber ich liebe Kinder doch. Daß das Weib ist, was es ist, habe ich auch gesagt; aber ich habe immer ein Weib geliebt und Kinder mit ihr gehabt. Wer mich Frauenhasser nennt, ist also ein Dummkopf, ein Lügner oder ein Tropf! Oder alles auf einmal.

Der Lehrer fuhr fort:

Ein Tropf schrieb in diesen Tagen, die Frau beherrsche die Welt. Er bemühte Setzer und Drucker, diese Dummheit zu reproduzieren, und der Redakteur hatte nichts dagegen. Wenn man nun fragt: Sind es nicht Fürsten, Minister, Parlamente, welche die Regierung leiten; auswärtige Politik, Kriege, Verhandlungen, Verträge, Eroberungen und Annektierungen? Was antworten sie denn? Ja, allerdings, aber ... Was für ein aber? Meint ihr Haushalt, Küche, Schlafstubenpolitik, Pantoffeltaktik, Klatschallianzen? Zu solchen Erörterungen kommt man, wenn man die Frauen ins öffentliche Leben läßt. Hader und Gekläff muß man in großen Zeitungen lesen; Aufsätze über Gladstone, statt über die norwegische Frage. Wenn ein Leiter das abgegangene Ministerium kritisieren soll, beginnt er mit Cavour, geht zu den „Gespenstern" über und schließt mit Frau von Stael. Eine Besprechung von Gorkis letztem Buch beginnt mit George Sand, geht auf Björnsons Handschuh über, berührt Gladstones auswärtige Politik und schließt mit dem Verein der Freunde von Handarbeit und der Frau im Stockholmer Freilichtmuseum der Schanze. Alles ist vertiert, verdummt, verlogen. Das Niveau sinkt und die Ansprüche werden herabgesetzt. Es ist eine Unlust zu leben.

SEI BANGE UM DEIN AUGE

Der Lehrer sprach:

Es gibt Menschen, die so wohlerzogen sind, daß sie schweigen können, ihre Gedanken verbergen; Gedanken, die sie nicht besitzen, aussprechen; sich in fremde Stimmungen versetzen können, als seien es ihre eigenen. Eins aber kann selten erzogen werden: das Auge. Wenn du in einer Gesellschaft bist und jemand hält eine lustige Rede auf den Wirt, in der dessen Schwächen in unpassender Weise bloßgestellt werden, so hüte dich, mit einem Blick deinen Beifall zu erkennen zu geben. Dieser Blick kann dir einen Feind fürs Leben schaffen. Wenn du auf der Straße gehst und siehst, wie der Wind das Kleid eines jungen Mädchens aufwirbelt, so blick nicht dahin. Jemand kann deinen Blick auffangen und dir Übles nachsprechen. Wenn du zusammen mit andern ein Musikstück anhörst, so wechsle nicht mit einem Zuhörer Blicke. Dein beifälliger Blick kann als kritisch, ironisch von dem Spielenden aufgefaßt werden, denn der sieht euch im Jacarandaspiegel des Klaviers. Wenn du ein Wohl ausbringst, so spiegle dich lieber im Wein, statt umher zu schielen. Ein unstätes Auge erregt Mißtrauen, und der Wein verrät gern die Wahrheit. Wenn ich in Gesellschaft gehe, werfe ich mich in eine Trance von Wohlwollen, Rücksicht, unkritisch, ohne nachzudenken; bin aber immer bereit, ein abweisendes oder ausdrucksloses Gesicht aufzusetzen, wenn man in meine Seele einzubrechen sucht. Und auf der Straße gebe ich meine Augen nicht fort. Man sagt allerdings: Er sieht einen nicht an. Ich antworte: Doch! Aber nicht jeden. Sei bange um dein Auge!

Der Lehrer fuhr fort:

Swedenborg spricht davon, daß man durch Einbildungen gestraft wird. Das ist dasselbe, was der Arzt in gewöhnlicher Sprache Zwangsvorstellungen nennt. Wer an Verfolgungswahn leidet, ist verfolgt. Die Bohnen meinen, er sei nur von seinen Einbildungen verfolgt; aber fragt der Weise, warum er von seinen Einbildungen verfolgt wird, so antwortet das Gewissen, indem es unaufhörlich den Verfolger zu erraten sucht. Der Kranke geht die ganze Liste der Personen durch, die er gekränkt hat. Wenn der Gekränkten wirklich viele sind und ihr Haß berechtigt ist, so kann man sich wohl denken, daß der Kranke von ihrem Haß verfolgt wird, für den sein erwachtes Gewissen jetzt empfänglich ist. In meinem Seelenleben hat die Strafe durch Einbildungen die größte Rolle gespielt; nachdem ich aber die Logik entdeckt hatte, faßte ich die Einbildung immer als eine Strafe auf. Die schwerste Strafe ist Argwohn, da ich gezwungen werde, Unschuldige zu beargwöhnen. Das ist unwiderstehlich. Meine Gedanken schwingen zwischen Vertrauen und Mißtrauen. Ich kämpfe, überwinde mich ganz allmählich, indem ich mir selber unrecht gebe, oder indem ich mit Ergebung die Treulosigkeit hinnehme. Mache ich dem Argwohn aber Luft, so muß ich um Verzeihung bitten; dann nehme ich diese Demütigung als Quittung hin. Meine meisten Unglücke sind eingebildete gewesen, aber sie haben dieselbe Wirkung wie wirkliche gehabt, weil ich zum Bewußtsein meiner eigenen Schuld kam. Der Unheilbare ist der Verstockte, der sich unschuldig verfolgt glaubt — von andern Menschen.

BANKEROTT DER PHILOSOPHIE

Der Lehrer sprach:

Als Kant in der dunklen Periode der Aufklärung nachwies, daß die Philosophie nichts beweisen kann, stellte er die kategorischen Imperative und Postulate auf, oder die religiösen und sittlichen Forderungen. Wenn man diese Worte übersetzt, so kommt heraus, was wir Glaube nennen. Diese Bankerotterklärung der Philosophie errettete die Menschheit von unnützem Grübeln. Das Christentum stand wieder auf, nunmehr von den Philosophen bedient, mit Hegel an der Spitze. Parallel aber floß der alte Strom weiter. Trotz dem Bankerott wurden Wechsel ausgegeben, die von den einfältigen Freidenkern Feuerbach und Strauß eingelöst wurden. Die wollten sich Gott nähern mit dem Bauernverstand, den man in Küche und Laden gebraucht. Der letzte Narr war Renan. Seine Wechsel laufen noch um, meistens jedoch unter Gymnasiasten und deresgleichen. Hoffmann schreibt im Anfang des vorigen Jahrhunderts also: „In alten Zeiten hatten wir einen frommen flotten Glauben; wir erkannten das Höhere an, wußten aber auch, daß unsere Sinne ungenügend sind. Dann kam die „Aufklärung". Die machte alles so klar, daß man vor lauter Klarheit nicht die Spur sah. Und nun soll das Übersinnliche von einem festen Arm aus Fleisch und Bein ergriffen werden." Heute heißt es Religionswissenschaft. Das ist eine Wissenschaft, die von der vorgefaßten falschen Ansicht ausgeht, Religion sei eine Geisteskrankheit, weil man sie nicht mathematisch beweisen kann.

Der Lehrer sprach:

Eine seltsame Geschichte, die ich nicht verstanden habe, an die ich mich aber erinnern muß. Ich wachte eines Morgens auf, ohne bekannte Veranlassung heiteren Sinnes. Einer Mahnung folgend, ging ich in die Stadt hinein. Als ich aufs Geratewohl dahin wanderte, kam ich in das Viertel, in dem ich geboren und erzogen bin. Sah Kindergarten, Schule, Elternhaus. Kam durch enge Gassen; ging an der Volksschule vorbei, in der ich, damals Student, als Lehrer gequält wurde. Sah zwei verschiedene Häuser wieder, in denen ich als Hauslehrer gelitten hatte. Zog nach Norden, kam nach einer anderen Schule, in der ich gepeinigt worden. Auf einen Markt, mit einem Haus, in dem während meiner Kinderzeit unser einziger Verkehr wohnte; zwanzig Jahre später wohnte dort im selben Stockwerk mein schlimmster Feind. Kam an einem Haus vorbei, in dem meine Schwester sich vor dreißig Jahren verheiratete. An einem andern Haus, in dem mein Bruder einen harten Kampf durchkämpfte. Nach einer dritten Schule, in der ich Student wurde; im selben Haus wohnt noch heute mein erster und letzter Verleger. Kam an einem Haus vorbei, wo ich vor vierzig Jahren als Theatereleve angenommen wurde und mein erstes Stück einreichte. An dem Haus, in dem ich mich zum erstenmal verheiratete . . . . Da begann es heller zu werden. Ich sah die Möbelhandlung, von der ich das letztemal meine Einrichtung bezog. Ging an der Wohnung vorbei, in der meine Frau und mein Kind vor drei Jahren wohnten.

EIN GANZES LEBEN IN EINER STUNDE

Der Lehrer fuhr fort:

Während einer Stunde hatte ich mein ganzes Leben in lebenden Bildern durchgemacht. Es fehlten nur drei Jahre: dann war ich in der Gegenwart. Das war ja wie eine Agonie oder eine Todesstunde, wenn das ganze Leben vorbeirast. Da wurde ich nach Norden gezogen, wo mein letztes Kind und seine Mutter wohnen. Ein Gefühl sagte mir, mitzubringen: Parfüm für die Mutter; Schulgeld für das Kind; denn heute begann es in der Spielschule. Ich unternahm eine Jagd nach dem Parfüm; es sollte Flieder sein, aber ich mußte Maiglöckchen nehmen. Ich wollte auch Blumen haben, fand aber keine. So zog ich nach Norden. Kam in deren Häuslichkeit. Die Sonne schien hinein, der Kaffeetisch war gedeckt, alles strahlte von Schönheit und Wohlbefinden, Gemütlichkeit und Liebe. Ich wurde freundlich empfangen, fühlte in einem Augenblick, daß mein ganzes schwarzes Leben hinter mir lag; empfand das Glück, gerade jetzt zu leben! Als ich von dort wegging, fühlte ich das Glück im Jetzt. Alles Vergangene war nur der dunkle Hintergrund. Ich war dankbar in meinem Herzen, als ich mich an die ganze Vergangenheit erinnerte, durch die ich auf so wunderbare Weise hindurch gekommen war, ohne zugrunde zu gehen.

DER NACHGESTANK

Der Lehrer fuhr fort:

Als ich nach Haus kam, erfuhr ich durch den Fernsprecher, daß mein schlimmster Feind gestorben war; und zwar am Morgen dieses Tages. Sein Todeskampf hatte zur selben Zeit stattgefunden, als ich die Wanderung durch mein Leben machte. Ich überlegte: warum machte ich gerade meine Agonie durch, als er starb? Er war ein schwarzer Mann mit einer altmodischen materialistischen Weltanschauung, die er für modern hielt. Ein literarischer Schacherer, der über die Schundbücher der Marquisen schrieb, um auf ihre Schlösser geladen zu werden. Der seine Umgangsfreunde lobte, solange sie mit ihm umgingen. Ein Mann des Klüngels, ein Mann des Kapitals. Eine persönliche Berührung mit ihm hatte ich niemals gehabt; doch nannte er sich einmal vor langer Zeit meinen Schüler. Aber er konnte nicht wachsen, mir nicht nach oben folgen. Es war jetzt, als sei mein altes Ich in ihm gestorben: vielleicht litt ich darum seinen Tod; vielleicht fühlte ich es darum gerade jetzt. Aber das Parfüm? Das weiß ich nicht. Als ich aber erfuhr, der Verstorbene sei so zersetzt gewesen, daß er des Gestankes wegen sofort begraben werden mußte, konnte ich es nicht unterlassen, das Parfüm in Zusammenhang mit der Auflösung des Dungherrn zu bringen. Als ich acht Tage später eine nachgelassene Besprechung las, die der Tote über meine letzte Arbeit geschrieben, und sah, daß er mich beklagte, weil ich nicht Heide bin; weinte, daß ich vom Dungherrn abgefallen, war mirs, als röche ich einen Nachgestank aus der Dunggrube. Da griff ich wirklich zur Parfümflasche.

Der Lehrer fuhr fort: Zur selben Zeit trat ein ähnlicher Todesfall ein. Eine andere von den „Schwarzen Fahnen" verschied unter eigentümlichen Umständen, zwei Tage nach der ersten. Diesen Mann hatte ich während der Periode gekannt, in welcher der Affenkönig herrschte. Wir liebten uns nicht, waren aber wie Verdammte dazu verurteilt, zusammen zu halten. Die Freundschaft war nur die Kehrseite von einem Haß; sein scheußliches Aussehen erschreckte mich; sein Beruf war ebenso widerwärtig, brachte aber viel Geld ein. Er schrieb im Geschmack der Zeit. Er lebte in der falschen Vorstellung, er sei aufgeklärt und freisinnig. Als der Vater starb, sprach der Sohn seinen Kummer darüber aus, daß „der Vater den Glauben seiner Kindheit wiedergefunden habe". Was geschah dann? Der Sohn, der im Glauben an das Böse und Häßliche lebte, begann diesen Glauben auf sonderbare Art zu entwickeln. Er hatte in seiner Literatur eine Vorliebe für Steckrüben gezeigt; in seinen alten Tagen pfropfte er Pfirsiche auf Steckrüben, um der Südfrucht teil an dem feinen Gestank zu geben. Derselbe perverse Geschmack äußerte sich in seinem letzten Buch; da ist sein Mitgefühl entschieden auf Seite der Schwarzen. Er kam also ins Irrenhaus. Er konnte nicht gerettet werden, weil er den Retter nicht zu suchen verstand. So starb er. Ich hatte gerade bereut, keine Blumen zu seinem Grab gesandt zu haben, als der Tote in einem Nekrolog mir mitten ins Gesicht stinkt mit einer Lüge, die ein Seelenverwandter jetzt im Druck wiedergibt. In derselben Todesrune wird die Welt mit den hinterlassenen Schriften bedroht. Wenn sie herauskommen, will ich eine Blume kaufen und sie unter die Nase halten, indem ich einen Seufzer der Dankbarkeit an den sende, der mir den Glauben meiner Kindheit wieder gab und mich vom Irrenhaus rettete.

DAS LÜGENGEWEBE

Der Schüler nahm das Wort: Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, habe weniger als andere gelogen; habe darum immer geglaubt, was andere sagen. Wenn ich jetzt auf meine alten Tage mit Jugendfreunden zusammensitze und vergleiche, so finde ich, daß mein ganzes Leben ein Gewebe von Lügen ist. Heute Nacht saß ich mit einem Jugendbekannten zusammen und es entspann sich dieses Gespräch: Ich sprach: Als sich der Fürst von X. verheiratete . . . — Verheiratete? Verheiratet ist er nicht. — Ist er das nicht? Ist das auch eine Lüge? — Er ist nie verheiratet gewesen. — Jetzt habe ich zwanzig Jahre lang verbreitet, er sei verheiratet gewesen; eine ganze Geschichte hat sich an diese Lüge geknüpft; die wollte ich eben erzählen, muß sie aber nun fallen lassen. Eine andere Lüge! Dreißig Jahre habe ich erzählt, daß Doktor H. anwesend war, als der Malunger Mörder hingerichtet wurde. Er hatte mir nämlich vorgelogen, er habe als Kandidat den Auftrag erhalten, den abgehauenen Kopf zu untersuchen. Dabei hatte er mir so interessante Einzelheiten gegeben, daß ich sie in der Gesellschaft zu erzählen pflegte. So ein Lügner! — Aber er war doch da! — War er dort? — Gewiß, ich habe ihn hinter dem Geistlichen stehen sehen, als ich das Blutgerüst photographierte. — Du? Hast du . . . Lügst du? Oder hat er gelogen? — Ich lüge nicht. — Nein, jetzt weiß ich nicht, wo ich zu Hause bin. Alles steht auf dem Kopf! Ich habe zehn Jahre lang die Lüge zurückgenommen, die ich verbreitet hatte; ich habe Doktor H. zum Lügner gemacht . . . Man müßte nie sprechen, nie schreiben, nur das Notwendigste, was man gebraucht, zeichnen. Er ist also wirklich dagewesen! Wie soll ich ihm seine Ehre wiedergeben, die ich ihm geraubt habe?

NOCH MEHR LÜGENGEWEBE

Der Schüler fuhr fort: Das Schlimmste bei der Lüge ist, daß einem seine ganze Person verfälscht wird. Ich hatte mit einer Frau vier Kinder; ich war mit ihr getraut, und nie kam ein Zweifel an meiner Vaterschaft auf, weder bei mir noch bei andern. Eines Tages wurde die Frau auf mich böse und erklärte, ich sei kein Mann. Du weißt, was sie meint. Aber sie sagte es andern auch, und die sagten es mir wieder. Fünf Jahre grübelte ich über die Sache nach; schließlich glaubte ich selber, es sei richtig. Ihre Lüge drückte mich nieder, und ich wollte mir das Leben nehmen. Da traf ich einen Arzt und beklagte mich bei ihm. Er lachte freundlich, nicht boshaft, und antwortete: Aber du hast ja vier Kinder mit ihr! — Aber die können ja nicht die meinen sein! — Aber es sind deine, und kein Mensch hat es bezweifelt. — Wie kann man denn bezweifeln, daß ich ein Mann bin? — Ja, siehst du, das mußt du sie fragen, die Esel! Die Lüge hatte aber diese Folgen: Ich, der Vater, verlor das Interesse; wollte mich nicht mehr für Kinder und Mutter opfern. Aus Furcht, den Verstand zu verlieren, ließ ich mich scheiden. Um mir Genugtuung zu verschaffen, verheiratete ich mich von neuem und bekam neue Kinder. Meine Freunde blieben doch bei der alten Lüge: Er ist kein Mann. Obwohl sie die Kinder für die meinen hielten. Aber die Kinder? Von denen sprach man nicht! Nach fünfundzwanzig Jahren traf ich als Witwer meine erste Frau. Sie beklagte ihr und der Kinder grausames Schicksal. Ich fragte nur: Wie konntest du verbreiten, ich sei kein Mann? — Habe ich das? antwortete sie. — Erinnerst du dich nicht? — Ach so! Ja, ich war wohl böse auf dich! ... „Ich war wohl böse auf dich!" Aber den Unsinn des Gerüchtes, den Selbstwiderspruch sahen meine Feinde nie ein, denn der Haß machte sie blind und dumm.

Der Lehrer erwiderte:

Dieses ganze Gewebe von Lügen, Irrtümern, Mißverständnissen, das die Unterlage für den Inhalt unseres Lebens bildet, verwandelt ja das Leben selbst in etwas Unwirkliches, Traumhaftes und müßte aufgelöst werden, wenn wir ins andere Leben übergehen. Ich las dieser Tage von einem Mann, der im Sterben lag. Statt das Leben an sich vorbeiziehen zu sehen, wie es gewöhnlich ist, löste sich seine ganze Vergangenheit in einen Nebel auf: die Erinnerung erlosch, alle Bitterkeit und aller Kummer verschwanden; dagegen nahmen alle seine getäuschten Hoffnungen Wirklichkeit an. Er fühlte sich von seiner Frau geliebt, die kalt gegen ihn gewesen war; er dankte ihr für alle Zärtlichkeit, die sie ihm nie erwiesen. Die Kinder, die ihn schimpflich verlassen hatten, sah er jetzt in Glanztagen wieder. Die „Schrittchen“ auf dem Fußboden, die so bezeichnend für ein glückliches Heim sind, hörte er jetzt mit einem sonnigen Lächeln. Der schwarze Herbsttag draußen wurde zum Frühling; kleine Mädchen reichten ihm Rosen zum Küssen, weil dadurch ihr Wert höher werde. Schließlich sah er sich und die Familie in einer Laube, in der sie aus sächsischen Tassen Kaffe trinken und gelbe Safranbrötchen eintauchen wollten . . . Da schlief er ein. Es war ein schöner Tod und wünschenswert; es war das Paradies. Aus dem Lethe der Alten trank man ja Vergessen des erlittenen Wehs, ehe man die elysäischen Gefilde betrat. Wenn es so wäre! Im Gedächtnis alle Unsauberkeit mitschleppen, kann ja nicht vorteilhaft sein für ein neues Leben in Reinheit. Es gibt Krankheiten, in denen man die Erinnerung verliert!

Möge der Tod eine solche Krankheit sein!

NEMESIS HUMANA

Der Schüler sprach:

Nemesis divina kennen wir: das ist der immanente Ausüber der göttlichen Gerechtigkeit, die jeder Mensch in sich trägt, als ein Hemmungsorgan, um dem Bösen zu wehren. Aber die menschliche Gerechtigkeit ist anders beschaffen. Ich habe dir früher erzählt, wie ich einen Feind bekam, weil ich ihn nicht über mich herrschen lassen wollte; nicht meine Ansichten, meinen Verkehr, meine Ausgaben von ihm bestimmen ließ. Ich war im Recht, da ich meine persönliche Freiheit verteidigte; er hatte unrecht. Aber er rächte sich an mir, daß er mir nicht unrecht tun durfte. Des Schlimmsten, das man mir vorzuwerfen hat, von dem man meine Familienunglücke datiert, habe ich mich niemals, streng genommen, schuldig gemacht: die Nebenumstände sprechen mich beinahe frei, wenigstens vor mir selbst. In dem Bohemekreis einer Kneipe traf ich sie. Die Männer hatten ihre Geliebte mit, welche sie Frauen nannten. Eine „Frau“ war dabei, die keinen Mann bei sich hatte. Als ich nach dem Mann fragte, antwortete die „Frau“, er sei fort auf Abenteuer. Der Verkehr wurde fortgesetzt, aber ein Gatte war nie zu sehen. Ich glaubte schließlich, sie sei ebensowenig verheiratet wie die andern. Kinder hatte sie auch nicht. Nun, wir beide wurden zusammen getrieben. Es kam von selber. Aber erst nachdem sie mich mehrere Male in meiner Wohnung besucht und versucht hatte.

Der Schüler fuhr fort:

Frage: Welcher arme junge Mann, der kaum sein Essen bezahlen kann, hätte nicht angenommen, was sich ihm bot, wenn es auch die Reste einer elenden Liebe waren? Besonders, da ich nicht der einzige war, sondern mit andern, unbekannten, teilte. Überdies gab sie an, der unsichtbare Mann sei fort auf Abenteuer. So war sie eigentlich eine „verlassene und betrogene Frau", mit der ich anknüpfte. Falls sie über den Mann nicht die Unwahrheit sprach, was ich jetzt erst zu glauben anfange. Denn sie war für die Straße geboren und jedem feil. Ich meine, die Nebenumstände in dieser Geschichte kann man als Hauptsache betrachten.

Der Lehrer sprach:

Der Lügenturm, der nie niedergerissen werden kann. Eine Frau kam zur rechten Zeit in gesegnete Umstände. Als sie wie gewöhnlich die Nähe ihres Gatten nicht ertragen konnte, bat sie ihn, in ein anderes Zimmer überzusiedeln; bat in einem bestimmten und gereizten Ton. Er tat ihr natürlich den Willen. Nach einigen Tagen aber reute es sie. Statt ihn jedoch um Rückkehr zu bitten, was sie für demütigend hielt, reizte sie sich zuerst gegen sich selbst, dann gegen ihn. In doppeltem Zorn ging sie aus dem Haus mit ihrem ungeborenen Kind und zog zu einer Verwandten. Als sie nun aber einen Grund angeben mußte, sagte sie, der Mann habe sie verlassen und sie zum Zölibat verurteilt. Die Lüge bekam Flügel, wurde Gespräch, stand in den Zeitungen, ging in die Literatur über, wurde Stück und Roman. Der Mann war im Begriff, sich aus Sehnsucht und vor Scham zu erschießen, kam aber mit dem Leben davon, indem er wieder für einige Zeit anknüpfte. Als sie nach der Geburt des ersten Kindes erklärte, sie wolle keine Kinder mehr haben, bestand er auf Scheidung. Sie vereinigte ihr Gesuch mit dem seinen, schob aber wie gewöhnlich die Schuld auf ihn. Der Lügenturm wuchs viele Ellen in die Luft.

Der Lehrer fuhr fort:

Nach einem halben Jahr aber war das Verhältnis geregelt: er war ihr Liebhaber. Jetzt hätte der Turm einstürzen müssen, aber er stand, obwohl das Fundament eingerissen war. Ein gewöhnlicher Mensch wäre ja in seiner Stellung wieder aufgerichtet worden. aber er wurde es nicht. Er durfte sich nie verteidigen. Das war sein Karma, wie die Theosophen sagen, sein Schicksal. Er mußte die Schuld tragen, während er keine hatte. Er mußte der schwarze Balder sein, nach dem alle schießen durften. Schließlich wurde er so schuldbeladen, daß er die Religion des Kreuzes zu verstehen anfing. Wenn er sich verteidigte, wurde er auf den Mund geschlagen. Da lernte er schweigen und dulden. Eigen war: seine eigenen Schulden trug er so ziemlich, fremde aber waren zu schwer; als er versuchte, sie zu erleichtern, indem er sich selber unrecht gab, wurden sie noch schwerer.

EIN LEIDENDER GOTT

Der Lehrer sprach: „Ein leidender Gott" war den Griechen eine Torheit, da sie sich einen Gott als Tyrannen dachten, der sich am Leiden der Menschen weidet. Aber der scheinbare Widerspruch wird gelöst, wenn man sich vorstellt, daß ein heiliges Wesen sich in der Menschheit deponiert und diese Menschheit sich dann besudelt. Das wird ja ein grenzenloses Leiden, wie der es durchmacht, der das Beste seiner Seele und seiner Gefühle bei einem Weib niedergelegt hat. Wenn sie dann hingeht und sich besudelt, so besudelt sie ihren Gatten. Oder ein Vater ist in seine Kinder übergegangen und will durch sie seine besten Triebe vervielfältigen und sein Ebenbild veredelt sehen. Wenn die Kinder sich entehren, so leidet der Vater. Der Stamm welkt, wenn die Wurzeln beschädigt werden. So denke ich mir Gottvater, wenn die Verbrechen der Menschheit stinken und ihn entehren; vielleicht drohen, seine eigene Heiligkeit anzustecken. Er wird zornig werden und trauern, sich besudelt fühlen, ehe er das vom Krebs geschädigte Glied, das die Menschheit ist, abschneidet. Christus wird nicht mehr schön dargestellt, sondern mit Zügen, die von fremden Sünden entstellt sind; die hat er in sich aufgenommen oder sich geholt, denn wer an Teer kommt, beschmiert sich. Um von dem Unreinen frei zu werden, mußte er sterben, indem der Körper vernichtet wurde. Das Größte im Leiden war die Menschwerdung. Aber Christi Tod kann auch bedeuten, daß der Vater sich von den Sünden der Menschen befreite und die Verbindung mit der schlechten Gesellschaft abbrach. Wer ihn jetzt suchen will, muß sich zu seinen Höhen erheben, durch ein reines Leben den Eintritt gewinnen. Er selbst steigt nicht mehr ins Dungtal; dort wurde ihm die Luft zu dick, die Gesellschaft zu gemischt. Darum haben wir es, wie wir es haben!

DIE VERSÖHNUNG

Der Lehrer sprach: Das Werk der Versöhnung ist mir schwer erklärlich gewesen. Zu wiederholten Malen habe ich es zu deuten versucht auf eine Art, die mich befriedigte, aber ohne daß es mir gelang. Wenn Gott seinen Sohn für die Menschheit zur Versöhnung geopfert hat, hätten sich ja Versöhnung und paradiesische Ruhe auf der Erde einfinden müssen. Das ist aber nicht der Fall. Die Zeit der römischen Kaiser vor Christus war ja schrecklich, aber das Jahrtausend nachher war nicht besser; glich eher einer Sintflut, bei der alte Völker von Wilden weggeschwemmt wurden. Das zweite Jahrtausend wurde besser, sehr viel besser. Das dritte wird vielleicht mit einer vollständigen Versöhnung zwischen der Menschheit und Gott schließen. Darauf deutet alles, wenn auch die Heiden eine Zeitlang herrschen dürfen, als Zuchtgeister und Henker und Besitzer des Geldes. Der ägyptische Mann hat seine große Aufgabe und die Knechtschaft ist nicht schlecht als Schule. In den Wüsten lernt man die schwere Kunst der Einsamkeit und im fremden Land von Assyrien bekommt man ein gesundes Heimweh. Doch wenn der Ägypter den Stock zum Schlagen erhebt, so tröste dich mit Christi Wort an Pilatus: Du hast keine Macht über mich, sie wäre dir denn von oben gegeben. Und wenn du das Brot der Heiden ißt, so denk wie die Makkabäer: Dein Brot esse ich, aber auf deinem Altar opfere ich nicht! Alles geht, wenn wir uns nur nicht verleiten lassen zu glauben: die die Macht besitzen, sind Gottes Freunde und Günstlinge. Unsere Herren, die sich einbilden, die Entwicklung zu besorgen und allein Recht, Zukunft und Licht in der Hand zu haben, sie sind nur Kinder dieser Welt! Das sei ihnen gegönnt! Wohl bekomme es ihnen.

WENN VÖLKER VERRÜCKT WERDEN

Der Lehrer sprach: Völker werden zuweilen von Verrücktheit ergriffen wie von andern Krankheiten. Die Javaner sollen sogar beständig verrückt sein. Die Männer laufen mit dem Messer hinaus, um zu morden. Die Frauen leiden an Nachahmungssucht: wenn sie sehen, daß einer etwas in die Luft wirft, ahmen sie sofort die Gebärde nach; sie können sogar ihre Kinder von sich schleudern. Die Japaner wieder werden von Hochmutswahn ergriffen. Einer beginnt zu schreien: wir wollen China erobern! Dann schreit die ganze Stadt, bald das ganze Land. Die Franzosen waren rasend, als sie 1870 à Berlin sangen und nicht einmal bis an den Rhein kamen. Paris wurde eingenommen. Die Franzosen aber erklärten, es sei nicht eingenommen, es habe sich ergeben! Als der Feind gutmütig eingezogen war und die Stadt geschont hatte; als der Friede geschlossen war, steckten die Franzosen selber ihre Stadt an: das war doch Verrücktheit. Dann schossen sie dreißigtausend ihrer eigenen Landsleute nieder, während im Krieg selber nur achtzigtausend Franzosen gefallen waren. Aber es gibt Völker, die werden vom Wahn des Selbstmords ergriffen. Ich kenne ein Land, aus dem jeden Tag einhundert Menschen auswandern; in dem der einzige große Erwerb, das Eisenerz, mit Ausfuhrzoll belegt wird; das ist Selbstmord. Im selben Land, in dem die Steuern meistens durch Zwangsvollstreckung eingezogen werden, hat man eine Milliarde für das Heer bewilligt; als aber die Stammrollen ausgefüllt werden sollen, ist keine Mannschaft zu finden. Im selben Land unterhält der Staat eine Eisenbahn von einer Länge von einhundert Meilen; jüngst kam der Zug mit e i n e m Passagier an, dessen Reise dem Staat über tausend Kronen gekostet hatte. Das ist Selbstmord.

DAS LÜGENGIFT

Der Lehrer sprach:

Kehren wir zum Leben und zu den Menschen zurück, die wir besser als alles andere zu kennen glauben, obwohl Selbsterkenntnis das Schwerste von allem ist. Ein beständiger Vorwurf, den die Menschen gegen einander richten, ist bekanntlich Lügenhaftigkeit. Alle lügen ja mehr oder weniger; indem sie Hauptsachen auslassen und Nebendinge hervorheben; indem sie Tatsachen färben; oft in einer Absicht, die zu entschuldigen ist; wenn es sich zum Beispiel um einen Freund handelt. Aber es gibt Menschen, die von Lug und Trug gemacht zu sein scheinen. Dahin gehören die Lügner aus Not, die lügen, um etwas zu erreichen. Die Lügner aus Prahlerei, die lügen, um andern überlegen zu sein und sie ducken zu können. Deren Atmosphäre wirkt wie Gift; man kann vergiftet werden, wenn man mit ihnen umgeht. Es gibt ein Lügnerpaar, das habe ich nie gesehen, habe aber oft von ihm sprechen hören. Wenn man nur von ihm und seinen Lügen spricht, werde ich krank im Gehirn und ihr Gift wirkt telepathisch auf meine Nerven. Das Paar wird von Unglück verfolgt und lebt einsam. Gegenseitig belügen sie sich auch. Sie lügen sich vor, daß sie Märtyrer sind, obwohl ihre Betrügereien nur die Ursache zu ihrem Unglück bilden. Sie glauben von den Menschen verfolgt zu werden, während die Menschen sie im Gegenteil fliehen. So sind sie von Kindheit auf gewesen und sie scheinen sich nicht ändern zu können. Vielleicht ist ihre Lügenhaftigkeit eine Form der Strafe. „Wer den Rechtschaffenen haßt, der soll schuldig werden!“

MORDLÜGEN

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn man intim mit Lügnern von Beruf verkehrt, so läuft man Gefahr, selber ein Lügner zu werden. Man glaubt, was sie sagen; gründet seine Ansicht auf ihre Lügen; verbreitet ihre unwahren Angaben in gutem Glauben; verteidigt ihre Fälschungen; wird in ihre Betrügereien verwickelt. Aber auch die ganze Anschauung wird gefälscht: man lebt in einer eingebildeten Welt, schwebt schließlich in der Luft, bewegt sich in einem falschen Gefühlskreis; behandelt Freunde als Feinde und Feinde als Freunde; glaubt beliebt zu sein, während man gehaßt ist, und umgekehrt. In intimem Zusammenleben mit einem Lügner bildete ich mir ein, mein letztes Buch habe einen Mißerfolg gehabt. Fünf Jahre lang habe ich es geglaubt; ich litt darunter, verlor den Mut. Nach meiner Heimkehr aber erfuhr ich, das Buch habe einen großen Erfolg gehabt. Fünf Jahre waren aus meinem Leben gestrichen; ich war nahe daran gewesen, Selbstgefühl und Lebensmut zu verlieren. Das ist ja Mord. Und da mein einziger Freund so handelte, für den ich gearbeitet, dem ich Opfer gebracht, bekam ich zuerst einen solchen Stoß, daß alle meine Vorstellungen auf dem Kopf standen. Es dauerte Jahre, ehe ich meine Begriffe ordnen und umredigieren konnte. Wahres und Falsches war durcheinander gemischt. Das Gelogene wurde Wirklichkeit, und mein ganzes Leben glich einem Rauch. Ich wäre beinahe daran zugrunde gegangen und hätte den Verstand verloren.

Der Lehrer fuhr fort:

Während der fünf Jahre, als ich mich ungerecht behandelt glaubte, hatte ich aber auch Schuld auf mich geladen. Ich hatte denen geflucht, die mir gerecht gewesen waren; meinen Wohltätern Böses gewünscht, Bewunderer geschlagen, Anhänger vermieden. Da ich das jetzt bereuen mußte, konnte ich es nicht aufrichtig tun. Ich fühlte mich einerseits unschuldig, beinahe ein Opfer einer fremden Lüge. Aber das Böse, das ich getan hatte, war da und mußte gesühnt werden. Solche Disharmonien sind nicht leicht zu lösen. Im Leben ist es jedoch nicht angebracht, den Menschen Mißtrauen zu zeigen; man muß es flott gehen lassen, ohne Kritik, ohne Abrechnung. Der Betrüger sagt allerdings: Wer nicht aufpaßt, hat selber die Schuld. Wenn man aber aufpaßt und sich nicht anführen läßt, wird einem krankhaftes Mißtrauen nachgesagt. Es ist nicht leicht zu leben und unter den zügellosen Menschen ist es besser, geprellt zu werden als zu prellen. Der Talmud sagt: „Sei lieber unter denen, die verflucht werden, als unter denen, die verfluchen; lieber unter den Verfolgten als unter den Verfolgern.“ Siehe in der Schrift: „Kein Vogel wird mehr verfolgt als die Taube; aber Gott hat sie auserwählt zum Opfer auf seinem Altar.“

DER REIZ DES ALTERS

Der Lehrer sprach:

Der Reize des Alters sind viele. Der größte liegt in dem Gefühl, daß es nicht weit bis zum Abend ist, da man sich entkleiden und niederlegen kann; daß man nicht mehr aufzustehen und sich anzukleiden braucht. Dadurch, daß der Körper an Kraft verliert, vermindert sich der Widerstand gegen die freien Bewegungen der Seele. Das Interesse für das Zeitliche nimmt ab. Das Auge beginnt aus der Vogelschau zu sehen. Große Kleinigkeiten schrumpfen zusammen. Alte Werte werden umgewertet. Alles was man erlebt hat, liegt wie Streu unter den Füßen; man steht darin und wächst mitten in seiner Vergangenheit. Man hat eine Konstante mitten unter allen Variabeln gefunden; das ist: die Unbeständigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit, Veränderlichkeit aller Dinge. Alles wiederholt sich; es gibt kaum noch Überraschungen. Man weiß alles vorher, erwartet keine Besserung, wird nicht mehr von falschen Hoffnungen betrogen, verlangt nichts von den Menschen, weder Dankbarkeit, noch Treue, noch Liebe, nur etwas Gesellschaft in der Einsamkeit. Wird man betrogen, glaubt man, das gehört zum Stück. Es tröstet einen geradezu, daß es geschieht, weil es unsere Ansicht bestätigt, die man nicht widerlegt wünscht. Man wird schließlich ein heiterer Pessimist. Wenn man bei der Entdeckung eines neuen Trugs sagen kann: Was habe ich gesagt? ist es beinahe ein Vergnügen.

DAS RINGSYSTEM

Der Lehrer sprach:

Im alten Gymnasium wurden die Schüler nicht in Klassen, sondern in Ringe eingeteilt, und die Bänke standen nicht in Reihen, sondern in Ringen. Als ich dann Dantes Hölle las mit ihren Ringen, dachte ich mir das wie das alte Gymnasium. Aber auch draußen im Leben fand ich dieses Ringsystem wieder. Die Menschen schienen in konzentrischen Ringen zusammengerottet zu sein; diese Ringe bildeten kleine Weltsysteme von Ansichten. Jeder Ring sprach seine Sprache, legte seine Bedeutung in alte Worte, verehrte seine Götter, schuf seine Größen, oft aus nichts. In jedem Ring hatte man die Wahrheit gefunden, arbeitete man für die Entwicklung, aber auf andere Art als die andern. Jeder Ring hielt sich für den ersten. Der erste Ring war in Wirklichkeit der niedrigste, aber er hielt sich dennoch für den ersten, weil er der erste war. Wenn ich eine Zeitung oder ein Buch lese, die von anderen Ringen stammen, verstehe ich nur soviel, daß sie verrückt sind oder auf dem Kopf stehen. Es erstickt mich und wirkt feindlich. Ich vermute, die fünf großen Rassen der Erde empfinden das gleiche, wenn sie sich treffen. Sie behaupten es wenigstens. Im Innersten sind sie sich ja auch so fremd, als seien sie von den fünf großen Planeten gekommen; wenn sie auch viele menschliche Züge gemeinsam besitzen.

DIE FAHNE DES JAHRHUNDERTENDES

Der Lehrer sprach:

Das Ende des vorigen Jahrhunderts mit allen seinen starken Gegensätzen blickte doch zu einer Fahne auf, die den seltsamen Namen Zola trug. Seit dreißig Jahren habe ich eine Menge Biographien dieses Mannes gelesen, ohne jedoch hinter seine eigentliche Herkunft zu kommen. Einmal war er aus Istrien, dem südlichen Österreich am adriatischen Meer; ein andermal war er in der Provence geboren; schließlich blieb man beim Montmartre in Paris. Als ich nach der Entstehung des Namens forschte, habe ich ihn weder als Ortsnamen noch als Personennamen gefunden. In der Provence, wo ein nach Zolas Vater benannter Zolakanal sein soll, bin ich gewesen; habe nach dem Kanal gefragt, ihn aber nicht gefunden. Es ist möglich, daß er da ist; es ist aber schwer, ihn zu finden. Wenn nun Zola wirklich Provenzale war, so hätte er sich doch wohl beeinflussen lassen von Natur und Kultur im Land der Troubadoure, obwohl man Rassencharaktere mit Recht anzweifelt. Mistral und Daudet sind doch wahrscheinlich Einwanderer. Aber ich habe keine Spur vom Troubadour bei Emile Zola bemerkt. Diese dunkle Herkunft macht ihn zu einem Mythus, einem Mann der Vorsehung, einem Begriff, einer Fahne, mit einer großen, aber negativen Aufgabe.

Der Lehrer fuhr fort:

Man kann eine Analyse von Shakespeares Dramen in zwei dicken Bänden schreiben, aber über Zolas Romane kann man kein Buch schreiben, denn er ist unübersehbar. Nicht einmal ein Deutscher hat seine Figuren bisher zählen können. Ich habe im Lauf von dreißig Jahren alle seine Romane gelesen, mehrere davon öfters gelesen; wenn ich mich aber allgemein über sie äußern soll, so scheitere ich und vermag nur zerstreute Eindrücke zerstreuter Szenen zu geben. Ich sehe keinen Anfang, kein Ende. Es erscheint einem rein wunderbar, daß ein Menschenleben dazu gereicht hat, diese vielen tausend gedruckten Seiten niederzuschreiben, ohne hundert Jahre erreicht zu haben; und er starb mit sechzig Jahren. Auch frage ich mich; wann und wo sah der einsame stille Mann all diese Szenen und Personen, die er geschildert; so lebendig schildert, als habe er alles erlebt? Sein äußeres Leben war ja einfach, banal, alltäglich, ohne starke Ereignisse. Und doch rollt er seine ganze Zeit auf, das halbe Jahrhundert von 1850 bis 1900; bald in großen Panoramen, bald in den feinsten Miniaturen. Er ist wohl ein Visionär, ein „schreibendes Medium“, eine Zusammensetzung von Forscher, Denker, Künstler. Er war der Dichter seiner Zeit: davon kommen wir nicht los.

Der Lehrer fuhr fort:

Man hat Zolas Dichtung eine Propädeutik oder Vorschule zum neuen Jahrhundert genannt, und mit Recht. Aber er ist nicht mit einer Formel zu fassen, denn nennt man ihn Naturalist, so ist das sowohl unwahr wie wahr. Er hat allerdings das häßliche Menschentier geschildert, aber er hat an anderen Stellen schöne Menschenkinder, naive, liebenswürdige, gläubige, gezeichnet. In der riesenhaften Dichtung La faute de l'abbé Mouret hat er gezeigt, daß er als Dichter ebenso groß ist wie Milton. Ja, Zolas Kunst war größer, da er aus der dürftigen Wirklichkeit die schönste Poesie zog. In diesem Roman geht er über die Wirklichkeit hinaus, läßt Ort und Personen mehr bedeuten als sie sind. Indem er symbolisiert, wird er der Urvater des Symbolismus, der dann als Gegner des Lehrers aufsteht. Zolas Begrenzung zeigt sich am Ende seiner Laufbahn. Als die Weisheit des Alters sich einfand, befriedigte die Wirklichkeit ihn nicht mehr. Er ging damals nach Lourdes und Rom, um das Übersinnliche hinter den Erscheinungen zu suchen. Er konnte es aber nicht finden, weil er es nicht begriff. Da wirft er sich auf die Wirklichkeiten zurück, und sein Bedürfnis nach Glauben führt ihn zum Glauben an diese Menschheit, an der er verzweifelt hatte. Jetzt glaubt er an die Zukunft, das Paradies im Sozialismus, an die Arbeit und ans Weib und was dazu gehört.

Glauben mußte er jedenfalls.

Der Lehrer fuhr fort:

Die Franzosen haben Zola immer mit einem grenzenlosen Haß gehaßt; vor allem, weil sie in ihm den Fremdling, den Germanen witterten. Er schreibt deutsch, sagten sie. Seine langen, gründlichen Auseinandersetzungen erinnerten auch an die geduldige Arbeitsamkeit des Deutschen. Sein Stil war vielleicht deutsch, und sein unerschütterlicher Ernst, der kein Lächeln kannte, war den Franzosen so zuwider. In meinen Vorstellungen von Zola war immer der Eindruck eines deutschen Schulmeisters; sein Porträt, das in der Jugend italienisch gewesen, wurde mit den Jahren das eines Gymnasiallehrers. Der Kneifer aber, der Brille hätte sein müssen, veränderte Form der Nase und Ausdruck des Auges so, daß der Typus etwas verwirrt wurde. Zolas Weltanschauung wurde anfangs von einer zynischen Ruhe geprägt. Er schildert das Leben als eine schwarze Hölle und die Menschen als Teufel, die sich gegenseitig nur mit Lug und Trug quälen. Alles ist Täuschung und Tand, blinde Triebe, Blendwerk. Das erinnert an die ruhige, überlegene Verachtung, die der äußerste Osten allem Menschlichen gegenüber hat. Man weiß ja, daß Brahma, der Schöpfer, durch den Sündenfall, mit Maya, der Materie, dieses Phantom geschaffen hat: diese Scheinwelt, die nur der Schatten eines Traumes ist. Das ist beinahe Buddhismus. Doch glaube ich nicht, daß Zola Schopenhauer und Eduard von Hartmann gekannt hat. Das alles war dem Franzosen fremd, denn der ist ein Kind der Welt.

IST DIE MENSCHHEIT VERLEUMDET

Der Lehrer fuhr fort:

Man hat sich gefragt, ob Zola die Menschheit verleumdet hat, da er sie meistens als Tier schildert, und ob das Leben so schwarz ist. Ich habe mir aufrichtig geantwortet: es ist sieben Male schlimmer. Aber wir besitzen die Fähigkeit, uns im Augenblick zu blenden; oder innere Lichtbilder zu schaffen, die wir auf die Negative legen; die Photographen nennen sie Masken. Vielleicht sind unsere Illusionen angestammte Erinnerungen an etwas Besseres, das wir einmal gesehen haben. Diese Urbilder der Schönheit werden von uns den verzerrten Abbildern untergeschoben. Wir leben ja nicht in der Wirklichkeit, sondern in unsern Vorstellungen von der Wirklichkeit. Vielleicht ist es unsere Pflicht, ein Auge zuzumachen und gewisse Dinge zu verbergen, wie wir unsere Notdurft verbergen. Wir weilen vielleicht in einer sehr schönen Wohnung, aber wir wissen, daß da ein geheimes Zimmer ist, das etwas sehr Häßliches verbirgt. Aber niemand denkt daran, und es fällt keinem ein, auf die verschlossene Tür zu deuten, obwohl sie für jedermann zu sehen ist. Die schönste Stadt ruht doch auf Kloaken; wer aber auf der Straße geht, denkt nicht daran, denn er hat sie nie gesehen. Einmal an ihr Dasein erinnert zu werden, kann jedoch nützlich sein, da wir alle in einer Grube enden werden, die nicht sauber sein kann. „Zur Erde sollst du wieder werden", sagt man einem Menschen nicht jeden Tag; aber es ist gut, das dann und wann einmal zu hören. Und über das Vorhandensein der Grube gibt es keine Illusionen. Vielleicht ist es das Beste, etwas öfter an sie zu denken.

Der Lehrer fuhr fort:

Zola war fünfzig Jahre alt. Hatte mit der Unbeweglichkeit eines Buddha dagesessen und leidenschaftslos, ja man kann sagen unparteiisch, beinahe uninteressiert geschildert. In Germinal zum Beispiel ist der Kapitalist ebenso sympathisch wie der Anarchist; das Pferd unten in der Grube eine ebenso wichtige Person wie die Geliebte; die Arbeiter haben es in einem gewissen Fall besser als der Direktor; dieses ganze Kribbeln in den Kohlenhaufen ist für Zola ein einziger großer Unsinn. Dann aber kam 1890. Da kündigte die herangewachsene Jugend dem Meister Treue und Gehorsam. Die Weltanschauung, die zoologische, die Zola bebaut hatte, war veraltet und stürzte ein. Der Naturalist, der seiner Zeit nicht gefolgt war, den die Älteren niemals anerkannt, hatte die Hoffnung seiner Größe auf die Zukunft gebaut, mithin auf den abstrakten Faktor Jugend. Jetzt fühlte er sich verlassen, glaubte in der Luft zu hängen. Da suchte er, ohne Anker dahin treibend, seinen Boden bei den Alten in der Akademie, wurde aber nicht aufgenommen. Blieb ihm nur übrig, den Anker nach der andern Seite zu werfen. Er begann also die Ideen der Jungen zu studieren. Gleichzeitig ging er die Verbindung mit einer neuen Frau ein und wurde mit fünfzig Jahren zum erstenmal Familienvater. Und siehe, die Jugend, die sonst von Älteren verführt zu werden pflegt, trat nun als Verführer des Alters auf. Der Meister wurde Schüler. Zola fiel in die Arme des Erdgeistes, versöhnte sich mit dem Leben, gewann seinen Glauben an die Menschheit wieder und begann zu weissagen.

Der Lehrer fuhr fort:

Ohne einen Anker im Boden zu haben, ließ Zola sich von der damaligen Jugend verlocken. Der Sozialismus, eine rein christliche Idee, war 1848 von den Materialisten aufgenommen, in allgemeine Sprache übertragen, für Leierkasten gesetzt worden. Es war der Juden Messiasreich hier auf Erden, das Christus zurückgewiesen hatte, weil sein Reich nicht von dieser Welt sei. Diese Welt war in die Gewalt des Fürsten dieser Welt gegeben, um eine Strafanstalt zu sein im alten Zustand. Es gab jetzt eine andere Jugend, die Zola nicht kennen wollte; sie hielt ihn für einen Revenant von Eugène Sue und George Sand, der von Geburt an der Vergangenheit angehörte; einen Epigonen des dürftigen Rationalismus, einen Fortsetzer der volkswirtschaftlichen Dichtkunst der dreißiger Jahre. Diese Dichtkunst ging jetzt in die reine Prosa über, die Poesie war verschwunden; die Menschen waren aus alten Spielkarten geschnitten und auf Zeitungspapier geklebt. Das wirkliche Paradies mit dem Sündenfall aus La faute de l'abbé Mouret wurde jetzt Cabets Ikarien und Fouriers Falanstère. Zola war der Jugend zurückgefolgt bis 1830, wo George Sand begann und wo Zola schloß. Weiter kam er nicht. Die Zeit war an ihm vorbeigegangen. Dann ging er aus der Zeit heraus und war tot. Aber Viktor Hugo, den Zola zu töten versucht hatte, er lebt, denn er war von feuerfestem Ziegel und er gehörte anderen Regionen an, höheren.

BRUNST, HASS UND FURCHT
ODER
DIE RELIGION DER HEIDEN

Der Lehrer sprach:

Du weißt, eine meiner Aufgaben im Leben ist gewesen, die Gynolatrie, die Frauenverehrung, in Geschichte und Leben zu entlarven. Ich habe sie den Aberglauben der Heiden genannt, denn es liegt etwas ausschließlich Heidnisches darin. Frauenverehrung ist die Religion der Heiden, aber eine Religion der Furcht, die nichts mit der Liebe zu tun hat. Brunst, Haß und Furcht, das sind die Bestandteile. Sobald ein Heide in die Nähe einer Frau kommt, wird er zahm und feige; treulos gegen seine Freunde, seine Überzeugung und sich selbst. Sofort will er, daß die anderen auch seinen Götzen verehren, den er haßt und fürchtet. Das ist eine Seite seiner tierischen Selbstliebe. Wenn er zur Abwechslung gut von seiner Frau spricht, ist das nur Selbstlob. Die Gynolatrie ist nicht christlich in ihrem Ursprung, sondern heidnisch. Alle Tiere und wilde Völker fürchten ihre Weibchen. Als das Heidentum in den römisch-griechischen und maurischen Kolonien des südlichen Frankreich und Italien in die Höhe kam, da begann die Gynolatrie, die Verehrung der Geliebten. Diese Verehrung wurde in unehrlicher Weise mit ritterlicher Ehrerbietung gegenüber der Muttergottes verwechselt. Das war aber ganz etwas anderes. Diese Religion des Heiden ist die Religion der Furcht und des versteckten Hasses. Darum haben alle Tyrannen ein Weib bekommen, das sie unterdrückt und quält.

Swedenborg erklärt die Ursache.

DIE LANDUNG

Der Lehrer sprach:

Plato beschreibt eine Szene von der andern Seite, wenn der Verstorbene mit dem Boot über den schwarzen Fluß kommt. Am Ufer stehen seine früheren Bekannten, Verwandte und Freunde. Jetzt soll das alte Konto ausgeglichen werden: nicht eher darf der Ankommende landen, bis nicht alle seine Freunde ihm verziehen haben. Im Schweigen der Einsamkeit sah ich mich selber im Boot kommen. Ich erkenne einen Jugendfreund wieder, der mein Feind wurde und nie verzeihen wollte, was ich nicht verschuldet hatte. Er steht drohend am Ufer und will mich nicht ans Land lassen; ich aber will mich erklären. — Erstens, sage ich, wie kannst du dort stehen, wo du stehst, da du mich nicht um Verzeihung gebeten hast? Zweitens: Wenn deine Feinde dir verziehen haben, wie kannst du mir deine Vergebung weigern? Zumal du selber unsere Feindschaft verschuldet hast! — Erkläre dich, antwortet er. — Das kann ich nicht, ohne einen dritten anzuklagen. Du würdest mir weder glauben, was ich sage, noch mir diese neue Anklage verzeihen. — Sprich nur! — Nein, das will ich nicht. Aber dein Haß kommt von einer Unwahrheit. Ich habe dich nie gekränkt. — Wie ist es denn gewesen? — Das kann ich nicht sagen, aber es war unschuldig . . . So standen wir da und waren in einem ewigen Streit begriffen, den der Heide Plato verschuldet, und ich sah kein Ende. Da aber kam ich darauf, uns für Christenmenschen anzusehen. Das Boot landet. Wir reichen uns die Hand und er hilft mir beim Aussteigen. Wir umarmen uns und sprechen von etwas anderm. An die Kränkung erinnerte sich keiner mehr. Oder wir sahen sie in einer andern Beleuchtung.

IST NICHT ZU ENTWIRREN

Der Lehrer fuhr fort: Wenn wir auf der andern Seite des Grabes einen Ritter Rhadamanthus treffen würden, der den Streit zwischen den Menschen entwirren wollte, käme er nie zu Ende. Das Leben ist ein solches Gewebe von Lügen, Irrtümern, Mißverständnissen; von Schulden und Forderungen, daß ein Bücherabschluß unmöglich ist. Ich kenne Menschen, die ihr ganzes Leben belogen worden sind. Ich weiß von einem, der sein ganzes Leben hindurch mit dem Stempel des Verführers gezeichnet war, obwohl er nie verführt hat, sondern verführt wurde. Ich weiß von einem ungewöhnlich wahrhaftigen Menschen, der im Ruf eines Lügners stand. Ich weiß von einem Ehrlichen, der für einen Dieb galt. Ich kenne einen Mann, der war drei Male verheiratet und hatte Kinder in allen drei Ehen, der aber doch in den Ruf kam, kein Mann zu sein, weil er als Mann nicht der Sklave seines Weibes sein wollte. Ich weiß von vielen, die aufrichtig religiös sind und doch Heuchler genannt werden, obwohl Religiosität gerade in Aufrichtigkeit besteht. Aber ich kenne Heiden, die sich für Atheisten ausgaben, obgleich sie auf ihrer Kammer Bußlieder sangen, wenn sie im Dunkel bange wurden und die Folgen ihrer Vergehen fürchteten. Sie waren so feige, daß sie nicht in den Verdacht der Religiosität zu geraten wagten, während sie mit ihrem Mut und ihrer Charakterfestigkeit prahlten. Sie wollten die Fahne, die schwarze, nicht verlassen. Sie wollten dem Ideal ihrer Jugend, das Gottlosigkeit hieß, nicht untreu werden. Das Recht des Schurken und die Dummheit des Guten könnte Rhadamanthus nicht auseinander bringen. Aber der Gekreuzigte konnte es mit einem einzigen Wort, das er an den reuigen Sünder richtete: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

GESPENSTERBILDER

Der Lehrer sprach:

Wenn Verstand und Nachdenken gereift sind und man über Menschen nachsinnt, beginnen deren Konturen sich aufzulösen und zu Gespenstern zu werden. Man kennt ja niemals einen Menschen. Man kennt nur die eigenen oder fremde Vorstellungen von ihm. Wenn aber diese Vorstellungen wechseln, wird das Bild unscharf, ist mit einem Schleier behaftet. Eine Person, die man nie gesehen hat, stellt man sich nach fremden Schilderungen vor. So wurde mir die Persönlichkeit eines berühmten Malers von einem Schriftsteller dargestellt. Nach zwei Jahren hatte der Schriftsteller eine neue Auffassung von dem Maler bekommen und teilte mir diese mit. Da mußte ich mein Bild ändern. Dann kam ein anderer Schilderer und gab mir eine ganz neue Auffassung von dem Maler. Dann ein dritter und vierter. Darauf sah ich die Gemälde des Malers und verstand nicht, wie er auf diese Art hatte malen können. Den Maler selber sah ich nie. Er ist für mich jetzt ein Gespenst, ohne feste Linien, aus verschieden gefärbten Glasstücken zusammengesetzt, die nicht zusammen passen; verändert sich nach meiner Stimmung. Ich nehme an: wenn ich ihn treffe, wird er meinem Maler ganz und gar nicht gleichen, sondern wirken wie ein Gespensterbild von sich selbst.

Der Lehrer sprach:

Wenn ich eine Zeitlang in der Einsamkeit gelebt habe, beginnen meine Bekannten vor mir sichtbar zu werden. Einige gewinnen aus der Entfernung, werden nur freundlich empfunden, sind von Licht und Friede umgeben. Andere, die ich eigentlich in der Nähe liebe, verlieren und werden als Feinde empfunden. Ich kann also einen Freund in seiner Abwesenheit hassen, ihn für häßlich und feindlich ansehen; kommt er aber nur, tritt sofort freundlicher Kontakt ein. Es gibt ein Weib, dessen Nähe ich nicht vertrage, das mir aber aus der Entfernung lieb ist. Wir schreiben uns Briefe, immer achtungsvoll und freundlich. Wenn wir uns eine Zeitlang nach einander gesehnt haben und uns treffen müssen, geraten wir sofort in Streit, werden alltäglich und unsympathisch; trennen uns im Zorn. Wir lieben uns auf einer höheren Ebene, können aber nicht im selben Zimmer sein. Wir träumen von einem Wiedersehen, dematerialisiert, auf einer grünenden Insel, auf der nur zwei weilen dürfen; höchstens noch unser Kind. Ich erinnere mich einer halben Stunde, als wir drei wirklich Hand in Hand auf einer grünenden Insel am Meeresufer uns ergingen. Da hatte ich den Eindruck, das sei der Himmel. Dann läutete die Mittagsglocke, und wir waren wieder auf der Erde, und gleich darauf in der Hölle.

NEUE LAUTWELLEN

Der Schüler nahm jetzt das Wort:

Ich habe jetzt gehört und verglichen; willst du meine Beobachtungen aus dem Verborgenen oder Unerklärlichen hören, so hast du eine Gelegenheit, Vergleiche anzustellen. Die Naturgesetze, wie wir sie in der Schule und auf der Universität lernen, können ganz richtig gedeutet sein fürs Volk; aber hinter ihnen gibt es andere Verhältnisse, die nicht so gut erforscht sind. So sagt zum Beispiel die Physik, das Licht pflanze sich fort oder wirke im Äther, der Laut aber in der Luft. Und der Laut soll sich besser in festen Körpern fortpflanzen als in Flüssigkeiten und Luft. Das Letzte scheint nicht genau zu sein. Wenn man die Tür zum Musikzimmer schließt, so hört man schlechter, als wenn die Tür offen ist. Nun will ich erwähnen, daß ich Anlaß habe, an das Dasein von Lautwellen im Äther zu glauben; die sind gleichsam das Echo der verhallten Lautwellen oder deren Fortsetzung. Lange hatte ich mich darüber gewundert, daß so viele Lügengeschichten im Umlauf sind. Ich glaubte, Lauscher auf der Telephonzentrale schnappen vereinzelte Worte auf, hören falsch und geben verdrehte Tatsachen weiter. Aber man klärte mich darüber auf, es sei keine Zeit vorhanden, auf längere intime Gespräche zu lauschen. Ein Ereignis trat kurz darauf ein, das mich glauben ließ, unter gewissen Verhältnissen könne man „Gespräche aus der Entfernung“ hören.

Der Schüler fuhr fort:

Mit meinem gewöhnlichen Buchbinder unzufrieden, ging ich zu einem andern, der mir unbekannt war und in einem entfernten Stadtteil wohnte. Als ich wieder zwei Stunden zu Hause war, kam mein alter Buchbinder und sprach, ganz als habe er gehört, was ich dem Konkurrenten gesagt. Zuerst glaubte ich, jener habe geklatscht. Als ich aber nachforschte, ergab sich, daß keine Verbindung irgendwelcher Art zwischen den beiden stattgefunden hatte; sie kannten sich überhaupt nicht. Ich begann nun zu beobachten und zu sammeln. Hier sind einige Tatsachen aus meinem Tagebuch. Eines Abends in der Einsamkeit hatte ich ohne besondere Veranlassung das Gefühl, ein abwesender Freund sei in Lebensgefahr und Angst. Meine Beklemmung stieg und ich sandte ihm einen Glückwunsch in die Ferne. Am folgenden Morgen las ich in der Zeitung, daß sich ein Bekannter im Nachbarland erschossen hatte. Eine gewisse Gleichheit bestand zwischen seinem Namen und dem des Freundes, an den ich gedacht hatte. Da fragte ich mich: Habe ich am Abend das eifrige Telephonieren an die Zeitungen „gehört" und den Namen falsch aufgefaßt? Eine Umstellung der Buchstaben kann ja leicht stattfinden, wenn die Lautwellen im Äther widerhallen. Daß ich undeutlich hörte und einen unrichtigen Namen bekam, ist um so interessanter, als unverfälschte Telepathie sehr gewöhnlich ist und nicht hat erklärt werden können. Hier ist jedoch der Anfang zu einer Erklärung.

Der Schüler fuhr fort:

Ein anderer Fall! Zur Mittagszeit bat ich einen Berufsgenossen, am Abend zu mir zu kommen, um über Geschäfte zu sprechen. Nach dem Mittagsschlaf empfand ich ein bevorstehendes Unbehagen, indem ich fürchtete, mein Kollege werde am Abend einen mir unsympathischen Freund mitbringen. Schließlich wurde mir dieses unangenehme Gefühl zu einer mir bevorstehenden Wirklichkeit. Ich begann zu reagieren. Ich las über, was ich an der Tür sagen würde, wenn ich den Unsympathischen hinauswies; ich hatte nämlich beschlossen, ihn hinauszuweisen. Mehrere Male wiederholte ich die Szene. Der Kollege kam, aber allein. Wir sprachen, aßen zu Abend. Vier Stunden waren vergangen: da kam es! Mein Gast erzählte, er habe mitbringen wollen . . . Ich unterbrach ihn, indem ich den Namen nannte. — Wie kannst du das wissen? — Ich hörte es und habe bereits die Szene mit dem Hinausweisen überlesen!

Der Schüler fuhr fort:

Ich bin so gewohnt, mit meinem Verkehrskreis in Verbindung zu stehen, daß ich es schon gehört zu haben glaube, wenn jemand kommt und etwas Neues erzählt. Es fällt mir schwer, mich überrascht zu fühlen, denn alles Neue ist so wohl vorbereitet. Als ein Kamerad, den ich sechsunddreißig Jahre lang nicht gesehen hatte, aus Kalifornien zurückkam, wußte ich es vorher, hatte von ihm geträumt, erwartete ihn an der Tür, als hätten wir uns gestern getrennt. Wenn ich die Morgenzeitung oder die Post lese, kommt mir alles bekannt vor. Ich frage mich oft, ob ich in irgend einer Form während der Nacht im Postamt oder auf der Redaktion gewesen bin. Durch welches Organ sollte das Bewußtsein denn Eindrücke empfangen können, wenn das Gehirn schläft? Fragt man. Ist für diesen Zweck ein Organ nötig? Der ganze Körper ist ja die Unterlage der Seele, aber das Bewußtsein und die Wahrnehmungen wirken wohl durch das Nervensystem. Das führt nach Swedenborg das feinste Fluidum, das er mit dem Weltäther identifiziert. Dadurch stehen wir in Verbindung sowohl mit Kosmos wie Tellus. Menschen mit verfeinerten Sinnen stehen dadurch in mehr oder weniger ausgebildeter Beziehung zu der ganzen Menschheit; am meisten und deutlichsten zu ihren nächsten Bluts- und Geistesverwandten.

SPIEL NICHT MIT DER LIEBE

Der Schüler sprach:

Wenn sich ein Mann und ein Weib in Liebe vereinigt haben, entsteht ein einziges Wesen. Dessen Dasein ist ein positives Behagen, solange Harmonie herrscht. Aber dieses Wesen ist ein äußerst empfindlicher Empfangsapparat. Er ist Störungen durch fremde Ströme auf alle Entfernungen ausgesetzt. Ein Übelstand, den es mit der drahtlosen Telegraphie teilt. Darum ist ein gestörtes Verhältnis zwischen Ehegatten das größte Leiden, das es gibt. Untreue ist ein kosmisches Verbrechen, das den einen oder den andern Teil in ein perverses Verhältnis zu seinem eigenen Geschlecht bringt. Wenn der Gatte seine Gefühle auf ein anderes Weib richtet, ist die Gattin furchtbaren Wechselströmen ausgesetzt: abwechselnd liebt und haßt sie das Weib, das ihre Nebenbuhlerin ist. Oft kann sie die Freundin der Geliebten des Mannes werden; öfter aber wird sie deren Hasserin. Wer zwischen zwei Liebende tritt, tut es nicht ungestraft. Der Haß, den er weckt, ist so furchtbar, daß er durch die Entladungen gelähmt werden, die Lust zur Tätigkeit und den Willen zum Leben verlieren kann. Darum heißt es auch:

Spiel nicht mit der Liebe.

DAS GEHT

Der Schüler sprach:

Als der Buddhismus (mit Vedantismus vermengt) 1890 Mode wurde, stürzten alle Renegaten herbei und suchten ihre religiöse Leere zu füllen. Sechstausend neue Götter wurden angerufen; die neue Dreieinigkeit Brahma — Vishnu — Siva begegnete keinen Einwänden; Geister, Gespenster, Genien, Feen wurden natürliche Erscheinungen; Gautamas Höllen und Himmel folgten beim Kauf; etwas Asketentum gehörte zum Stück. Die eben die Auferstehung geleugnet, fanden die Reinkarnation ganz klar. Der Liebling wurde jedoch Krishna. Das war der Gott Vishnu, der auf die Erde niederstieg, von irdischen Eltern geboren wurde, um das gesunkene Menschengeschlecht zu retten. Seine Ankunft war vorhergesagt und so gefürchtet, daß man einen bethlehemitischen Kindermord unter den Neugeborenen anstellte; jedoch ohne Erfolg. Krishna erfüllte seine Mission, bekämpfte die bösen Mächte; schließlich erlitt er freiwillig den Tod. Das ging! Die Dreieinigkeit Brahma — Vishnu — Siva, die ging, aber Vater — Sohn — Heiliger Geist, ging nicht! Krishna ging auch, aber Christus nicht:

Das war seltsam!

Der Schüler:

Jeder Mensch hat sein Himmelsgewölbe; das führt er mit, wohin er geht; darin ist er der Mittelpunkt. Ebenso hat er seinen Horizont, seinen Regenbogen. Aber sowohl Gewölbe wie Horizont wie Regenbogen sind persönliche Wahrnehmungen oder Täuschungen. So ist es auch mit der Selbstsucht, die zum Grundsatz geworden ist. Wer auf dem Meer nach dem Horizont segeln wollte und ihn nie erreicht, sondern immer einen neuen findet, gleicht dem Selbstsüchtigen, der auch scheinbarer Mittelpunkt ist, aber nie seine Grenze erreicht, die auch scheinbar ist. Erreichte er bloß einen Punkt auf dem Radius oder der Peripherie, dann könnte er die Erde heben, wie Archimedes wollte. Dann muß er aber aus seinem egoistischen Mittelpunkt heraus und das einzig Wirkliche suchen, das unsichtbar, unirdisch ist. Er muß die Täuschungen und seinen falschen Horizont zu Hause lassen, sich aus dem Kreis herausfinden und die Tangente werden, die sich ins Unendliche erstreckt. Das Unendliche bezeichnet man bekanntlich mit der krummen Linie ∞, Cassinis Kurve. Die hat keinen Mittelpunkt, aber die hat Brennpunkte, die f e s t sind. Zieht man seine Linien durch diese auf besondere Art, so findet man etwas Beständiges und Unveränderliches. Das kann man gebrauchen in dieser Welt von Täuschung und Unbeständigkeit.

O LAND! LAND!

Der Schüler:

Es war einst im Altertum aus unbekannten Ursachen nicht angenehm, in Abdera geboren zu werden. Heute heißt ein Falschspieler auf französisch un Grec, und Bürger von Tarascon zu sein, gilt für keine Ehre. Es gibt ein Volk, das glaubt, die schönste Geschichte zu besitzen und sehr hervorragend zu sein. Aber Tacitus' Germanen haben eine andere Meinung; die haben der berühmten Nation einen häßlichen Namen gegeben, der an den von Böotien erinnert. Die Böotier waren nicht geistreich. Als Theben, die Hauptstadt der Böotier, die Herrschaft über den Städtebund verlor, feierten die Böotier die Niederlage wie einen Sieg. Auf der Burg Kadmea hielt der größte lebende Dummkopf beim Triumph die Festrede. Wir sorgen gut für uns! damit schloß er seine Rede und die ganze Nation jubelte: Ya, Ya, Ya, Ya! Seitdem wurde jedes Jahr ein Eselsfest für den „Vernichter Thebens" gefeiert. Einst aber feierten die Thebaner das Jahresfest zum Andenken an Aristoteles, den großen Naturforscher. Da wurden als Magister artium die drei Unkundigsten, die keine Naturforscher waren, bekränzt. Der Vierte konnte wirklich etwas, aber er war der schlimmste Kritiker des Aristoteles. Als das Opfer dargebracht wurde, stand derjenige, der am meisten rudis war, auf und prahlte damit, daß er keine Chemie könne; sofort wurde er zum Jubelmagister in Chemie ernannt.

Das war in Böotien!

VERNICHTETE SCHULDSCHEINE

Der Schüler:

In den Zeitungen stehen oft Anzeigen, daß Schuldscheine zu vernichten seien, in wessen Hand sie sich auch befinden. Nun gibt es Vampyre, Menschendiebe, die entweder durch erdichtete Dienste dankbare Menschen binden, oder für unbedeutende Wohltaten hohe Zinsen, Provision, Buchführungsabgabe usw. nehmen. Der erste Fall kann man mit dem Gefälligkeitswechsel vergleichen, bei dem kein wirklicher Wert vorliegt, nur ein angenommener. Solche Papiere werden geduldet, sind aber ungesetzlich. Nun fragt sich: Kann eine Schuld der Dankbarkeit nicht bezahlt werden? Gewiß! Entweder mit dauernder Dankbarkeit oder durch Gegengaben. Ewige Dankbarkeit ist zuviel verlangt, auch vom Wucherer. Aber die Schuld der Dankbarkeit kann annulliert werden, wenn der unedle Geber seine Stellung mißbraucht und den Empfänger zum Schenkungsknecht macht; oder sich mit Demütigungen bezahlen läßt; dann ist die Schuld bald amortisiert; oder wenn der Geber 1 gibt und 40 nimmt. Solcher Würger habe ich viele getroffen. Sie sind immer mit Dokumentenschränken ausgerüstet, in denen die Dankbarkeitsscheine verwahrt werden, während sie doch zurückgegeben werden müßten. Wenn sie aber nicht zurückgegeben werden, muß ich ihre Amortisierung anzeigen: „Die Schuldscheine Stenkohl und Zinnober, die fingiert waren oder bezahlt sind, werden hiermit vernichtet, in wessen Hand sie sich auch befinden.“

Wohlgemerkt: Fingiert gleich falsch.

TESLASCHE STRÖME

Der Schüler sprach:

Zwei Liebende erzeugen Ströme von „hohe Frequenz", Teslasche Ströme, für die es keine Entfernung gibt. Liebende brauchen schließlich weder mit einander sprechen noch an einander schreiben. Wohnen sie weit von einander, so ist der abgehende Brief schon von dem andern Teil „empfangen" worden und hat seine Wirkung getan; ist auch in Gedanken beantwortet worden. Darum kommen alle solche Briefe zu spät und antworten nicht auf die Ansprache. Die allgemeine Erfahrung lehrt, daß ein Liebesverhältnis nicht durch die Post unterhalten werden kann, weil die Briefe sich kreuzen. Unbegründetes oder krankhaftes Mißtrauen zwischen Liebenden beruht sehr oft auf fehlerhafter Übertragung; aber die gesunde Eifersucht ist in der Luft zu spüren, da durch fremden Einfluß Störungen auftreten. Wenn diese Eifersucht sich auch in Tatsachen irren kann, so hat sie doch recht, was die Gedanken, die nicht ausgeführten Absichten des andern angeht. Sie hat die Flatterhaftigkeit vorweggenommen und die Gefahr abgewehrt. Liebende können mit einander brechen, aber einander nicht betrügen. Zwischen ihnen gibt es keine Geheimnisse. Wie der Telegraphist zu Hause auf seiner Station sitzen und auf dem Galvanometer ablesen kann, wo der Draht gebrochen ist, so fühlt der Liebende, wo und wann eine Unterbrechung der Leitung droht. Dann hat er entweder den Strom abzusperren, auf daß seine Geliebte abstirbt oder neuen Kontakt sucht; oder er muß die Kraft seines Stroms verstärken, um dem fremden Strom zu begegnen.

DER SECHSTE SINN

Der Schüler fuhr fort: Das materielle Auge kann Bilder spiegeln, das innere Auge kann sie auffassen. Es gibt also zwei Arten Gesicht, ein äußeres und ein inneres. Von den Sinnen soll der Geruch der unmittelbarste sein, wenn es sich um Überführung von Eindrücken handelt. Aber es scheint auch zwei Arten Geruchswahrnehmungen zu geben. Swedenborg sagt, ein falscher Mensch rieche nach sauerm Magensaft, aber nur für dich, gegen den er falsch ist. Das ist also eine subjektive Geruchswahrnehmung, aber von großem objektivem Wert bei Beurteilung von Menschen. In diesem Fall scheint das Geruchsorgan mit Ätherwellen zu verfahren. Da aber alles seine Gegenstücke hat, verbreiten gute Menschen Wohlgeruch und böse Menschen Aasgestank. Geizige riechen nach Swedenborg wie Ratten usw. Heiligenlegenden erzählen, daß Leichen von Menschen, die Körper und Seele rein gehalten haben, bei der Auflösung einen Duft von lieblichen Blumen verbreiteten. Genug, die Seele hat ihren Duft, der verschieden ist je nach der Beschaffenheit. Diesen sechsten Sinn glaubte der Wollenreformator Jäger entdeckt zu haben, nachdem er angefangen, seinen äußeren und inneren Menschen zu pflegen und zu üben. Jetzt will ich von meinen Erfahrungen sprechen. Die begannen jedoch erst, nachdem ich das große Fegefeuer durchgemacht hatte, das den Unrat meiner Seele verbrannte; und nachdem ich mittels Selbstbestrafung und Askese mich aus dem schlimmsten Schlamm herausgearbeitet hatte. Rohseide pflegt man durch Kochen zu „degommieren", ehe sie gesponnen wird; so scheinen meine Nervenstränge durch das Leiden des Lebens schließlich „geschält" zu sein und das Verfahren durchgemacht zu haben, das man „Schönen" der Seide nennt.

Der Schüler fuhr fort:

Es ist mir einmal passiert, als ich eine Spinne in ihrem Netz sah, daß sie ihre Empfindlichkeit veräußerlichte; oder mit andern Worten eine Nervensubstanz aus sich heraushaspelte, mit der sie in Berührung blieb; mit der sie fühlt, wenn die Fliege kommt und wenn sich das Wetter ändert. Raspail, der in seinen herrlichen Arbeiten manchen Tiefblick hinter die Vorhänge der Natur getan, hat an einer Stelle auch über das Netz der Spinne philosophiert. In anderen Arbeiten über transzendente Naturwissenschaft hat man Zweifel ausgesprochen, daß der Zweck des Spinngewebes nur sei, als Fanggerät zu dienen. Ich selber habe einmal vierundzwanzig Radien im Netz der Kreuzspinne gezählt, das einem Stundenkreis gleicht. Dabei habe ich mich gefragt, ob das Netz auch eine Art Uhr sei, wie es zugleich Barometer und Fanggerät ist. Nun hat es den Anschein, als habe ich selber auf gleiche Weise meine Empfindlichkeit veräußerlicht. Ich fühle es aus der Entfernung, wenn jemand an mein Schicksal rührt; wenn Feinde mein Dasein als Person bedrohen; aber auch wenn man gut von mir spricht oder mir Gutes wünscht. Ich fühle es auf der Straße, ob ich Freund oder Feind treffe; ich habe die Operation eines mir ziemlich gleichgültigen Menschen durchlitten; ich habe zweimal einen fremden Todeskampf mit folgenden körperlichen und seelischen Leiden durchgemacht. Das letztemal ging ich in sechs Stunden durch drei Krankheiten; als der Abwesende durch den Tod befreit war, stand ich gesund auf. Das macht das Leben qualvoll, aber reich und interessant.

Der Schüler fuhr fort:

Während des intimsten Zusammenlebens mit einem Weib kam ich, wie Gustav Jäger, dazu „die Seele zu entdecken". Ich stand immer in Verbindung mit ihr. Oft nur durch undeutliche Wahrnehmung, sehr oft aber durch Geruchsempfindungen; die waren aber subjektiv, weil andere sie nicht wahrnehmen konnten. Wenn sie auf der Reise war, fühlte ich, ob sie sich auf dem Dampfer oder im Zug befand; ich konnte die Umdrehungen der Schraube vom Stoßen der Puffer unterscheiden. Zu einer bestimmten Stunde des Tages näherte sie sich mir. Es war fünf Uhr morgens. Als sie einmal in Paris war, änderte sich dieser Besuch auf vier Uhr. Wie ich im Verzeichnis der Zeitunterschiede nachschlug, fand ich, daß die Uhr ungefähr vier in Paris ist, wenn sie bei mir fünf ist. Ein andermal war sie in Petersburg; da traf die Begegnung eine Stunde später ein; und das stimmt. Als sie mich haßte, nahm ich einen Geruch und Geschmack wie von Mortalin wahr; und eines Nachts so heftig, daß ich aufstehen und das Fenster öffnen mußte. Wenn sie wohlwollend meiner gedachte, nahm ich den Duft von Weihrauch, manchmal von Jasmin wahr. Diese Düfte konnten sich auch in Geschmackswahrnehmungen verwandeln. Wenn sie ohne mich in Gesellschaften war, hatte ich das Gefühl, als sei sie fort. Wenn sich aber das Gespräch um mich drehte, fühlte ich es, ob man gut oder schlecht von mir sprach.

Der Schüler fuhr fort:

Ich brachte eines Abends allein zu Hause zu; ich wußte nicht, wo sie sich befand, hatte aber das Gefühl, sie sei mir verloren. Als es zehn Uhr vierzig wird, strömt mir ein flüchtiger Duft entgegen. Da sagte ich mir: Sie ist im Theater gewesen! Aber in welchem? Ich nahm die Zeitung des Tages, las die Theateranzeigen und fand, daß ein Theater um zehn Uhr vierzig schloß. Bei der Nachfrage erwies sich das als richtig. In einer Gesellschaft, in der ich mich befand, unterbrach ich mich in einem lebhaften Gespräch mit einem Lächeln. — Worüber lächelst du? — Jetzt fuhr der Südzug in den Hauptbahnhof ein. — Ein andermal, unter gleichen Verhältnissen, sagte ich: Jetzt fällt der Vorhang über den letzten Akt in Helsingfors! — Und ich hörte das Beifallklatschen nach meiner Premiere. Das Gespräch der Leute nach Schluß der Aufführung im Restaurant äußerte sich als Läuten in den Ohren. Das kann ich auch von Deutschland hören, wenn ich dort eine Premiere habe; trotzdem ich nicht im voraus weiß, daß ich gespielt werde. Eines Abends hatte ich mich um halb zehn schlafen gelegt; erwachte um halb zwölf bei einem Duft von Punsch und Tabak und dem Eindruck, daß zwei Bekannte in einem Café über mich sprachen. Ich hatte alle Veranlassung zu glauben, ich sei in irgendeiner Weise zugegen gewesen, war aber an diese Erscheinung so gewöhnt, daß ich sie dieses Mal nicht nachprüfte. Flammarion gibt ja in seinem Buch „Das Unbekannte" hundert ähnliche Fälle.

NISUS FORMATIVUS ODER UNBEWUSSTER BILDTRIEB

Der Schüler fuhr fort: Ich unterschrieb einmal einen Vertrag mit einem Kaufmann. Als ich die Nacht hindurch geschlafen, merkte ich, daß er mir unrecht getan hatte. In zornigen Gedanken ging ich hinaus, um meine Morgenwanderung zu machen. Als ich zurückkam, wollte ich meine Kleider wechseln und warf mein Taschentuch auf den Tisch. Als ich mich umgekleidet hatte, bemerkte ich, daß das Taschentuch von sehr nervösem Anfassen zerknüllt war und nun dort, wo es lag, einen Abguß vom Kopf des Kaufmanns bildete, einer Gipsbüste gleich. Frage: Hatte meine Hand unmittelbar ein Bild von meinen Gedanken gegeben? Leinen ist ein sehr bildbarer Stoff; auf Taschentüchern, Laken, Kopfkissen, findet man oft vortreffliche Skulpturen. Wenn ein verheirateter Mann mit seiner Frau von einem Ball nach Haus kommt, sollte er ihr Taschentuch betrachten, das sie den ganzen Abend in der Hand gehabt hat; dann könnte er vielleicht sehen, mit wem sie am liebsten getanzt hat. In Indien soll der Buddhapriester Vischnus zweihundertacht Reinkarnationen auf die Art darstellen, daß er die Hand in einen leinenen Sack steckt und von innen schnell einen Elefanten, eine Schildkröte usw. aus dem Leinen des Sackes formt. Wenn Veronicas Schweißtuch Christi Gesicht wiedergab, ist das nicht unwahrscheinlicher, als daß mein Kopfkissen morgens Gesichter zeigt, die dem meinen nicht gleich sind. Ich habe von indischen Vasen gelesen, die so modelliert sind, daß man erst ein Chaos sieht, das Wolken, Därmen oder dem Gehirn gleicht. Nachdem sich das Auge gewöhnt hat, beginnt die Entwirrung: alle geschaffenen Dinge, Pflanzen und Tiere, treten vor, nehmen Form an. Ob alle Besichtiger das gleiche sehen, weiß ich nicht. Aber ich glaube, der Bildhauer hat ohne Absicht gearbeitet, unbewußt, planlos.

Der Schüler fuhr fort:

Aber es gibt auch Projektionen, die ich nicht erklären kann. Möglich ist, daß Dichter und Künstler allein diese Fähigkeit besitzen, im alltäglichen Leben ihre inneren Bilder so zu projizieren, daß sie halbe Wirklichkeit annehmen. Es ist ja ein sehr gewöhnlicher Fall, daß Sterbende Abwesenden ihre Gestalt zeigen. Auch lebende Personen können sichtbar auftreten, aber nur vor denen, die sie in ihren Gedanken tragen. Meinen eingeweihten Freunden pflegte ich auf der Straße diese Erscheinung zu zeigen. Ich beobachtete einen Unbekannten, der einem abwesenden Bekannten glich. Sofort vervollständigte mein Auge das Bild, radierte das Ungleiche aus. — Seht, dort geht X, sagte ich. Meine Freunde sahen die Ähnlichkeit, verstanden, daß es nicht X war; begriffen, wie ich es meinte; stimmten ohne Überlegungen ein. Wenn wir kurz darauf X trafen, waren wir erstaunt und versuchten dem Unerklärlichen im letzten Teil der Erscheinung gegenüber keine Erklärung. Eines Tages aber ging ich eine Straße hinunter und sah meinen Freund, Doktor Y, der fünfzig Meilen von meinem Ort wohnte. Er war es; und doch war er es nicht. Die kleine Gestalt war dieselbe, wenn auch etwas schwankend, unsicher. Das Gesicht ebenfalls, mit dem graugelben Ton, wenn auch fast gespensterhaft; mit tiefen Furchen, die den Ovallinien des Gesichtes folgten; mit dem gezwungenen Lachen des Grams. Als ich nach Haus kam, las ich in der Zeitung, der Mann sei gestorben.

Der Schüler fuhr fort: Eines Abends ging ich an einem bekannten Theater vorbei, während drinnen gespielt wurde. Draußen war kein Mensch zu sehen. Da erblickte ich auf dem Trottoir einen Schauspieler, der vor dreißig Jahren gestorben war, nachdem er zuerst wahnsinnig geworden aus Gram, daß er sich an diesem Theater nicht zur Geltung hatte bringen können. Sein Gesicht war wie das meines verschiedenen Doktors durch diese parallelen Runzeln gefurcht, die von der Schläfe bis zum Kiefer laufen. War ers oder war ers nicht? fragte ich mich und ließ die Frage offen. Ein andermal fuhr ich in fremdem Land mit der Bahn. Auf einer Station hielt der Zug drei Minuten. Auf dem Bahnsteig, am hellen Tag, ging ein Mann auf und ab, der einen Farbenkasten in der Hand hatte und nervös, leidend aussah, auch schlecht gekleidet war. — Das ist er, dachte ich. Wie ist er hierher gelangt? Warum ist er so heruntergekommen? Diese drei Minuten durchlitt ich alle Qualen der Ungewißheit und des bösen Gewissens, denn ich hatte eine gewisse Schuld an seinem Unglück und seinem Elend. Der Zug fuhr weiter, und ich habe nie erfahren, ob er es war. Unwahrscheinlich war es jedoch. Ein andermal fuhr ich auch mit dem Zug. Auf einer abgelegenen Station kam ein Mann in meinen Abteil und setzte sich mir gegenüber. Ich hielt ihn für einen Bekannten, er sah mich aber mit fremden Augen an. Da senkte ich meine Blicke. Sofort betrachtete er mich mit einem ironischen Lächeln, das ich wieder erkannte. Das ist er, dachte ich, aber er will mich nicht begrüßen. So wurde ich einige Stunden gequält. Mein Gewissen machte alles durch, was ich ihm schuldete. Ob er es wirklich gewesen, weiß ich nicht, aber es hatte dieselbe Wirkung.

Der Schüler fuhr fort:

„Wo ist die Katze?“ ist ein bekanntes Spiel mit Linien, unter denen neben anderem die Katze vorkommt. Aber dieses Spiel ist bewußt ins Linienspiel hinein gebracht, mit der Absicht, die Bohnen zu unterhalten; auch um auf einfache Art ihre Gemüter zu beruhigen, die sich schon veranlaßt sahen, an Gespenster zu glauben. „So einfach ist das! Und so macht man Visionen!“ Auf diese Weise sind Böhme, Swedenborg, Baader, Kerner im Handumdrehen erklärt. Leonardo pflegte seine Schüler die Gesichter zeichnen zu lassen, die sie auf halbdurchsichtiger Leinwand sahen; die alle Schweden auf ihren blauen Rouleaux sehen können. Kerner erfand eine Art des Zeichnens, die er Klecksographie nannte. Er faltete ein Papier in zwei Hälften, öffnete es und machte in der Falte einen großen Tintenklecks. Wenn er dann die Tinte zwischen den Papieren preßte, entstand eine Figur, die oft überraschte. Sie konnte die innersten unbewußten Gedanken des Experimentators darstellen; sogar solche, die er nicht als die seinen anerkennen wollte, aber mußte. Darin liegt vielleicht eine Erklärung der einfacheren Wahrsagerkünste, die noch heute geübt werden; und zwar oft mit Erfolg, der jedoch davon abhängig zu sein scheint, daß eine Harmonie zwischen dem, der weissagt, und dem, dem geweissagt wird, herrscht.

DIE UNERKLÄRLICHE LOGIK DER EREIGNISSE

Der Schüler fuhr fort: Da wir nun gesehen haben, wie die Seelen der Menschen aufeinander wirken können, unbewußt, ohne daß der Absender seine Kraft kennt und der Empfänger von seiner Fähigkeit weiß, will ich einige Fälle von Einfluß erzählen, ohne den Zusammenhang zu erklären. Da es aber einen Zusammenhang zwischen scheinbar getrennten Ereignissen gibt, scheint ja der Zufall ausgeschlossen zu sein. Ich pflegte des Morgens einen Reiter zu treffen, dem ein Reitknecht folgte. Es war ein mächtiger Mann; aus dessen Blicken glaubte ich zu ersehen, daß er mich hasse, tödlich sogar. Die Ursache aber wußte ich nicht. Ich vermied gern die Reiterallee; er brauchte ja nur mit Zügel und Schenkel einen Unglücksfall anzustellen, so wäre ich geliefert. Eines Morgens ging ich am Ufer entlang. In einem Augenblick sah ich diese Szene: ein fremder Reiter kommt mir entgegen; zwei Damen mit einem Hund ebenfalls. Die Damen lachten, der Hund stürzte auf den Reiter, aber ohne zu bellen. Ich sah, das Pferd würde sich bäumen, wenn der Hund Laut gab; dann mußte ich niedergemetzelt werden, wenn ich mich nicht auf der rechten Seite hielt. Die Bergwand auf der einen, die See auf der andern Seite, ging ich aufs Geratewohl nach der See zu. Der Hund gab Laut, gerade als das Pferd an mir vorbei kam. Ich hatte die rechte Seite gewählt und war gerettet. Einige Zeit später nahm ich dieses Ereignis als Motiv zu einer Erzählung, indem ich es ausmalte. Als die Erzählung niedergeschrieben war, las ich in der Morgenzeitung, daß der mächtige Reiter, der mich haßte (nicht der fremde), zu Schaden gekommen sei, indem sich sein Reitpferd zur Seite warf, ungefähr an der angegebenen Stelle. Als ich später den einsamen Reitknecht traf, schien er mich mit zornigen Blicken zu betrachten, als verschulde ich den Schaden seines Herrn, oder als...

GEDANKENSÜNDE, WILLENSÜNDE, WUNSCHSÜNDE

Der Schüler fuhr fort: Ich glaubte auch den Zorn der Enttäuschung in den Blicken des Stallknechtes zu lesen. Über das Thema zu phantasieren hatte ich ja das Recht, da ich Dichter bin. Dachte also: Hatte der mächtige Reiter wirklich die Absicht gehabt, mich niederzureiten, und ist er das Opfer des Rückschlags seines bösen Willens geworden? Aber mir fehlten Faktoren: ich mußte wissen, wer der fremde Reiter, wer die lachenden Damen waren. Doch ist es nicht sicher, daß diese Tatsachen mir geholfen hätten, denn ich kannte nicht des Feindes Gefühle mir gegenüber, und die aktiven Personen waren vielleicht unbewußte Vermittler. Daß es einen inneren Zusammenhang in der verwickelten Geschichte gibt, ist sicher. Daß meine Gedanken, die geschriebenen und die ungeschriebenen, in die Ereignisse eingegriffen haben, davon bin ich überzeugt. Wollte aber jemand die Rolle meines Feindes ausforschen und ihn fragen, ob er mich hasse, würde er es sicher leugnen. Die Menschen glauben für ihr innerstes Gedankenleben nicht verantwortlich zu sein. Das ist dieses Doppelspiel, das wir führen. Es dauert lange, ehe man entdeckt, daß die Gedanken Handlungen des Geistes sind; daß die Worte Energieformen von unerhörter Kraft sind. Die Vorstellung des Volkes hat die Ausdrücke beibehalten: Gedankensünde, Willensünde, Wunschsünde. Goethe hat in den „Wahlverwandtschaften" diese Fragen berührt und unerlaubte Verbindungen geschildert, die nur in der Phantasie stattfanden. Und ich habe allen Anlaß zu glauben, daß Jüngling und Mädchen in ihren gestörten Träumen mehr von fremden Phantasien als von ihren eigenen angefallen werden. Das ist die Bedeutung der Worte Incubus und Succubus, die der Autor der „Magie des Mittelalters" nie begriffen hat.

Der Schüler fuhr fort:

Alle diese unerklärlichen Feindschaften, Antipathien, Scheidungen, Eifersuchtsdramen, geheimnisvollen Mordgeschichten haben ihre Wurzeln in dem verborgenen Gedankenleben des Menschen. Der treue Gatte kann auf seine Treue schwören, während er in den Gedanken intim mit einem andern Weib lebt. Seine Frau fühlt es und wird von „unbegründeter" Eifersucht gequält. Der Dieb wird ertappt, aber der Urheber des Diebstahls geht frei aus. Mutter und Sohn wohnen zusammen; ihre Gedanken beginnen zu spielen; der eine suggeriert den andern. Wenn dann das Verbrechen geschieht, ist es so wohl vorbereitet, daß nur die letzte Formalität eintritt. Wenn es aber an den Tag kommt, beschuldigen sie sich gegenseitig. Und sie haben recht. Niemand weiß wie es zugegangen ist; und sie haben recht. Der Richter aber hat sich nur nach Tatsachen und schematischen Gesetzesbestimmungen zu richten. Wer weiß heute, wie der bekannte Brudermord entstanden ist? Der Mörder selbst hat sechs verschiedene Bekenntnisse angegeben, die vielleicht alle richtig sind; falls sie nicht das Hauptmotiv verbergen sollten, das der Schuldige sich nicht einmal selber eingestehen konnte. Ich kenne einen Mann, der nach einer langen sogenannten Freundschaft, ohne sichtbaren Grund, von einem unauslöschlichen Haß gegen den Freund ergriffen wurde. Die Menschen verurteilten den Undankbaren hart. Aber ich allein kenne die Ursache seines Hasses. Er fühlte sich von der unreinen Begierde des Freundes verfolgt. Dagegen reagierte er und reinigte sich durch einen gesunden kräftigen Haß, den er als Schirm zwischen sich und dem Perversen aufstellen mußte. Davon konnte er aber nicht sprechen, denn er hatte keine „Beweise".

Der Schüler fuhr fort: Ein anderer Fall:

Meine Gedanken begannen sich einmal um den Bau einer eigenen Hütte zu drehen; ich hatte den Platz abgesteckt, ohne die Gegend zu kennen. Er sollte auf einem hohen Berg liegen, den ich jeden Morgen sah. Aber ich war nie auf dem Berg gewesen und wußte nicht, wie ich dahin kommen sollte. Kurz darauf brach eine große Feuersbrunst unterhalb des Berges aus. Dann las ich in der Zeitung, daß man vom selben Berg aus eine Bahn und Fähre anlegen wolle. In meiner Bekanntschaft entdeckte ich einen Architekten, der eine Villa unterhalb des unbekannten Berges besaß. Schließlich erfuhr ich, daß den Grund und Boden meines geplanten Hauses ein Schulkamerad von mir besaß. Mit einem Wort, der Berg rührte sich, die Gedanken vieler Menschen waren durch Feuersbrunst und Eisenbahn in Bewegung gesetzt. Dieses Energiezentrum hatte mich aus der Entfernung beeinflußt. So denke ich mir den Verlauf; aber es ist möglich, daß andere unbekannte Faktoren vorhanden sind. In einer Erzählung rührte ich an das grabesstille Leben und leise Wesen einer Nachbarfamilie. Eines Tages, nachdem dies niedergeschrieben war, veranstaltete die Familie einen Ball in der Wohnung unter der meinen; es war ein höchst munteres Leben bis gegen Morgen. Es schien, als hätten sie mein Manuskript gelesen und wollten zeigen, daß ich mich geirrt. Aber so war es wohl nicht. Wie es gewesen ist, weiß ich nicht; aber Übertragung scheint von dem einen oder anderen Teil stattgefunden zu haben.

DER REAKTIONSTYPUS

Der Lehrer nahm das Wort:

Die Menschen scheinen gegen sich selber und ihre bösen Eigenschaften zu reagieren, wenn sie von andern fordern, was sie selber nicht leisten können. Ein haßerfüllter Mensch verlangt geliebt zu werden. Ein treuloser Betrüger kam dieser Tage zu mir und schloß sein Intrigenspiel so: „Ich verlange nur, daß Sie an mich glauben!“ Nur! Damit er mich anführen konnte. Aber er traute mir vielleicht mehr als sich selber; kannte sich nicht, aber ahnte sich. Vielleicht hatte er ein Gefühl, als würde ihn mein Glaube stärken und erheben; möglicherweise seine Treulosigkeit aufheben. Es klang wenigstens recht naiv, und ich fühlte mich von dem Lob geehrt. Ein Verschwender, der kein eigenes Vermögen hatte, ermahnte mich immer, sparsam zu sein. Er gab glänzende Gesellschaften, aber bei mir bekam er Kartoffel und Hering; und doch glaubte er, es sei zuviel für mich. Einmal hatte ich zweihundert Gramm Nickelsulfat für meine chemischen Versuche gekauft. Es kostete zweiundfünfzig Pfennig. Der Verschwender kam zu Besuch, erblickte das Sulfat und rief aus: „Hast du dazu Mittel? Nickelsulfat, das so teuer ist.“ Zweiundfünfzig Pfennige! Dann lud er zu Wagenfahrt und Essen ein; das kostete zweiundfünfzig Kronen; die Veranlassung war ganz unfruchtbar. Als er aber die Rechnung bezahlen sollte, litt er Qualen. Er war vielleicht ein sparsamer Filz, der dem Verschwenderwahn unterlag und gegen ihn reagierte. Da er ihn bei sich selbst nicht überwinden konnte, übte er sich andern gegenüber. So versuchte ich ihn einmal zu erklären, als ich aus Grundsatz gut von den Menschen denken wollte.

Der Lehrer fuhr fort: Es gibt Menschen, die geistig so leer sind, daß sie nur von andern leben. Ich habe einen Bekannten (wenn man über fünfzig ist, verlangt man keine Freunde mehr), der mich immer besucht, aber nie etwas sagt. Das Zusammensein besteht darin, daß ich allein sprechen muß. Wenn er mich nach vielen Stunden verläßt, fühle ich mich wie zur Ader gelassen. Es ist allerdings gut, sich manchmal aussprechen zu können; doch man will auch manchmal eine Antwort haben auf seine Fragen; aber ich bekomme nie eine Antwort, nicht einmal auf eine direkte Frage in seinem Fach. Ich kann mich nicht mehr als an eine Äußerung dieses Mannes erinnern, und die war außerordentlich dumm. Jemand hatte mich belogen und der „Bekannte" hatte jedes Wort geglaubt, meine Figur mit den falschen Farben umgemalt. Ich ließ ihn drei Jahre gewähren. Schließlich verteidigte ich mich eines Abends und zeigte, daß der Verleumder schwachsinnig war. „Pfui, wie zynisch!" war seine abweisende Antwort. Was bedeutete diese Antwort? Erstens, daß ich mich nicht reinwaschen durfte, denn er wollte mich schmutzig haben. Zweitens, daß er mich zum Lügner machte. Drittens, daß seine Sympathien auf Seite des Elenden standen. Folgerungen: Dieser Mann haßte mich, darum suchte er mich auf. Wenn er nicht mit mir verkehren durfte, konnte er mein Vertrauen nicht mißbrauchen und seinen Haß nicht befriedigen. Seine Art bestand darin: er wollte mein Leben leben, meine Seele fressen, meine Knochen nagen. Die Anziehung nannte er Sympathie, obwohl sie Antipathie war. Es gibt viele Arten Haß; und des Weibes „Liebe" zum Mann ist eine Abart des Hasses. Sie begehrt seine Manneskraft, um Mann zu werden und ihn zu einem passiven — Weib zu machen.

DIE STADT TOFET

Als der Lehrer wanderte, kam er nach einer Stadt, die Tofet hieß; diesen Namen übersetzten die Bewohner mit Licht und Wahrheit. Eine Feuersbrunst hatte eben das Gefängnis der Stadt zerstört, und die Gefangenen, die frei geworden waren, hatten die Gesellschaft eingenommen. Bürgermeister war ein Doppelmörder; die Stadträte waren aus den Dieben der Gemeinde gewählt. Staatsanwalt war ein Wechselfälscher; der Vogt war wegen Einbruchs bestraft. Die Banken waren mit falschen Wechseln überschwemmt; obwohl alle es wußten, wagte doch keine Bank die Diskontierung abzulehnen. Ein einziger Direktor faßte sich schließlich ein Herz und ließ in der städtischen Zeitung den Betrüger entlarven. Da wurde ihm aber der Prozeß gemacht. Sein Beweis ward nicht anerkannt, sondern man verurteilte ihn zu Gefängnis und Geldstrafe. Der Stadtrat, der den falschen Wechsel geschrieben hatte, wurde zum zweiten Bürgermeister ernannt; man brachte ihm ein Ständchen und einen Fackelzug, gab ihm ein Bankett. Um seine Einkünfte zu vermehren, wurde er zum Inspektor der Banken gemacht, damit er nachsehe, „daß alles richtig zugehe". Als er aber die Wertpapiere der Banken verkaufte und gleichzeitig das Polizeiamt schloß, da es der Entwicklung hinderlich sei, konnten die Wechsel der andern nicht mehr diskontiert werden. Die ehrlichen Einwohner der Stadt wanderten aus, nur die Schelme blieben. Jetzt aber wagten sie nachts nicht mehr zu schlafen. Da sie sich gegenseitig nicht mehr betrügen konnten, und es nichts mehr zu stehlen gab, gingen sie wie Schatten umher; oder verbargen sich in den Kloaken, wo sie in der Finsternis ihre Nahrung suchten.

Darum hieß die Stadt Tofet.

BRIEF EINES VERSTORBENEN

Der Lehrer sprach:

Es sieht aus, als könne man das Leben eines andern parallel mit seinem eigenen leben; oder als könne man in Verbindung mit einem Unbekannten auf einem andern Kontinent stehen. Eines Morgens erhielt ich einen Brief von zwanzig Quartseiten aus Amerika. Mir ist bange vor langen Briefen. Sie beginnen immer mit Schmeicheleien und enden mit Schelte. Ich las indessen, wie gewöhnlich, erst den Namen; der war mir unbekannt. Darauf blickte ich hier und dort hinein und sah, es war so einer, der mich beeinflussen wollte. Ein Wort stach mich wie eine Nadel, und ich riß den Brief in kleine Stücke, die ich in den Papierkorb legte. In der Nacht träumte mir, der merkwürdige Mann, der noch nach seinem Tod meine Schritte zu leiten schien, zeigte mir eine alte Handschrift, die ich nicht lesenswert gefunden. Der alte Gelehrte hielt die Handschrift gegen das Licht; da sah ich wie in Wasserzeichen eine andere Schrift zwischen den Zeilen. Gleich darauf wurde mir ein abgerissener Draht aus Blei gezeigt; bei näherem Zusehen bestand die Bruchfläche aus Gold. Als ich am Morgen erwachte, verstand ich den Traum in seiner ganzen klaren Symbolik. Ich ging zum Papierkorb, sammelte die Stücke von dem Manuskript des Unbekannten; brachte sechs Stunden damit zu, sie zusammen zu fügen. Dann begann ich zu lesen. Schicke voraus, daß die Handschrift der des verstorbenen verehrten Lehrers so glich, daß ich einen Brief von dem Toten zu lesen glaubte.

BRIEF AUS DER HÖLLE

Der Lehrer fuhr fort:

Es war ein wirklicher Nadelbrief, der stach. Aber er war so interessant, daß ich immer wieder verlockt wurde, die Lektüre bis zum Schluß fortzusetzen. Der Briefschreiber beginnt damit, daß er erzählt, wie er die erste Weckung durch eine meiner gedruckten Schriften bekommen habe. Seitdem wird seine zwanzigjährige Laufbahn bunt; er sucht schlechte Wege auf, von der herrschenden Affenmoral irre geführt. Mitten auf dem Wege geht es ihm wie Dante und andern: er kommt in die Hölle, findet aber einen Virgil, der ihn hinaus und zum Retter führt. Damit beginnt sein eigenes Leben. Er übt Kritik an allen Wissenschaften; beginnt mit der Philosophie, schließt mit der Chemie; und findet, daß sie aus lauter konventionellen Lügen bestehen. Hilflos treibt er nun umher, bis er den Ankergrund im Glauben an Christus findet, den Bezwinger der Dämonen, dem höchsten Weisen; dem Erlöser, der von Zweifel, Verzweiflung und Wahnsinn erlöst. Es war mir zuweilen, als lese ich mein eigenes Leben, oder eine Satire darauf. Verletzt von diesem rohen Eingriff, wollte ich mehrere Male den Brief fortwerfen, konnte aber nicht: der Traum tauchte sofort auf; daneben funkelten neue kühne Gedanken in einem Chaos von Widersprüchen und Paradoxen. Genug, der Brief wurde ein Wendepunkt in meinem Leben. Er stellte meine Fehler bloß und zeigte mir, daß ich richtigen Kurs gehalten, trotz den vielen Abtriften und Strömungen, denen ich ausgesetzt war.

MEDIUM, OHNE ES ZU WISSEN

Der Lehrer fuhr fort:

Jetzt einige Worte von dem Verstorbenen, der schon zu Lebzeiten einen großen Einfluß auf meine Entwicklung ausübte, ohne daß er es wußte und wollte. Ich war jung, altklug, dumm und unzuverlässig; vor allem weil ich die persönliche Unabhängigkeit bewahren wollte; aber auch weil ich gottlos, folglich unmoralisch war; ohne andere Grundsätze, als den. vorwärts zu kommen. Er, mein Chef, schleppte sich mit mir, trotzdem ich ihm in den meisten Dingen antipathisch war. Ich sollte ihm mit Haut und Haar dienen, aber ich wollte auch meinen Interessen dienen. Er war Spiritist und Swedenborgianer; ich aber war Materialist. Das wußte er, denn ich war brutal aufrichtig. Aber wie ich auch kämpfte, ich kam unter seinen Einfluß und wurde sein Medium. Er hatte Tage, an denen er so blind war, daß er seine alten Handschriften nicht lesen konnte, die er herausgab. Eines Tages legte er mir einen Kodex aus dem Mittelalter mit schwerer Handschrift vor; halb aus Scherz bat er mich, zu lesen. Ich las sofort, ohne es gelernt zu haben. Da hatte er mich entdeckt. Aber ich operierte auf eigene Faust, jedoch unbewußt. Eines Tages stieß ich auf einen Stoß alter Handschriften und faßte eine Jahreszahl, die er zwanzig Jahre lang gesucht hatte. Ein andermal fand ich eine historische Einzelheit von größter Wichtigkeit, welche die Auffassung unserer Geschichte änderte. Eines Tages trennten sich unsere Wege.

DER REVENANT

Der Lehrer fuhr fort:

Die Jahre vergingen. Ich lebte im Ausland, aber meine Gedanken kehrten oft zu dem Gelehrten zurück, der großen Einfluß auf mein Leben gehabt hatte. Manchmal konnte ich ohne bestimmte Veranlassung stundenlang von ihm sprechen; nicht immer mit der Ehrerbietung, die ich ihm schuldete; ich war ja noch ein Pionier, dem nichts heilig war, weder Eltern noch Lehrer. Eines Tages lese ich, daß der Alte gestorben sei. Acht Tage später steht in der Zeitung diese mystische Geschichte: Ein intimer Freund des Verstorbenen erhielt acht Tage nach dem Tode durch die Post einen Brief von dem bereits Beerdigten. Die Zeitung hielt das für eine scherzhafte Mystifikation des Verstorbenen, der Possen liebte. Ich erriet, wer den Brief überbracht haben mochte, war aber erstaunt, daß ein Sterbender solche Lust zum Scherzen haben sollte, besonders mit Dingen, die er so ernst genommen hatte. Als ich zwei Jahre später auf das Gebiet kam, das inferno heißt, glaubte ich mit dem verstorbenen Lehrer in Verbindung zu stehen. Ich fand gewisse schelmische Züge, die an ihn erinnerten. Ich entsinne mich, daß ich eines Nachts die Frage an das Dunkel stellte: Sind Sie das? — Das Ganze war nämlich in seinem Stil, krittlig in der Form, doch wohlwollend in der Absicht. Ich erhielt ja keine Antwort, aber der Eindruck blieb: eine Mischung von furchtbarem verzweifelndem Ernst und mitten darin ein freundliches Lächeln, tröstend, verzeihend, beschützend, ganz wie zu seinen Lebzeiten, als er Nachsicht übte mit meinen Flegeleien.

Der Lehrer fuhr fort: Auf meinen Wanderungen fiel es mir einmal ein, ein Kloster zu besuchen. Ich fand einen Begleiter und wir besuchten ein Kloster in einem Winkel von Europa. Ich muß bekennen, daß die Bibliothek mich nicht am wenigsten interessierte; ich verfolgte nämlich eine alte Spur vom Tagebuch des Ansgarius. — Nachdem ich die Nacht in einer Zelle geschlafen hatte, die B Victor III P. P. gezeichnet war, zur Erinnerung an Papst Victor III., „der die Ketzer verfolgte, die Christi Gottheit leugneten", wurde ich in die Bibliothek geführt. Das erste, was man mir gab, waren einige lateinische Hymnen aus dem Mittelalter, die von meinem verstorbenen Lehrer herausgegeben waren. Auf der inneren Seite des Titels war das Buch mit der unnachahmlichen Handschrift des Herausgebers gezeichnet. Ich fragte den Benediktiner, wer die Signatur geschrieben habe. Er antwortete: — Der Bibliothekar des Klosters. — Sicher? — Ganz sicher! — Daß ich nach so vielen Jahren seine originelle Handschrift wiederfand, die ich noch nie bei einem andern gesehen, machte Eindruck auf mich. Ich fragte mich, ob der Mönch mediumistisch die Schrift des verstorbenen Herausgebers habe nachahmen können. Nach der Arbeit eines Vormittags fand ich die kostbare Aufklärung, daß das Tagebuch des Ansgarius vom Abt Thymo aus Corvey 1261 nach Rom gebracht sei. Daß es seitdem verschwunden ist, war bekannt, jetzt aber hatte ich eine Spur gefunden. Mir war es, als habe mich der Verstorbene hierher ins Kloster geführt, um über das Tagebuch des Ansgarius zu plaudern, über dessen Schicksal wir früher Vermutungen und Forschungen angestellt hatten.

GEGENSTÜCKE

Der Lehrer sprach:

Es kommt mir so vor, als finden sich Swedenborgs Korrespondenzen oder Gegenstücke auf allen Gebieten wieder; als könnten die Naturgesetze, erhöht, auf das Seelenleben der Menschen angewandt werden. Wenn ein Gegenstand dem Vergrößerungsglas zu nahe kommt, so wird er undeutlich. Auf gleiche Weise kann man das Gesicht für seine Geliebte verlieren, wenn sie einem zu nahe kommt. Sie wird klein und undeutlich, verliert Kontur und Farbe. Entfernt sie sich nach dem Brennpunkt, vergrößert sie sich und wird klar. Das ist die Geschichte vom Fürsten und Kammerdiener. Aber es gibt auch Ausnahmen von der Regel. Manche Freunde gewinnen bei der Annäherung; man muß sie oft sehen, sonst ändern sie die Form, werden gespensterhaft und jagen Furcht ein. Andere wieder nehmen sich besser aus der Entfernung aus; jedesmal wenn man sie trifft, geht eine Illusion verloren. Die Anziehung zwischen Liebenden kann sich wie das Quadrat der Entfernung erhöhen, also in umgekehrtem Verhältnis: je größer die Entfernung, desto größer der Schmerz des Vermissens. Auch die Lehre von der Elektrizität scheint auf das Psychische angewandt werden zu können. Die Kugeln aus Holundermark ziehen einander an, solange sie von entgegengesetzter Polarität sind. Wenn sie sich aber gegenseitig gesättigt oder übersättigt haben, stoßen sie sich ab. Doch die Zurückstoßung entsteht auch, wenn ein dritter Körper, ein fremder, zwischen die beiden gebracht wird; dann entsteht Influenz, die nach den Seiten ausschlägt.

DIE ZÄRTLICHE MÖRDERIN

Der Lehrer sprach:

Wenn ein Mann aus guten Gründen, um seine Ehre, sein Leben und seinen Verstand zu retten, von einer Frau flieht, so sagt sie, aus Rache, er habe sie verlassen. Damit ist die Mörderin Märtyrerin. Aber der leere Raum und die Schande verleihen ihr auch einen Zug von Leiden. Die Enttäuschung, ihn lebend aus ihren Händen gehen zu sehen, erzeugt ja einen gewissen Schmerz; und wer leidet, erregt Mitleid. Das ist für die Welt genug, um den Mann für einen Schurken zu halten. — Er wollte sich nicht morden lassen, der Schurke! Wird er selber von Mitleid ergriffen und hebt die Vernichtete, die zu seinen Füßen liegt, auf, dann wehe ihm! Dann rächt sie die Leiden der Sehnsucht und des Vermissens, die sie sich selber zugezogen; binnen kurzem ist er wieder in der Hölle. Sie leidet darunter, nichts Gutes wirken zu können; sie schwindet dahin, wenn das Opfer fliehen kann; sie will nicht leben, wenn sie ihn nicht peinigen darf. Das Böse des Bösen wegen, das Böse als lebengebendes Prinzip, das Böse als Urquelle von Freude und Lebenslust. Ich habe eine solche Mörderin gesehen, welche die Sympathie aller Rechtdenkenden fand. Sie sprachen von ihrer Zärtlichkeit für den Mann (es ist die reine Wahrheit) und von seiner Undankbarkeit, von seiner Treulosigkeit. O Welt, wie böse und dumm bist du!

ZWEI MACHEN NICHT EIN PAAR

Der Lehrer sprach:

Der Mann sagt: Weib und Heim ist das einzig Richtige. Aber wenn das Weib auch sagt: Mann und Heim ist das einzige, dann ist es wohl gegenseitig. Es ist also nicht das Weib allein, welches das Leben erträglich macht: der Mann tut es auch. Aber der Mann ist dankbar von Natur; darum singt er ihr Lob, während sie . . . ja, du weißt ja, was sie tut! Gegen besseres Wissen, da sie im Innern zugibt, Mann und Heim ist das Beste! Wie soll denn das andere sein? Im gleichen Stil! Plato sagt, Mann und Weib sind zwei Hälften, die einander suchen, um ein Ganzes zu bilden. Aber sie müssen keine Hälften sein, da niemals ein Ganzes entsteht. Es scheint, als suche Zweidrittel sein Eindrittel. Das ist schwerer! Oder als seien die Teile von ungleichartigen Größen. Zwei Drittel eines Apfels zusammen mit einem Drittel einer Birne bilden kein Ganzes. Zwei linke Handschuhe machen kein Paar; zwei rechte Handschuhe auch nicht. Da ist die Gleichheit zu groß! Sie müssen also verschieden sein, aber in gewisser Weise. In welcher Weise, das ist noch nicht entdeckt; und während man darüber grübelt, geht man hin und verheiratet sich.

STRAFE UND BESSERUNG

Der Lehrer sprach:

Wenn die Gefängnisse wirklich Besserungsanstalten sein sollen, so muß man den Dieb zum Beispiel, will ich meinen, darin unterrichten, daß es unangenehm ist, bestohlen zu werden. Dazu sind auch praktische Übungen nötig, welche das moralische Gebot illustrieren. Man könnte ja dem Dieb erlauben, in die Zelle die Dinge mitzunehmen, die er am meisten schätzt. Während er nun draußen auf dem Hof spazieren geht, könnte der Gefangenenwärter die Wertsachen fortnehmen, wenn es auch nur Tabak oder Branntwein ist. Hat der Gefangene dann den ganzen Schmerz des Vermissens kennen gelernt, sollte man ihn vor allen andern verhöhnen; dann ihn ermahnen, den unangenehmen Eindruck nicht zu vergessen, der ihm eine lebhafte Vorstellung von den Gefühlen des Bestohlenen geben könne. — Du wendest ein: Man kann doch nicht den Dieb bestehlen! Aber man mordet den Mörder! Es gibt allerdings viele Arten Diebe: Denen die Finger jucken; Improvisatoren, die der Eingebung des Augenblicks verfallen, wenn sich die Gelegenheit bietet; Sammler, die eine Freimarke, ein Siegel, eine Münze stehlen, um ihre Sammlung zu vervollständigen. Aber es muß auch okkulte Diebe geben, denen es erlaubt ist zu stehlen. Umzugsleute, die ja Arbeiter sind, haben immer meine Werkzeuge gestohlen, Hobel, Säge, Bohrer usw. Ich glaube jetzt, daß ich den Arbeiter nicht seines Gewinns berauben darf, indem ich ihm ins Handwerk pfusche. Aber ich möchte auch glauben, daß viele Dinge, die „fortkommen“, nicht gestohlen sind, sondern geradezu abhanden kommen.

SELBSTBETRUG

Der Lehrer sprach:

Das ganze Leben ist durch falsche Ursprungsbezeichnungen gefälscht. Die Menschen geben sich und einander Schimpfnamen. Alle wollen Freiheit haben, aber binden sich durch gezeichnete Halsbänder oder im Notfall durch Hammelzeichen in den Ohren. Darum diese Selbstentzweiung, diese Unfreiheit im Willen, diese Falschheit im Streben nach der Wahrheit. Die Volkstümlichen glauben für Gleichheit und Freiheit zu arbeiten, entdecken aber schließlich, daß sie Tyrannen sind, die niemand über sich, kaum jemanden an der Seite dulden können. Wenn sie dann zur Macht kommen, gedeihen sie so gut dort oben in den alten Formen, daß sie eine Krause am Hut tragen und bunte Bänder unterm Kragen. Sie werden dann von den Verworfenen Betrüger genannt, sind aber nur Selbstbetrüger. Wenn sie dann gestürzt werden oder zum Bewußtsein erwachen, verlieren sie die Kraft, sich selber zu täuschen. Neue treten auf und gehen denselben Weg. Die Selbsttäuschung dauert ewig, unabänderlich. Blasen vom Grunde steigen aus Gasen auf, kommen an die Oberfläche und platzen: erst machen sie einige Wellen; dann liegt alles ebenso glatt und ruhig wie vorher, bis eine neue Blase aufsteigt. Jedesmal aber wenn jemand seinen Selbstbetrug entdeckt, geht eine Seele entzwei. Dann jubeln alle andern über die Zerstörung, denn dann wird ein Platz frei.

POESIE UND KORRESPONDENZLEHRE

Der Lehrer sprach:

Das Wesen der Poesie soll darin bestehen, Gegenstücke auf verschiedenen Ebenen zu finden: Swedenborgs Korrespondenzen. Darum ist das Bild, die Metapher, das Gleichnis von größter Bedeutung; darum ist in Schweden Tegnér am größten, besonders größer als Runeberg. Wie es aber im Rhythmus eine Arsis und Thesis gibt, Hebung und Senkung, so auch im Bilde. Wenn ich einen blauen See mit dem Himmel vergleiche, so habe ich den See aus der physikalischen Ebene erhoben, ohne den Himmel herabzuziehen. Nenne ich aber den Himmel eine blaugestrichene Tür, so ziehe ich den Himmel herab, ohne die Tür zu heben. Finde ich in dem Mikrokosmus, der Weib heißt, alle Linien wieder, mit denen der Kosmos aufgebaut ist: die Kegelschnitte des Lichtes, die Ellipse der Planetenbahn, die Parabel des Kometen in den Hüften; die logarithmische Spirale in der Wade; das sphärische Dreieck im Schoß; die Halbkugel in den Brüsten. Weise ich auf die Herleitung der verschiedenen Partien aus dem Stein-, Pflanzen- und Tierreich hin; vergleiche ich das Auge mit einem Edelstein, der in die Schale eines Taubeneis gefaßt ist; sehe ich die Muschel im Ohr, die Weinranke in den Nasenflügeln, die Fischschuppe im Nagel; erinnert mich das Haar ans Pampasgras oder den Byssus der Purpurschnecke — so habe ich mehr als Gleichnisse gemacht; ich habe die Natur in ihrem schönsten Abriß geschaut; ich habe die Gleichung des Weibes gegeben, die ich aus dem unendlichen All herleite; das Chaos des Weibes erklärt und es zur Würde erhoben. Doch ohne das Weib zu vergöttern, diesen Erdgeist mit Erinnerungen ans Weltall.

Der Lehrer fuhr fort: Im selben Augenblick, in dem ich an einen allmächtigen Gott glaube, der die wenigen Naturgesetze, die wir kennen, aufheben und die unendlich vielen, die wir nicht kennen, anwenden kann, muß ich an Wunder glauben. Swedenborg mißhandelt und bedauert niemand so wie die Esel, welche das Geschaffene und die Naturgesetze verehren, ohne an den Schöpfer und den Gesetzgeber zu glauben. Sie richten den Kopf nach der Erde, und geschieht etwas Ungewöhnliches oben „in der Luft" (wie sie sagen), so ist es für sie eine Lufterscheinung, welche die und die natürlichen Ursachen hat. Sie tragen diese Erscheinung in ihre Bücher ein, ohne etwas hinter der Erscheinung zu ahnen; bald darauf vergessen sie die Sache. Wir wollen uns dagegen an die Ereignisse der letzten Jahre erinnern und sie mit gewissen Naturerscheinungen vergleichen, die das Dasein von warnenden Mächten, auch strafenden, andeuten können. Am siebenten Juni 1905 trennten sich Schweden und Norwegen. Ein Jahr vorher entstand ein Erdbeben, das seinen Mittelpunkt im Kattegat hatte. Der eine Strahl ging nach Christiania hinauf und verursachte eine entsetzliche Panik in den Kirchen: Menschen traten einander tot oder verloren den Verstand. Der zweite Strahl ging nach Stockholm hinauf und erregte Unruhe, aber geringere; unter den Beunruhigten war ein Prinz in hoher Heeresstellung. Im Januar 1905 raste ein Orkan über Christiania, riß das Dach vom Königlichen Schloß und beschädigte die Festung Akershus. Derselbe Orkan zog östlich nach Stockholm, riß das Dach von der Kaserne der Garde und warf es auf den Exerzierplatz. Diese Angaben kann man durch die Zeitungen nachprüfen. Frage: Sind dies Wahrzeichen oder nicht? Symbolische Naturerscheinungen sind Wahrzeichen!

ES IST SCHWER ZU LÜGEN

Der Lehrer sprach: Wenn Menschen bewußt lügen, gewöhnlich in der Absicht, etwas zu gewinnen, ist es mir oft geschehen, daß ich nicht hörte, was sie sagten. Eines Tages kam ein Tischler zu mir und beklagte sich. Ich hörte ihn an und half ihm. Am nächsten Tag kam er wieder, um eine Arbeit zu machen. Dabei ließ er unter anderen diese Worte fallen: — Heute ist sie gottlob besser. — Wer? fragte ich. — Ich erzählte doch gestern, daß mein Kind die Treppe hinunter gefallen ist. — Da schämte ich mich, daß ich mich so wenig für seine Leiden interessierte, und murmelte einige teilnehmende Worte. Als er aber gegangen war, dachte ich über den Fall nach. Da ich so gut höre, so gut zuhöre, war ich erstaunt, daß ich nicht auf seine Leidensgeschichte aufmerksam geworden war. Ich konnte mir es nicht erklären. Einige Zeit später, es waren einige Monate vergangen, wurde ich von Mißtrauen gegen diesen Mann ergriffen. Ich erinnerte mich an die deutsche Redensart: „Ein Lügner muß ein gutes Gedächtnis haben" und beschloß ihn zu prüfen. Ohne Veranlassung sagte ich zu ihm: — Nun, der Sommer war gut für Sie? — Ausgezeichnet, antwortete er. — Und Ihrer Frau geht es gut? — Vortrefflich! — Dem Kind auch? — Noch nie hat es einen so guten Sommer gehabt... Er hat also gelogen, als er sagte, das Mädchen sei zu Schaden gekommen. Er hat es dann vergessen, da das Unwirkliche keinen Eindruck hinterlassen konnte. Ich fand dies interessant als Beobachtung. Im Zusammenhang damit erinnerte ich mich, daß ein Schauspieler, ein schwarzer Mann, der hoffnungslos verzweifelte, eine gläubige positive Natur spielen mußte. An dem Abend hörten die Zuschauer kaum ein Wort von dem, was er sagte. Ich war damals erstaunt; jetzt aber verstehe ich, daß er gelogen.

RELIGIÖSE INTUITION UND WISSENSCHAFTLICHE

Der Schüler sprach:

Der ewige Streit zwischen Glauben und Wissen wäre im Keim erstickt worden, wenn ein Schlaukopf zur rechten Zeit entdeckt hätte, daß die Frage falsch gestellt ist, da die beiden Begriffe keinen Gegensatz bilden. Was ich weiß, das glaube ich; folglich setzt der Glaube Wissen voraus, folglich fällt Wissen unter Glauben. Aber der Glaube hat auch andere Bedeutungen erhalten. In der Religion bedeutet das Wort Empfang oder Absorption. Die Wissenschaft anerkennt Intuition oder Schnellschluß; die Gabe, Gewißheit ohne genügenden Grund zu erreichen, ohne vollständige Beweiskette. Das ist wissenschaftlicher Glaube, und der entspricht vollständig dem religiösen. Wenn ein Mensch auf dem Weg der Intuition zur Kenntnis von Gott und seinen Gesetzen kommt; wenn er dann diese Kenntnis mit der Beobachtung seiner Erfahrungen prüft und sie bestätigt findet, dann ist der Glaube das schließliche Ergebnis seiner Forschung. Der Glaube ist die volle objektive Gewißheit, aber auf einer höheren Ebene. Alles wissenschaftliche Gerede, das Wissen sei das Höhere, ist lauter Unsinn. Unter Wissen versteht man hier ja meistens Kunde von Steinen, Pflanzen und Tieren; vom Erscheinungsjahr von Büchern; wann Goethe in Straßburg war; ob Rebekka Ost wirklich Popoffski hieß oder Johanna Hagelström; oder ob ein Apostelkrug echt oder restauriert ist. Der Streit um Glauben oder Wissen ist der dümmste Wortstreit, der je geführt ist, und eine Schande für die Menschheit.

DER BEFREITE DENKER

Der Lehrer sprach:

Um gesetzmäßig, richtig denken zu können, muß ich meine Vernunft von den Fesseln des Bauernverstandes befreien; von Interessen, Leidenschaften, konventioneller Rücksicht. Man muß in die große Einsamkeit hinausgehen, sich nicht vorm Alleinbleiben fürchten. Man muß vor allem keiner Partei angehören, die anordnet, besichtigt und preisgibt. Damit man es wagt, die schwache und bindende Unterstützung der Menschen aufzugeben, muß man sich auf seinen Gott verlassen können. Um das zu wagen, muß man sein Gewissen so rein halten, wie man vermag; das Böse hassen; nach dem Rechten und Guten streben, alles dulden, nur nicht Erniedrigung; Barmherzigkeit üben und die Prüfungen als Prüfungen hinnehmen, nicht als Bosheiten. Die elektrische Uhr hat Kontakt und Verbindung mit dem Chronometer, das nicht falsch geht. So kann meine Vernunft dann erst logisch denken, wenn ich die Leitung vom Logos geöffnet habe und die Gegenströme des sterilen Leugnens oder des unfruchtbaren Zweifels fortsende. Nur im Leben mit Gott gibt es Gedankenfreiheit, Freiheit von unreinen Impulsen, eigennützigen und ehrgeizigen Interessen; Freiheit von dem Wunsch, sich mit der Menge gut zu stellen. Das ist der freie Denker im Gegensatz zu dem Freidenker, der sein Gleis verlassen und die Oberleitung verloren hat; er wird an der nächsten Straßenecke zermalmt und kann im Verkehr nicht mehr verwendet werden.

Der Schüler fuhr fort:

Religionen scheinen Regionen zu sein wie Nationalitäten. Swedenborg deutet auch so etwas an: daß man die Religion hat, die man haben soll. Die keine Religion besitzen, das sind Strolche und Vagabunden, Parias und Zigeuner, Schufte und Schwindler. Sie glauben überall zu Hause zu sein, sind es aber nirgends anders als auf der Landstraße, auf dem Marktplatz, im Zirkusstall, vorm Dorfkrug. Wenn Lessing im Nathan verkündigt, alle Religionen sind gleich gut, hat er nicht das Christentum verstanden, das Anfang und Ende der Weltgeschichte ist. Der Mohammedaner ist allerdings religiös, religiöser als der Christ; und unter den Bekennern des Islams gibt es Sekten, aber keine gottlosen. Alle beobachten die Gebetstunden, Fasten, Waschungen des Tages. Mohammed war kein Christushasser. Aber sie gehören nicht in unsere Regionen. Doch haben wir von ihnen zu lernen: sie schämen sich nicht, ihre Religion zu zeigen, während wir tuscheln. Sie sind nicht nur am Sonntag religiös, sondern alle Tage und den ganzen Tag. Hörte man aber, ein Christ sei zum Islam übergegangen, so hielte man das für einen Fall, von oben nach unten, während die Bekehrung eines Mohammedaners zum Christentum als ein Steigen von unten nach oben begrüßt würde. Saladin war wohl edel und Nathan weise, aber der Edelmut des ersten hatte etwas Pose, und die Weisheit des letzten war von der dürftigen Art Voltaires. Gottfried von Bouillon nahm jedoch die Dornenkrone an Stelle der Königskrone; und Ludwig der Heilige gab sein Leben für die Weisheit, die über allen Verstand geht.

HEIDNISCHE EINBILDUNGEN

Der Lehrer sprach:

Religionen sind Regionen, begrenzte Gebiete, Ringe, Sündensäcke; jeder hält sich da für den Mittelpunkt. Die neuen Heiden sitzen in ihrem kleinen Sack, der doch die Fähigkeit hat, gesehen zu werden. Wenn sie nun nichts anders sehen als Heiden, bilden sie sich ein, mit dem Christentum gehe es abwärts oder sei es schon zu Ende. Und doch steht es in Blüte wie nie vorher; alles dient dem Evangelium, mit oder gegen seinen Willen. Die Heiden ziehen neue Waffen aus Ruinenhaufen und Tempelbibliotheken; sie schließen Kirchen und bringen damit das Christentum ins Leben und in die Familien. Wenn sie das Leben bitter für die Christen machen, wenden diese sich vom Sauern und suchen das Gesunde. Die Missionäre, die man eben noch mit Lächeln betrachtete, werden jetzt von den großen Entdeckungsreisenden überall in Wüsten und Einöden entdeckt, wo sie Oasen von Menschlichkeit und Barmherzigkeit gegründet haben. Dort kann der ausgeplünderte Wanderer sein müdes Haupt ausruhen, sicher, daß er einen ehrlichen Menschen getroffen hat. Wer wissen will, wie das Christentum auf einen Götzenverehrer wirkt, muß Kanso Utschimura, „Aus dem Tagebuch eines Japaners oder Wie ich Christ wurde“, lesen. Die das frohe Heidentum predigen, können darin sehen, wie ein Polytheist, von Zweifel und Qual zerrissen, hin und her geworfen wird zwischen den vielen sich widersprechenden Geboten der achtzig Millionen Götter.

DER MUSIKALISCHE VERTRETER DES BÖSEN

Der Schüler sprach:

Als Wagner zuerst in den Kreis meiner Erfahrung trat, wußte ich nicht, wo ich ihn unterbringen solle. Seine Musik war häßlich, langweilig und talentlos. Das Rezitativ, das in der Oper nur in Anmelderollen benutzt werden durfte, übernahmen jetzt die ersten Partien. Dann wurde seine ganze Oper Rezitativ; Schwäche wurde seine Stärke; Fehler Verdienste; häßliche Dissonanzen Wohllaut. Nachdem Wagner zwischen den Parteien hin und her geworfen worden, wurde er am Ende des Jahrhunderts von den Äfflingen auf den Schild erhoben, die bei ihm das Perverse oder Verkehrte entdeckten. Die Bohnen der Äfflinge ernannten sich zu Wagnerianern; und ich merkte gleich, daß alle Unmusikalischen Wagnerianer sind. Aber sie müssen ein Gefühl vom Satanismus gehabt haben, denn sie verfolgten alle, die nicht verehren wollten. Sie schnüffelten heraus, ob man rechtgläubig war; wenn man es nicht war, wurde man verfolgt. Wagte man eine schöne Melodie diesen Katzenjammerdisharmonien vorzuziehen, so wurde man für unmusikalisch erklärt. Viele wurden damals gezwungen, um des Hausfriedens willen dem Baal Weihrauch darzubringen. So vergrößerte sich die imaginäre Partei. Aber mitten in diesem Lärm von Wagners Kavalleriemusik (Trompeten und Posaunen) kam Glucks Orpheus wieder in die Höhe. Die musikalische Menschheit atmete auf. Beethoven wurde Mode. Wir freuten uns wieder über Mendelssohns Sommernachtstraum. Mendelssohn, den die Äfflinge angespuckt und den Vernichter der Musik genannt hatten. Ich verstehe den grenzenlosen Haß gegen Wagner. Das ist der gesunde Haß gegen das Böse.

DER AN GESETZE GEBUNDENE GEDANKE

Der Lehrer sprach:

Wenn ein junger Mann kommt und sagt, er sei Freidenker, so antworte ihm: das lügst du. Du denkst mit deinem Bauch, deiner Gurgel, deinem Geschlechtstrieb; mit deinen Leidenschaften und deinen Interessen, deinem Haß und deinen Sympathien. Aber in der Unreife deiner Jugend denkst du überhaupt nicht: du geiferst noch. Wenn du wünschest, glaubst du, du denkst. Frei denken ist übrigens ein Widerspruch, denn der Gedanke folgt Gesetzen, wie Laut und Licht, wie die chemische Verbindung. Der Gedanke ist gebunden, durch Gesetze gebunden. Wenn du sagst: es gibt keinen Gott, so ist das nicht gedacht. „Nicht geben" und „Gott" sind zwei Begriffe, die nicht miteinander verwandt sind, die nicht zusammen gestellt werden können. Tut man es doch, so kommt eine Sinnlosigkeit heraus, das Sekret oder Exkret eines unlogischen verworrenen Sinnes. Wenn du dagegen sagst: „Es gibt keinen Gott für mich!" so liegt darin etwas Wahrscheinliches. Aber du solltest dich schämen, davon zu sprechen. Das bedeutet nur, daß du ein gottloser Hund bist, ein perverser Äffling, ein gewissenloser Betrüger und Dieb, den die Menschen fliehen und den Detektive bewachen müßten. Glücklicherweise ist die Gottlosigkeit eine Zwangsvorstellung, die allen hochmütigen Dummköpfen als Strafe auferlegt wird. Wenn der „Freidenker" eines Tages entdeckt, wie dumm er ist, dann ist er befreit, und das ist eine Gnade!

CREDO QUIA (ETSI) ABSURDUM

Der Lehrer sprach:

Wenn ich mich Christ nenne, so ist es deshalb, weil ich Christus als eine Macht bekenne; eine Kraftquelle, aus der ich durch Gebete Kraft hole, um so ziemlich die Lasten des Lebens zu ertragen. Aber zu gleicher Zeit gestehe ich, daß ich die Lehre der Versöhnung durch den Opfertod nicht begreifen oder erklären kann. Das ist nicht ein Fehler der Lehre, sondern ein Mangel bei mir. Ich habe auch kein Recht, eine Tatsache zu leugnen, weil ich sie nicht verstehe. Ein Vergleich. Wenn ich die Zahl 2 mit 2 vervielfältige, so habe ich eine Vermehrung zu 4 erreicht. Wenn ich aber ½ mit ½ vervielfältige, so erhalte ich eine Verminderung um die Hälfte, nämlich ¼. Darin liegt ein unbegreiflicher Widerspruch. Ein Vervielfältigen kann ja keine Verminderung ergeben. Doch ist es formell richtig, da 2 mal 2 das Doppelte ist oder 4, aber ½ mal ½ die Hälfte oder ¼. Mein Verstand will es leugnen, aber ich muß es glauben, und damit tue ich gut, denn sonst wäre die ganze Mathematik unbrauchbar; das aber würde ein großer Verlust sein. Credo quia absurdum. Das heißt: Ich muß (eine Tatsache) glauben, gerade weil sie unbegreiflich, unsinnig ist (für mich, aber nicht für andere). Könnte ich sie begreifen, so wäre ja der Notweg oder Richtweg „Glaube" nicht nötig. Das ist das Opfer, nicht meiner Vernunft, sondern meines Bauernverstandes und meines Hochmuts.

DIE AHNENREIHE DER ÄFFLINGE

Der Lehrer fuhr fort: Wenn die Äfflinge meinen, die Seele (Geist) sei ein Drüsensekret, so haben sie recht, soweit es sie selber betrifft. Aber was vom Besondern gilt, gilt nicht vom Allgemeinen. Ich widerspreche darum diesen Herren nicht, denn ich weiß, daß sie mit dem Magensack, mit den Geschlechtsteilen, mit der Gurgel denken können. Alle ihre Urteile sind von Interessen diktiert, ihre Schlußfolgerungen von vollem Bauch. Sie haben in vierzigjähriger Wüstenwanderung ihren Stammvater in Urwäldern gesucht. Jedesmal aber wenn sie den Urvater gefunden zu haben glaubten, wurde die Spur sofort wieder verlöscht. Und die Trauer war groß. Lanz-Liebenfels hat in seiner Theozoologie bewiesen, daß es Ahnentafeln der Äfflinge gibt. Der Affenkönig Hanuman, Ramas Kampfgenosse, ist einer der Stammväter; mit einem Heer von Affen folgt er seinem Freund in den Krieg, der in Ramajana geschildert wird. Esau, der Haarige, gehört auch zu dem Schafstall. Berserker und Werwölfe sind von der gleichen Wolle. Der Fremdling, Alienus bei den Alten, war ein Bastard der Äfflinge. Faune mit Bockfüßen und Sirenen mit Fettsteiß waren aus unnatürlicher Unzucht entsprossen. Unsere Alpenkretins sind nicht Kranke, sondern eine Wurzelrasse, wie Kleinköpfe. Das war die Frucht der Sünde von Sodom. Die Hunnen waren Sprößlinge. Tempelherren und Albigenser gehörten hierher. Die Hexen der Hexenprozesse verübten dieselbe Sünde, wenn auch die Protokolle es aus Schamgefühl verschweigen. Krafft-Ebing erzählt, daß noch heute Verkehr zwischen feinen Frauen und Hunden stattfindet. Ich weiß von einem verstorbenen Mann, daß seine beiden Frauen sich dadurch „vergifteten“, daß sie Lieblingshunde küßten.

Der Schüler nahm das Wort: Wir haben von Swedenborgs Korrespondenzen gesprochen, von der Einheit im Weltall, davon, daß sich die Formen in den verschiedenen Reichen der Natur wiederholen. Nun ist der menschliche Sinn in seiner Trägheit so begrenzt, daß er am liebsten von der einen Vorstellung zur andern kriecht. Sind die Vorstellungen entfernt, so schreckt der Gedanke zurück, den Sprung zu machen, und bleibt verzagt stehen. Als man den strengen Unterschied zwischen Licht und Elektrizität, Magnetismus und Elektrizität, chemischer Verwandtschaft und Schwerkraft aufzuheben suchte, schreckte vor einem halben Jahrhundert mancher geschulte Mann der Wissenschaft zurück. Jetzt hat sich der Gedanke daran gewöhnt; die Einheit der Kräfte wie der Materie ist allgemein anerkannt, ist in die Lehrbücher übergegangen. Aber die Konsequenzen hat man nicht zu ziehen gewagt, sondern schreckt noch immer zurück, wenn jemand einen Zusammenhang zwischen entfernten Begriffen sehen will. Dabei vergißt man, zuerst festzustellen, was nahe und was fern ist. „Überall Ähnlichkeiten sehen" nennt man abwehrend Mystik. Ist aber Einheit in allem, so werden sich auch Analogien überall finden. Pflanzen und Tiere sind einmal streng geschieden worden. Aber die Pflanzen haben wie die Tiere dieselben Gewebe und Gefäße. Die Pflanze hat glatte Muskeln und gestreifte, mikroskopische Arterien und Venen, Luftröhren, Nerven mit Scheide und Verengung, Annexzellen (Siebröhren). Die Blüte hat Gebärmutter und Eierstöcke, hat Sperma. Der Same ist ein Ei oder das Ei ist ein Same. Lungensack und Zwerchfell haben Spaltöffnungen wie die Blätter der Pflanze. Nachdem wir nun Pflanze und Tier einander genähert, haben wir das Recht, die Analogien auszudehnen.

Der Schüler fuhr fort: Ich will darum zwei so getrennte Gegenstände wie Gehirn und Walnuß vergleichen. Wenn man erst äußerlich eine geöffnete Walnuß betrachtet, findet man, daß sie zwei Gehirnen gleicht. Nehmen wir die eine Hälfte: wie das Gehirn ist sie der Länge nach gespalten; zwischen den beiden Hälften befindet sich eine knochenharte Haut, die der falx cerebri entspricht. Folge ich dieser Membran auf der Walnuß nach unten, bildet sie dieselbe Figur wie der Gehirnbalken. Diese Form ist so bezeichnend, daß man sie nur hier wiederfindet. Werfe ich nun einen Blick auf den Inhalt der schädelähnlichen Walnußschale, so finde ich Windungen, Furchen und Lappen, ganz wie bei den Säugetieren. Ich kann wenigstens Frontal- und Parietal-Windungen und die Sylvische Grube sehen; und ganz hinten ein Dreieck, welches das kleine Gehirn vorstellen muß, weil die Gewebe eine glattere Struktur besitzen, die von der der Halbkugeln verschieden ist. Aber im Innern der Walnußschale finde ich eine harte Haut, die der dura mater entspricht. Die Halbkugeln selber sind von einer Haut umgeben, die im Mikroskop eine Struktur zeigt wie die Rinde des Gehirns. Nicht vorhanden sind jedoch die multipolaren Ganglien, wenigstens habe ich sie im Mikroskop nicht gefunden, obwohl der Wille gut war. Bemerke ich dazu, daß die falx der Walnuß die Fortsetzung von der dura mater ist auf der inneren Seite der Schale, so ist die Analogie im Morphologischen gleichbedeutend mit Identität. Erster Zusatz. Das Dreieck der Walnuß gleicht jedoch nicht dem Kleingehirn des Säugetiers, sondern nur dem der Fische und Reptilien. Zweiter Zusatz. Lege ich eine Walnuß zum Trocknen hin, so platzt sie auf der unteren Seite und zeigt zwei Höhlungen.

GEHIRN UND WALNUSS

Der Schüler fuhr fort: Wenn man einen senkrechten Schnitt durch das Kleingehirn macht, so sieht man bekanntlich eine Pflanzenform, ein paarblätteriges Blatt, von Alters her arbor vitae, Baum des Lebens, genannt. Ob es dem paarblättrigen Blatt des Ahorns, der Esche oder des Walnußbaums gleicht, hängt wohl vom Auge des Betrachters ab; aber daß das Pflanzenhafte gerade in diesem Punkt auftritt, muß man festhalten. Lassen wir eine Walnuß keimen, so spalten sich die Halbkugeln bis zu dem von mir so genannten Dreieck; von dort geht die Wurzel abwärts und die Stammknospe hinauf. Aber die Halbkugeln oder der Nußkern selber, der Herzblätter oder Kotyledonen sein soll, entwickelt sich nicht weiter; dient auch nicht als Amme, denn die Halbkugeln schrumpfen nicht zusammen, sondern bleiben im alten Zustand. Sie sind auch chemisch nicht verändert, haben keinen besonderen Geruch. Das ist der Fall, wenn die Nuß nicht geöffnet in die Erde gelegt wird. Legt man sie dagegen mit geöffneter Schale hinein, so faulen die Kotyledonen und riechen nach sauerm Magensaft. Daher habe ich mich gefragt, ob sie als Leber oder Bauchspeicheldrüse dienen. Reisse ich einen Sämling, der gekeimt hat, aus, sehe ich oben die beiden Gehirne, dann das verlängerte Mark (Wurzelhals). Die Wurzel schließlich mit ihren weißen Nebenwurzeln gleicht dem Rückenmark mit allen seinen Nervenzweigen. Dabei ist der Unterschied zwischen Stamm und Wurzel so bestimmt, als seien zwei Individuen auf ein und dasselbe gepfropft, das oberirdische auf das unterirdische. Das erinnert an Okens Lehre, der Mensch sei eine Symbiose von zweien: ein Gehirntier und ein Geschlechtstier sind wie zwei Röhren ineinander geschoben, wie die Rohre eines Fernglases.

BIOLOGISCHE ANALOGIEN

Der Schüler fuhr fort:

Man weiß ja, daß zwischen Gehirn und Rückenmark das verlängerte Mark liegt, das dem Wurzelhals der Pflanze entspricht. In diesem findet eine Kreuzung statt, indem die graue Rinde des Gehirns, die in den Halbkugeln obenauf liegt, hineindringt, und indem im Rückenmark die weiße Substanz oben liegt, während die im Gehirn innerhalb der grauen lag. Nun ist dies der Fall: das Großgehirn (das oberirdische) kann verletzt werden, ohne daß man stirbt; ebenso das Rückenmark (das unterirdische); stirbt oder schneidet man aber in das verlängerte Mark (den Wurzelhals), so stirbt das Tier; so schlachtet man zum Beispiel Gänse. Mit der Pflanze verhält es sich ebenso. Die Gefäße, die im Mittelpfeiler der Wurzel laufen, ziehen sich außen am Wurzelhals entlang und folgen der oberen Haut des Stammes; und umgekehrt werden die äußeren Gefäße des Stammes in der Wurzel zentrale. Ebenso kann Wurzel und Stamm ohne Lebensgefahr verletzt werden; schneidet man aber den Wurzelhals durch, so stirbt die Pflanze. Das kann man ja bei zweijährigen Kulturen beobachten, die im Herbst des ersten Jahres bis kurz über dem Wurzelhals niedergeschnitten werden. Woher das kommt, weiß niemand; aber die Ähnlichkeit zwischen Pflanzen und Tieren ist auffallend in diesem Biologischen.

CHEMISCHE BERÜHRUNGSPUNKTE

Der Schüler fuhr fort:

„Was nun die chemische Konsistenz im Gehirn und in der jetzt nicht mehr so entfernten Walnuß angeht, so zeigt zunächst eine äußere Betrachtung Ähnlichkeiten. Das Gehirn besteht hauptsächlich aus Amyloid, einer Stärke (jedoch stickstoffhaltig, aber mit Jodreaktion), und Fetten (Glykosiden). Die Walnuß besteht auch aus Stärke und Fetten (Öl). In Amerika macht man Milch aus den Nüssen von Juglans Nigra; in Frankreich bereiten arme Leute ihre Milch aus geriebenem Gehirn. Ferner, um etwas in die Tiefe zu gehen: einer der Bestandteile des Gehirns, Cerebrin, löst sich purpurfarbig in Schwefelsäure und wird dann braunschwarz; als ich eine Walnuß in Schwefelsäure kochte, wurde sie tief blutrot, dann schwarz. Das Häutchen auf der Nuß selber wurde von Salpetersäure gelb, aber die Gefäße im Innern wurden rot. Die gelbe Färbung gibt Albumin an; was die rote Farbe bedeutet, weiß ich augenblicklich nicht. Als ich sie aber mit Oberosmiumsäure und auch mit Golgis Reaktiv behandelte, erhielt ich Reaktionen auf dem Samenhäutchen der Walnuß, die denen entsprachen, die man beim Nervenelement bekommt (schwarz und rot). Ferner: Als ich das Samenhäutchen verbrannte, verkohlte es ebenso schwer wie ein tierischer Stoff; und ein Geruch nach Indol, Skatol und Öl entstand. Noch eine Analogie in chemischer Hinsicht will ich anführen: das Gehirn enthält unter anderm Cholesterin. Dieses Gallenfett findet man in Bohnen und Erbsen wieder. Aber Walnußöl gleicht Pferdeöl und Fischlebertran, heißt es in der Technologie. (Weiteres in meinen handschriftlichen Aufzeichnungen, die früher den Namen „Grüner Sack“ trugen.)

DAS GEHIRN EINER DRÜSE

Der Schüler fuhr fort:

Wenn ich eine Abbildung des Gehirns mit dem Rückenmark sehe, so denke ich jetzt immer an die keimende Pflanze, welche die Wurzel unten in der Materie, die Herzblätter oben unterm Gewölbe, die Stammknospe, arbor vitae, in der Sproßachse hat. Das Gehirn eines jungen Säugetieres gleicht äußerlich dem Dünndarm; bei einem gewissen Querschnitt kann es an das Diagramm der Niere erinnern. Das Gehirn ist nach der Anatomie eine Drüse von der Konsistenz der Milz, und die Äfflinge glauben, man denke mit dieser Drüse. Nun pflegt eine Drüse eine materielle Funktion zu haben, die oft in zwei geteilt ist: aufnehmen und absondern. Das Gehirn müßte den Sinnesorganen den aus dem Blut bearbeiteten Stoff zuführen, aber auch den verbrauchten oder das, was bei jedem Sinneseindruck verbrannt wird, entfernen. Das Gehirn würde also wirklich als bearbeitender Darm oder abführende Niere Dienst tun. Die Niere ist nämlich weder ein Sieb noch ein Filter für die eingenommenen Getränke. Die gehen vielmehr osmotisch durch alle Häutchen. Die Membran der Blase ist ein Dialysator, der den ganzen Körper drainiert, wie bei der Feldentwässerung. Die Niere wieder s o n d e r t die stickstoffhaltigen verbrauchten Substanzen aus Blut und Geweben a b; vielleicht am meisten aus Herz und Nerven, die Abzugskanäle haben müssen. Das wird wahrscheinlich, da größere Gehirnarbeit zur Folge hat stärkere Harnabsonderung.

LÜGEN ÜBER DAS GEHIRN

Der Schüler fuhr fort: Daß das Gehirn den Stoffwechsel bei den Sinneseindrücken vermittelt, braucht nicht erst erörtert zu werden; daß es aber das Organ für den Geist, Denken und Einsicht, sein soll, ist nicht wahr. Das Gehirn eines Europäers wiegt 1300 Gramm; aber das eines Kulis 1430, ungefähr so viel wie das das des Mathematikers Gauß: 1492. Wahnsinnige und Idioten haben oft sehr schwere Gehirne. Das schwerste, das man kennt, gehörte einem Ziegler und wog 1900 Gramm, während Schillers nur 1585 Gramm wog. Die Tiefe und Anzahl der Windungen bedeutet nicht das geringste; bei jedem Verlust von Wasser trocknet das Gehirn nämlich ein oder schrumpft zusammen, und sofort treten die Windungen hervor. Übrigens ist das Gehirn des Elefanten ebenso reich an Windungen wie das des Menschen. Wäre der Geist im Gehirn, müßte dieses so empfindlich sein, daß der geringste Druck eine Erschütterung veranlassen würde. Jetzt kann man aber in die weiße Substanz einschneiden, mit einem Messer hineinstechen, mit einer Flasche daraufschlagen; in Kriegszeit eine Kugel hineinschießen, die stecken bleibt, ohne daß der Geist seine Energie verliert. Daß die Sinne leiden, ist ja klar; und daß die Verrichtungen der Seele gestört werden, ist eine Wirkung zweiten Grades. Ebenso wie ich das Bewußtsein verliere, wenn ich den kleinen Finger in einer Tür klemme. Es glaubt doch niemand, daß der Geist im kleinen Finger sitzt. Alle Lokalisierungen der seelischen Fähigkeiten in gewissen Gegenden des Gehirns, die man vor zwanzig Jahren annahm, sind jetzt aufgehoben; sie waren reine Irrtümer oder unreine Lügen.

Der Lehrer nahm das Wort:

Du hast zwei recht entfernte Vorstellungen einander genähert und gezeigt, daß der Abstand nicht so groß ist. Aber die Zwischenglieder, der Zusammenhang, fragst du. Man will ja heute alle fehlenden Glieder in Spiritus liegen sehen. Fragst du einen Darwinisten, so kann er keine Antwort geben, obwohl er die vernichtenden Analogien nicht leugnen kann. Damit hat seine allwissende Wissenschaft Bankerott gemacht. Das Problem „Gehirn und Walnuß" kann man nicht lösen mit „Abstammung der Arten", auch nicht mit „Natürlicher Schöpfungsgeschichte". Ich glaube auch nicht, daß alte Weisheit die Frage löst; aber sie stellt vielleicht die Gleichung auf und überläßt es der Zukunft, diese zu putzen. Die Abstammung der Menschen scheint zwiefach zu sein, weil es zwei Arten Menschen gibt, die immer in Streit miteinander liegen: die menschenähnlichen Affen, die in einem dunkeln Bewußtsein von ihrer Abstammung verfechten, daß ihre Urväter Affen gewesen sind. (Lies Lanz-Liebenfels, Theozoologie, Wien 1906). Von denen spreche ich nicht, sondern von den andern, die eine Erinnerung, daß sie von Gott geschaffen sind, im Bewußtsein tragen. Ein allwissender, allmächtiger Gott ergötzt sich damit, in künstlerartigem Spiel ein Geschlecht nach seinem Bilde zu schaffen. Dazu benutzt er die Künstler der Urzeit. Die Erinnerung daran lebt in den Mythen, die man bald nach den Worten auffassen, bald als Allegorien und Symbole behandeln muß.

Der Schüler: Wenn man die Nester der Hausschwalbe und Stallschwalbe nebeneinander in der Heckzeit findet, ist man erstaunt, daß die Eier verschieden sind. Hausschwalbe, Uferschwalbe und Turmschwalbe haben alle weiße Eier, aber die Stallschwalbe hat Eier, die auf grünem Grund braungefleckt sind. Das muß wohl eine Ursache haben. Auf irgendwelcher Schutzmaßregel kann das aber nicht beruhen, da die Nester ziemlich gleich sind. Auch baut die Hausschwalbe so, daß sie Schutz von oben hat. Es muß also von etwas anderm abhängen. Die eigene Farbe des Vogels gibt keinen Fingerzeig, wenn nicht der Farbstoff der rotbraunen Kehle dem Ei sein Braun mitgeteilt hat. Nun gleicht aber die Stallschwalbe mehr als andere Schwalben einem Raubvogel, einem kleinen Falken oder einer kleinen Weihe vielleicht. Und nun gleicht das Ei der Stallschwalbe wirklich dem Ei der Weihe in Farbe und Zeichnung; und ihr Schwanz ist gespalten wie der Schwanz der Weihe. Hier könnte also die Eischale eine Spur für die Abstammung geben. Ein anderes Beispiel. Adler, Fischgeier, Weihe und Sperber haben kaffeebraun gescheckte Eier; der Taubenhabicht aber hat weiße, einfarbige wie die Eule. Der Taubenhabicht besitzt auch die eigentümlichen rostfarbigen gesprenkelten Federn. Die Augen des Taubenhabichts liegen in Federhöhlen wie die der Eule. Ferner: die Eier der Drosseln gleichen den Eiern der Krähen, Elstern und Dohlen, mit denen die ersten verwandt sind. Die Watvögel haben fast alle kreiselförmige oder birnenähnliche Eier. Doch gleicht das Ei der Schnepfe in der Form mehr dem Ei des Birkhuhns. Die Schnepfe ist ja auch kein rechter Watvogel, sondern ein Waldvogel, wenn auch seine Morphologie auf die Watvögel deutet. Der Fischgeier, den man nicht Adler nennen darf, hat jedoch die Eier des Adlers. Der Seeadler aber hat weiße Eier.

DIE FURCHT VORM HIMMEL

Der Schüler:

Die Astronomie oder Himmelslehre der Astronomen hat keinen einzigen Fortschritt gemacht, seitdem sie gottlos geworden ist. Sie haben aufgehört, den Himmel zu beobachten. Sitzen nur da und rechnen, mit der bestimmten Absicht, Gott fortzurechnen. Ich traf vor sieben Jahren einen Dozenten der Astronomie. Der wußte nicht, daß der Himmelsäquator durch den Gürtel des Orions geht, und konnte nicht die Sonnenbahn zeigen. Er prahlte damit, daß er die Sternbilder nicht kenne. Es sei keine Wissenschaft, die zu kennen. Unsern nächsten Nachbar, den Mond, hat man seit lange vergessen. Und doch hatte man 1866 beobachtet, daß dort Veränderungen geschahen, daß der Krater Linné dabei war, zu verschwinden. Dagegen versucht man nach dem Mars Zeichen zu geben. Wenn der Mann, der eben in seiner Torheit das Welträtsel ohne Gott gelöst zu haben glaubt, wüßte, wie nahe die „Götter" uns sind; wenn er die Signale verstände, die sie uns täglich und stündlich geben, würde er wie Petrus hinausgehen und bitterlich über sich selber weinen, daß er seinen Herrn verleugnet oder getan, als kenne er ihn nicht.

NEUE BAHNEN

Der Lehrer sprach:

Es ist mir immer so unförmlich vorgekommen, Planeten und Sterne zu unterscheiden, Mond und Sonne aus dem Zusammenhang zu nehmen. Die Sterne müßten doch Planeten sein, da sie eigene Bewegung haben und viele von ihnen Monde (Doppelsterne) besitzen. Daß sie blinken, ist ja nichts Bezeichnendes, da auch Planeten blinken. Daß sie sich nicht in der Sonnenbahn bewegen, beweist nichts, denn viele kleine Planeten bewegen sich außerhalb der Sonnenbahn und sind circumpolar. Einen bestimmten Unterschied kann man also nicht angeben; gibt es also nicht. Der Mond benimmt sich auch wie ein Planet, läuft in der Ekliptik; die Sonne ebenfalls. Die Einheit des Systems fehlt. Dieser Mangel verbreitet Unruhe in unsere kosmischen Begriffe; man erwartet majestätische Ruhe und Harmonie. Die Rolle der Sonne ist vielleicht überschätzt, da sie ja „ein mittelgroßer Stern“ ist, welcher der Erde nahe gekommen. Die Erde ist vielleicht unterschätzt, da sie der Mittelpunkt einer kleinen Welt und Gegenstand für so viel Aufmerksamkeit ist. Die exzentrischen Kreise und Epizyklen der Alten hatten viel für sich, und Tychos Kompromißsystem findet vielleicht wieder seine Zukunft. Das erinnerte an Segmentierung, an Zellensystem, an Organismen mit über- und untergeordneten Organkomplexen. Die herrschende Astronomie, die nur eine Betrachtungsart ist, stimmt nicht mit der herrschenden Naturanschauung; sie muß daher umredigiert werden, ehe die Wissenschaft weiter gegangen ist und neue Bahnen eingeschlagen hat. Keplers Gesetze brauchen nicht aufgehoben werden, sind aber weiter zu entwickeln.

DAS LICHT ALS KRAFTQUELLE

Der Lehrer sprach:

Eine Kupfernadel wurde in einem umgestülpten Glas an einem seidenen Faden aufgehängt. Das Glas wurde auf eine Windrose gestellt. In jeder der vier (angenommenen) Himmelsgegenden wurde ein niedriges Stearinlicht befestigt; alle Lichter von gleicher Höhe und Stärke. Jetzt wurden die vier Lichter angesteckt; die Nadel stellte sich ein von Osten nach Westen. Das Licht im Osten wurde gelöscht: die Nadel ging zehn Grade östlich von Norden. Das Licht im Süden wurde auch gelöscht; es brannten nur noch die Lichter im Norden und Westen. Die Nadel stellte sich fünfundvierzig Grade westlich von Norden ein. Das stimmt ja mit dem Parallelogramm der Kräfte, wenn zwei Kräfte im Winkel von neunzig Graden wirken. Das Licht im Westen wurde gelöscht; es brannte also nur noch das Licht im Norden. Die Nadel ging hinauf bis zehn Grade östlich von Norden, ganz als wirkten die drei Lichter in Norden, Süden und Westen. Jetzt wurde das Licht im Süden angesteckt; es wirkten also die Lichter im Norden und Süden. Das Licht zog immer die Nadel an, also hat es Anziehungskraft.

DAS LICHT ALS KRAFTQUELLE

Der Lehrer fuhr fort:

Nun ist aber die Frage: Wirkte das Licht direkt als Licht, oder sekundär durch erzeugte Wärme, oder tertiär durch elektrische Kraft, die durch Erwärmung des Glases entstanden? Erster Versuch: Ein erwärmter Nagel, der nicht glühte, zog die Nadel an; also Wärme. Zweiter Versuch: Ein Glas mit Schnee stieß die Nadel zurück. Bestätigt den ersten Versuch. Dritter Versuch: Die Nadel wird über einem elektrisierten Harzkuchen angebracht; sie findet bei 110 Graden östlich einen Pol. Dort blieb sie so eigensinnig stehen, daß drei Lichter auf einem Punkt die Nadel nicht aus ihrer Richtung zu bringen vermochten. Als ich das Glas mit der Nadel neunzig Grade drehte, stellte sich die Nadel auf 55 Grad östlich, das ist die Hälfte von 110. Wenn aber die Nadel ohne Glas an einem Stativ aufgehängt wurde, ausübte das Licht auf sie keine Anziehungskraft. Wenn es das Licht ist, das die Nadel anzieht, so ist das nicht merkwürdiger als die Anziehung, die das Licht auf die Pflanzen ausübt; das ist der sogenannte Heliotropismus. Und nahe liegt da die Annahme, daß die Sonne die Erscheinung von Ebbe und Flut veranlaßt. Allerdings scheint diese Erscheinung im Zusammenhang mit dem Mondwechsel zu stehen; doch ist der ja von der Sonne abhängig.

WARUM ZEIGT DIE MAGNETNADEL VON SÜDEN NACH NORDEN.

Der Lehrer fuhr fort:

Nach diesen Versuchen mit der Nadel habe ich von neuem über die ungelöste Grundfrage nachgedacht, warum die Magnetnadel sich von Süden nach Norden stellt. Ein elektrischer Strom kann jede Magnetnadel von Süden nach Norden stellen. Einen alten Versuch variierte ich also: Eine Kupfernadel wurde auf eine Zinknadel gelegt; dazwischen war Löschpapier. Das Ganze wurde in eine Schale mit schwefelsaurem Wasser gehängt. Die Nadel stellte sich von Süden nach Norden, ohne magnetisch zu sein; wohl aber war sie elektrisch; und Magnetismus und Elektrizität sind nicht identisch, wenn auch beinahe gleich. Nun sagt man: die Magnetnadel ist magnetisch, aber nicht elektrisch. Doch die Stahlnadel kann ein galvanisches Element sein, das aus Eisen und Kohle besteht, oder aus Kohlenstoff und Wasserstoff; Eisen $(C^2 H^4)^2$. Einmal glaubte ich, die Magnetnadel nehme ganz einfach die Gleichgewichtslage ein, da das eigentliche Gewicht des Eisens 5,6 ist, genau wie das der Erde 5,6 ist. Wenn die Nadel die Lage von Süden nach Norden einnimmt, so hat sie sich in die Drehungsachse eingestellt, in der der Unterschied der Komponenten gleich Null ist; die Gleichgewichtslage ist also (?) eingetreten.

UNBEKANNTE KRÄFTE

Der Lehrer fuhr fort:

Indem ich von der Annahme ausging, die Stellung der Magnetnadel hinge nur von der Gleichgewichtslage oder dem eigentlichen Gewicht ab, hängte ich eine Zinknadel an einem seidenen Faden auf. Sie stellte sich auf 53 Grad östlich ein. Dann hing ich eine Kupfernadel auf, und die stellte sich auf 69 Grad östlich ein. 53 Grad verhält sich wirklich zu 69 Grad wie die eigentlichen Gewichte der beiden Metalle. Doch sind diese Gewichte sehr veränderlich, hängen ab von Reinheit, Guß, Walzen, Hämmern. Dann nahm ich eine Nadel aus Blei. Die stellte sich auf 57 Grad östlich ein. Das stimmt auch ungefähr. Darauf nahm ich eine Glasnadel. Ich rechnete erst aus, daß sie sich nach ihrem eigentlichen Gewicht auf 23 Grad östlich einstellen müsse. Als ich sie aufhing, geschah es also! Das alles ist ja schön als Beobachtung und könnte wohl zu andern ungeahnten Zwecken benutzt werden. Aber es beweist nicht, was es beweisen sollte. Daß nämlich die magnetisierte Eisennadel sich nach der Gleichgewichtslage auf Null Grad einstellt. Nähnadeln, nicht magnetisierte, stellten sich nämlich nicht nach dem eigentlichen Gewicht ein, also zwischen 53 Grad und 69 Grad; aber Eisen oder Stahl soll nie unmagnetisch sein, und ich erhielt keine Konstante. Eine Zinknadel, in die Tangentenbussole eingestellt, schlug nicht aus bei einem Strom, der so stark war, daß der Kompaß 37 Grad abwich. Wenn ich also auch nicht erfuhr, warum die Kompaßnadel sich von Süden nach Norden einstellt, erfuhr ich doch manches andere. Mit einigen tausend neuen Versuchen könnte ich vielleicht neue Kräfte aufspüren.

Der Lehrer sprach: Wenn man nach der Berechnung des eigentlichen Gewichts auf die Konsistenz der Himmelskörper richtig schließen könnte, so könnte die Sonne mit 1,4 aus Anthrazit bestehen; der Mond mit 3,4 aus Basalt, Olivin, Magnesia oder phosphorsaurem Kalk. Die Erde mit 5,6 aus Eisen. Merkur mit 4,3 aus Chrysoberyll oder Granat. Venus mit 5,4 aus Thorit ($Th = Si\,O^4 + 2\,H^2\,O$). Mars mit 4,1 aus Lievrit (kieselsaurem Eisen), Kupferkies oder Zinkspat. Jupiter mit 1,4 aus Kohle, Kiesel, gebranntem Lehm (Ziegel). Saturn mit 0,7 aus Bimsstein oder Chlorkalk. Uranus mit 1,2 aus kieselsaurem Talk oder Seeschaum. Neptun mit 1,1 aus gelöschtem Kalk oder Asphalt. Daß dies der Fall ist, ist ja nicht gesagt; nur daß es so sein könnte; in einigen Fällen erscheint es begreiflich. Daß zum Beispiel der Mond aus Basalt besteht, wäre beinahe anzunehmen. Doch wenn man ihn mit einem scharfen Fernrohr betrachtet, scheint er aus Gips zu bestehen; die Ringberge werden durch Gußblasen dargestellt, die Gipsgüsse zu zeigen pflegen. Daß die Erde aus einer Art Eisen besteht, wäre anzunehmen. Und so weiter. Daß aber die andern Planeten aus ganz neuen und fremden Stoffen bestehen sollten, ist unwahrscheinlich. Wir haben ja gesehen, daß die Meteorsteine keinen der Erde fremden Stoff enthalten, wenn auch die Verbindungen uns unbekannt sind. Dieser Gedanke, daß wir überall zuhause sind und mit dem Weltall zusammenhängen, gibt uns ein Gefühl von Behagen und Sicherheit. Aus Analogie haben wir ein Recht zu schließen, daß Wesen aus ähnlichem Milieu gleichartig sind, wenn auch verschieden. Es ist also unrichtig zu sagen, wir seien Fremdlinge in der Welt.

DIE STERNE AM TAGE

Der Lehrer fuhr fort:

Warum die größten Sterne am Tage für das bloße Auge nicht zu sehen sind, ist unbegreiflich, da sie im Meridiankreis zu sehen sind, der ein mäßig scharfes Fernrohr ist und wie alle Fernrohre die Lichtkraft vermindert. Der Mond zum Beispiel erscheint durch ein Rohr (ohne Glas) kleiner als dem bloßen Auge, und auch lichtschwächer. Ich meine: wenn die Sterne am Tage in einem lichtschwächenden Fernglas zu sehen sind, warum sind sie dann nicht fürs bloße Auge zu sehen? Man hat nämlich geantwortet, die Unsichtbarkeit der Sterne komme von der Anwesenheit des Sonnenlichtes. Aber dieser Faktor wird ja in beiden Gleichungen eliminiert, und a fortiori müßten die Sterne für das bloße Auge besser zu sehen sein. Übrigens, das Sonnenlicht ist ja auch nachts im Weltenraum, wenn die Sonne auch für uns nicht zu sehen ist. Gilt aber der Einwand, so müßten die Sterne am Tag auf dem Grund einer Grube zu sehen sein. Aber das ist nicht der Fall, trotzdem davon gefabelt wird. Es muß andere Ursachen geben. Ebenso unbegreiflich ist es indessen, daß bei klarem Himmel nach Sonnenuntergang keine Sterne in dem bleigrauen Segment des Erdschattens erscheinen, in dem sie zu allererst gesehen werden müßten. Hier muß ich einschalten, ich weiß, daß das traditionelle Blinken nicht charakteristisch für die Sterne ist, denn Merkur und Venus blinken auch, aber nicht immer. In den Tropen flimmern die Sterne nur bis zu einer Höhe von fünfzehn bis zwanzig Graden, in der trockenen Jahreszeit, sonst aber nicht.

MATHEMATISCHE LÜGEN

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn man auf der Erde eine noch so große Basis absteckt und Linien von den Enden der Basis zu einem und demselben Stern zieht, bildet sich ein Dreieck; aber ein sonderbares, denn die Basiswinkel werden gleich zwei Rechten. Das ist aber sinnlos, denn die drei Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei Rechten. Wenn nun die Erde konvex ist, so wird die Basis Tangente und die Basiswinkel müssen kleiner als zwei Rechte sein; aber sie waren ja größer. Ist die Erde dagegen konkav, so werden die Basiswinkel größer als zwei Rechte; aber sie waren ja zwei Rechten gleich. Daß die Erde konkav sein könnte, zeigt sich bei der Luftseglung, da der Horizont dem Ballon folgt; man mag noch so hoch steigen. Ebenso ist es mit dem Meereshorizont, der immer in der Höhe des Auges ist, auch wenn man auf eine Höhe am Ufer hinaufsteigt. Die Konvexität der Meeresfläche wird am einfachsten durch die Formel $3{,}85 \sqrt{h}$ angegeben, bei der h die Höhe des Auges ist. Durch Messungen aber habe ich bewiesen, daß diese Formel falsch ist. (Siehe meine handschriftlichen Aufzeichnungen: „Grüner Sack".) Ein Schiff kann sich nicht unter dem Horizont verbergen. Von Helgoland habe ich mit Uhr und Fernglas in der Hand das Kommen und Gehen von Fahrzeugen beobachtet. Das Fahrzeug, das fortfährt, verkleinert sich und wird undeutlich, sinkt aber nicht unter den Horizont. Wenn man einmal die Mastspitzen ohne Rumpf oder das Bramsegel allein sieht, so kommt das von Luftspiegelung; ein Fahrzeug, das die Mastspitzen zeigt, sollte sich nach der Formel $3{,}85 \sqrt{h}$ außer Sehweite befinden, auch mit Fernglas nicht zu sehen sein.

SONNE UND MOND

Der Lehrer fuhr fort:

Die kosmische Entfernung durch Linsen zu bestimmen, ist alt, müßte aber von neuem systematisch ausgeführt werden. Mein Augenglas gibt auf 125 Zentimeter Entfernung von der Lampe ein deutliches kleines umgekehrtes Bild der Flamme, in einer Entfernung von 70 Zentimetern vom Glase. Die Sonne zeigte ihren Brennpunkt 35 Zentimeter hinterm Glas. Aber der Mond zeigte auch sein Bild 35 Zentimeter, also in der gleichen Entfernung wie die Sonne. Wie kann das mit den Berechnungen stimmen? Der Mond hat zwar bekanntlich dieselbe scheinbare Größe wie die Sonne, nämlich 31 Minuten. Das kann etwas anderes bedeuten, als man glaubt. Wenn man mit bloßem Auge den aufgehenden Mond betrachtet, erscheint er ein halb Mal größer als sonst. Visiert man aber den größeren Mond mit dem Theodolit, wird seine Größe 31 Minuten. Das ist unerklärlich. Mit der gleichen scheinbaren Größe bewegen sich Sonne und Mond in der Ekliptik wie die großen Planeten. Aber die Sonne braucht dreizehnmal mehr Zeit als der Mond, um ihr Manöver auszuführen. Doch dieselbe Zeit, die der Mond für seinen Umlauf braucht, wendet die Sonne an, um eine Umdrehung zu machen, nämlich 27 Tage. Die Periode der Sonnenflecke, elf Jahre, ist die Umlaufzeit des Jupiters (und auch die Periode des Nordlichts). Die Dichtigkeit des Jupiters ist 1,4, ganz wie die der Sonne.

Der Lehrer fuhr fort: Der Mond ist Morgenstern im ersten Viertel, Abendstern als Vollmond. Mit Venus ist das Umgekehrte der Fall. Wenn man die Lage des Mare Crisium beobachtet, so dreht sich die Mondscheibe einen Quadranten (neunzig Grade) in sechs Stunden, das heißt 360 Grade in einem Tage. Aber während der sechzehn Jahre, die ich den Mond beobachtet habe, sah ich das Mare Crisium niemals im Südwesten. Am 28. Juli 1904 ging die Sonne um 8 Uhr 22 unter. Genau zur selben Zeit ging der Mond auf, hätte aber im Erdschatten unsichtbar sein müssen. Die obere Grenze des Erdschattens schien rosenrot in einer Höhe von fünfzehn Graden, und einige leichte Federwolken waren dort von der Sonne beleuchtet. Sollte der Mond etwa selbstleuchtend sein oder sein Licht aus einer anderen Quelle als der Sonne holen? Wenn die Sterne eigenes Licht hätten, würden sie am Tage zu sehen sein, wenn auch schwach; und am besten würden sie im Erdschatten zu sehen sein, wo sie jetzt unsichtbar sind. Ein stärkeres Licht (die Sonne) löscht nicht ein schwächeres aus. Das sieht man an den kleinen Ewigkeitsflammen der Gaslaternen, die mitten im Sonnenschein sichtbar sind. Wie kann da die Sonne die Sterne auslöschen? Leihen dagegen die Sterne ihr Licht von der Sonne wie die Planeten, könnte man denken, sie werden unsichtbar durch Totalreflexion. Der Mond ist jedoch sichtbar am Tage. Die Sonnenfinsternis kann eine Verdeckung sein. Halte ich einen deutschen Taler von dreiunddreißig Millimetern in einer Entfernung von 354 Zentimetern vom Auge, so entsteht totale Sonnenfinsternis. Aber nicht durch den Schatten des Talers, sondern durch Verdeckung. Die Abnahme des Mondes ist ja partielle Finsternis; der Neumond totale, ohne Mondfinsternis zu sein.

PROJEKTIONEN

Der Lehrer sprach:

Mondfinsternis: der Schatten der Erde verbirgt das Projektionsbild der Sonne (den Mond). So steht es in meinen Aufzeichnungen, und ich weiß wohl, was ich damals meinte. Wer Synthesen liebt, dem kann ich einige geben. Wenn man in einem einfachen Fernglas ein Okular krängt, erhält man ein Lichtbild, das nach und nach den Wechsel des Mondes gibt. Krängt man eine bikonvexe Linse, erhält man einen Kometen mit Kern und Schweif, der immer mehr wächst. In einer gewissen Entfernung von einem Schirm wird das Zodiakallicht mit demselben Licht projiziert. Ich tat Eisenvitriol in einen Glasbecher und goß Wasser dazu. Als ich die steigenden Blasen mit einer Lupe betrachtete, erhielten sie je nach der Brennweite folgendes Aussehen. Im Brennpunkt: runde Kugeln. Davor: Malteser Kreuz in einem schlechten Kreis. Näher daran glichen die Blasen dem Saturn mit dem Ring. Noch näher der Sichel des Halbmonds. Schließlich traten spulförmige Stäbe auf. Beweist das etwas? Nein. Ebensowenig, wie der sich drehende Öltropfen beweist, wie das Sonnensystem entstanden ist. Oder der Junge mit der Schleuder beweist, daß die Erde sich im Weltenraum dahin dreht. Eine andere Aufzeichnung von den Projektionen durchsichtiger Kugeln bei verschiedener Einstellung der Linse gibt diese sich folgenden Formen an: Kugel, Ellipsoid, Ellipse, Saturn mit Ring, liegende bikonvexe Linse, stehende bikonvexe Linse, linsenförmiger Stab.

Der Lehrer sprach: Die verschiedenen Lagen der Milchstraße über demselben Ort in den zwölf Monaten des Jahres und ihre Bewegungen sind ja scheinbar, wie so vieles andere in dieser Welt der Täuschungen: sind aber doch von großem Interesse, weil sie gleichsam die Bewegung der Erde auf ihrer Bahn aufzeichnen. Die Milchstraße bildet ja einen Gurt wie der Tierkreis; ihren Pol aber hat sie im Haar der Berenice, während der Tierkreis seinen im Drachen hat (und der Äquator seinen im Pol des Kleinen Bären, der der Polarstern ist). Über dem Horizont von Paris steht die Milchstraße im Januar wie ein Uhrzeiger in Nordost und Südwest; geht durch den Zenith und spaltet sich hoch oben in Nordosten, wo Alpha im Schwan sitzt. Im Februar war der Zeiger östlich vom Zenith gegangen und Alpha war nach Norden gerückt. Im März steht der Zeiger im Norden und Süden, Alpha beinahe im Norden. Im April hat die Milchstraße im Bogen eine Biegung nach Osten gemacht, und Alpha steht etwas westlich von Norden. Im Mai liegt der Bogen längs des ganzen nördlichen Horizonts, und Alpha steht jetzt im Nordwesten. Im Juni ist die Lage des Bogens westlicher geworden, und Alpha ist südlicher gezogen. Im Juli steht der Zeiger auf dem Kopf mit der Spaltung nach unten, und Alpha im Westen vom Zenith. Im August ist die Spaltung mit Alpha nördlich vom Zenith. Im September steht Alpha im Zentih. Im Oktober steht Alpha östlich vom Zenith. Im November östlich nach Norden. Im Dezember im Nordosten. Die Wanderung des Schwans sagt mir ja, daß sich etwas im Kreis bewegt hat. Aber die bogenförmige Verschiebung der Milchstraße im April, Mai, Juni klärt mich über nichts auf. Doch das scheinbare Himmelsgewölbe hat drei Achsen: Polarstern, Drache, Haar der Berenice. Wie die Erde jetzt für ein dreiachsiges Rotationsellipsoid gilt. Also Gegenstücke über das ganze Weltall.

PROJEKTIONEN

Der Lehrer sprach:

Die Anziehungskraft kann durch einen sehr einfachen Versuch illustriert werden. Ich legte zwei gleichgroße Erbsen in eine Schale mit Wasser, sechs Zentimeter voneinander und vier Zentimeter vom Rand der Schale. Eine dritte größere Erbse legte ich dazwischen. Diese zog die eine an. Als sich die beiden vereinigt hatten, zogen sie die dritte an. Eine vierte, die ich hineinlegte, wurde nun aus einer Entfernung von sechs Zentimetern durch die drei angezogen. Die vier lagen nun in einem Kreuz o o°o mitten in der Schale und zogen dann nordwärts. Als Nebenprodukt dieses Versuches erhielt ich dieses. Eine Erbse projiziert auf den Boden der Schale ein Oval mit Lichtglorie. Zwei Erbsen ein leberförmiges Blatt. Drei eine Birne oder die unten aufgezeichnete Form. Vier eine gesprungene Granate. Drei Erbsen so o°o gelegt, projizieren ein Zyklamenblatt. Drei Erbsen in dieser Stellung o 8 ein Leberblümchenblatt. Im Zusammenhang damit: ein Billardball, der von der Seite Licht bekommt, wirft einen Schatten auf das Tuch, der einer bikonvexen Linse oder dem Blatt der Sonnenblume gleicht, wie die Figuren genannt werden, die bei Sonnenfinsternissen auftreten. Ein umgekehrtes Trinkglas gibt bei Beleuchtung von oben kaustische Figuren auf der Decke, die der Niere gleichen. Die schönste Linie am menschlichen Körper ist die Wade, die eine „logarithmische Linie" bildet. Das im Vorbeigehen. Das übrige kann man in meinen handschriftlichen Aufzeichnungen finden.



Der Lehrer sprach:

Wenn die Chemie damit beginnt, daß sie vierundsechzig einfache Stoffe aufzählt, so fragt man sich doch, woraus die bestehen. Für mein Denken ist es recht gut möglich, so zu sprechen: Wenn die einfachen Körper einfach sind, so bestehen sie wohl aus demselben Stoff, da das Einfache wohl ein und dasselbe ist. Aber doch fühle ich den Stachel des Widerspruchs mich stechen, wenn ich ihn auch nicht herausziehen kann. Ich lasse ihn sitzen und gehe weiter. Die einfachen Stoffe nennen wir zuerst Grundstoffe, dann haben wir den Begriff einfach herausgebracht. Nun, die Grundstoffe werden vor allem durch ihre Zahlen charakterisiert, die bald Atomgewicht, Verbindungsgewicht, Molekulargewicht genannt werden. Das Atom als ein fingierter, unteilbarer, unwägbarer Punkt kann ja kein Gewicht haben. Darum gehen wir zu Daltons Verbindungsgewicht zurück, das Anziehung oder Sättigungsvermögen ist. Man täte am besten, nicht über die Atome zu grübeln, noch von ihnen zu sprechen. Schon Newton sagte voraus, daß die chemische Verwandtschaft der allgemeinen Schwerkraft ähnlich sei; also müßten die Stoffe einander im geraden Verhältnis zur Masse anziehen. Die Masse wird ja durch das eigentliche Gewicht ausgedrückt; und das Äquivalent ist 14,435 Male größer, da diese Zahl 14 das Verhältnis der Luft zum Wasserstoff, der eins ist, ausdrückt. Da nun der Wasserstoff eins ist, so kann das bedeuten, daß der Wasserstoff der Gewichtsfuß ist; kann aber auch bedeuten, daß die andern Stoffe so und so viele Wasserstoffe äquivalieren oder vielleicht bestehen aus Wasserstoffgruppen.

Der Lehrer fuhr fort:

Wir müssen nun zuerst beim Wasserstoff bleiben. Wenn man dieses Gas darstellt, bringt man drei Stoffe zusammen, ein Metall, eine Säure und Wasser. Es gibt da also drei Möglichkeiten für Entstehung des Wasserstoffs: aus dem Metall, der Säure, dem Wasser. Die Chemie, die nicht weiß, woraus das Metall besteht, leitet den Wasserstoff aus der Säure und dem Wasser her, die beide Wasserstoff enthalten. Dabei tritt aber ein Umstand ein, der nicht beachtet worden ist: daß nämlich die verschiedenen Metalle die Entstehung verschiedener Mengen Wasserstoffgas veranlassen, die im bestimmten Verhältnis zum Äquivalentgewicht des Metalles stehen. Eisen gibt also $^1/_{28}$ (Fe = 28 oder 28 × 2 = 56), Zink gibt $^1/_{32}$ (Zn = 32 × 2 = 64 [65]), Zinn gibt $^1/_{59}$ seines Gewichts in Wasserstoffgas (Sn = 59 × 2 = 118). Lemery erklärte um 1700 auch bestimmt, es sei das Metall, das Wasserstoff abgebe. Jedenfalls die Tatsache, daß die Metalle ihre Äquivalentgewichte im Wasserstoff zeigen, deutet auf das Vorhandensein von subjektiven Äquivalentgewichten. Objektives Äquivalent ist nämlich: 56 Eisen will sich verbinden mit 16 Sauerstoff. Aber diese 56, die des Eisens 56 sind, erscheinen nicht in Fe O = 72, während 28 (= $^{56}/_2$) in der Wasserstoffmenge $^1/_{28}$ erscheint. Die bekannteste Verbindung des Wasserstoffs ist das Wasser: 11% Wasserstoff und 88% Sauerstoff. Wenn man diesen Prozentsatz auswendig lernt, stolpert man gewöhnlich und dreht ihn um, denn der Gedanke fordert, daß Wasser aus mehr Wasserstoff als Sauerstoff bestehen soll.

DIE UNSINNIGE ZUSAMMENSETZUNG DES WASSERS

Der Lehrer fuhr fort:

Eigentümlich ist, daß man bei der Elektrolyse des Wassers weniger Gas erhält als die Lehre angibt. Und Lavoisier selber fand, daß Wasserstoff fast doppelt soviel da war als Sauerstoff. Sainte Glaire Deville erhielt bis zu 24% Sauerstoff bei seinen Wasseranalysen; außerdem Ozon, Salpetersäure usw. Leitet man Poldrähte von der galvanischen Säule in reines Wasser, erhält man nichts, denn das Wasser leitet nicht. Darum setzt man Schwefelsäure hinzu. Das macht aber die Analyse wertlos. Und bei der Untersuchung der verschiedenen Gase begnügt man sich damit, am Minuspol das Gas anzuzünden. Das beweist nicht Wasserstoff, da alle Kohlenwasserstoffe auch zünden. Die Identität des Sauerstoffes wird nachgewiesen mit dem Streichholz, das sich entzündet, obwohl das auch bei anderen Gasen geschieht, so bei NO^2. Jedenfalls, das Wasser soll aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, natürlich in flüssiger Form. Wasserstoff wird aber erst flüssig bei — 150° und 650 Atmosphären; Sauerstoff wird Flüssigkeit bei — 140° und 525 Atmosphären. Man trinkt also flüssiges Wasserstoffgas (das ein Metall ist) und flüssiges Sauerstoffgas. Wenn ich ein Liter Wasser trinke, habe ich 586 Liter Sauerstoffgas getrunken und 1375 Liter Wasserstoffgas. Wenn sich nun Sauerstoff mit Wasserstoff verbindet, müßte das Verfahren 140° Kälte und einen Druck von 525 Atmosphären äquivalieren. Aber chemische Verbindungen geschehen unter Entwicklung von Wärme. Da scheint ein Unsinn begraben zu liegen. Sauerstoff und Wasserstoff scheinen nur konventionelle Begriffe zu sein, denen keine Wirklichkeit entspricht.

DER HAARIGE GOTT

Der Lehrer sprach:

Wie jede untere Klasse halten sich die Äfflinge für Übermenschen, die an der Spitze aller Bewegungen gehen und die Entwicklung in die Hand nehmen können. Ihr Gott ist der zottige Pan, der Bock gewesen war und Halbmensch wurde, später der Böse, Satan oder Gottes Widersacher. Aber sie müssen sich ihres Gottes schämen, denn sie nennen sich Atheisten. Doch ihre Religion ist die der Bösen. Wenn sie von einer guten Handlung hören, schnauben sie. Ihre Lust ist, die zu verfolgen und zu quälen, bei denen etwas Gutes zu sehen ist und die sie Heuchler nennen. Ihre Kinder lernen nicht sprechen, sondern sofort lügen. Der größte Dichter der Äfflinge hat ein Klagegedicht über den Verfall der Lüge geschrieben und ein Heldengedicht in sechs Gesängen herausgegeben, das Loblied der Knabenschänder heißt. Alle sind pervers, meist geheim, aber sie verraten sich in ihren Schriftstellern, die im Namen der Frau schreiben, vom Gesichtspunkt der Frau gegen den Mann. Denn durch die Geschlechtsvermischung haben sie allen Geschlechtsunterschied ausgetilgt; sie haben aufgehört als Männer zu denken und zu fühlen. Und sie laufen wie Hunde hinter dem weißen Mann her, mit der Nase auf seinen Spuren, um ihn in die Hoden zu beißen, auf daß er ihnen ähnlich werde. Alle Jahreszeiten sind sie läufisch und halten jeden Augenblick Hundehochzeit; bieten ihre Frauen aus und schelten die legitime Eifersucht kleinlich. Ich weiß von einem, der selber in eigener Gegenwart seine Frau einem Freund übergab; später schämte er sich jedoch und sagte, es sei eine Lüge.

DIE ROHRPFEIFE SCHEUCHT

Der Lehrer fuhr fort:

Es gibt weiße Männer, die von den Weibchen der Äfflinge verführt worden sind. Die Kinder werden Bastarde und leben in Disharmonie; kämpfen gegen das satanische Muttererbe, das sie mitbekommen haben. Einige kämpfen vergebens, andere finden den Helfer. Es gibt nur einen: Jesus Christus heißt er, der Dämonbezwinger. Du weißt, daß ich solch ein Bastard war und den Kampf durchmachte, der noch nicht zu Ende ist. Die Äfflinge predigen Duldsamkeit. Damit meinen sie, man solle ihnen in Unendlichkeit verzeihen, sie ungestört predigen und Propaganda machen lassen, während sie mehr oder weniger heimlich die Christen verfolgen. Sobald sie christliches Blut wittern, schaudern sie. Dann beginnen sie den „Ungläubigen" „auszuschließen". Sein Name wird nicht mehr genannt; kommt er gedruckt vor, wird er weggeschnitten. Hat er früher der Gemeinde der Äfflinge angehört, so heißt er jetzt Abtrünniger und muß sterben als Verräter. Wenn ein Äffling stirbt, bekommt er die Apotheose in Ermangelung eines Pantheons. Beim Begräbnis werden die Kränze gezählt und die Inschriften gemustert; wer fehlt, wird „ausgeschlossen". Ganz wie beim Hexensabbat; da gaben die Getreuen ihr Bekenntnis ab, indem sie dem Widersacher auf den Hinteren küßten. Doch kann es geschehen: wenn sie Pan anrufen, so antwortet der mit der Rohrpfeife. Zeigt er sich dann, im Walde, im Schlafzimmer, in der Schranktür, dann werden sie von einem panischen Schrecken ergriffen; schließen sich ein, weinen wie Kinder, die im Dunkeln bange sind; oder fliehen in Sanatorien, um ihre Neurasthenie, ihre Schlaflosigkeit und ihre Herzfehler zu heilen.

Der Lehrer fuhr fort:

Aber die Äfflinge haben sich auch eine Theologie mit Dogmen gemacht; die sind Parodien oder Varieténummern auf die Glaubenslehren der Christen. So haben sie eine Versöhnungslehre, die Versöhnung mit dem Leben verkündet. Ist aber ein Kompromiß mit allem Schmutz des Lebens, dessen man sich geheim an geheimem Ort zu entledigen oder den man auf der Matte an der Haustür abzutreten pflegt. Sie lehren die Menschen, gegen Erbärmlichkeit und Bosheit duldsam zu sein; schildern die Menschen als nette Leute, als sorglose Wesen, die im Grunde so gut sind: „Es ist nichts Böses in ihnen." Die wirklich guten Menschen, die nichts Böses tun können, kommen den Äfflingen streng vor. „Warum soll man sich in seinem einzigen Leben quälen?" fragen sie; sich ganz bewußt, daß sie im Tod vernichtet werden als Larvenstadien. Da setzt ihr Evangelium ein, das Freiheit predigt: Freiheit, Böses zu tun, Tier zu sein, zu betrügen, zu fälschen. Nach diesem verkehrten Evangelium ist es unmoralisch, in einer Dichtung zu zeigen, wie es dem Bösen, dem Lügner, dem Betrüger, dem Kuppler schlecht geht. Man soll dem Gewissenlosen, dem Verstockten verzeihen, während das Christentum lehrt, man soll dem Reuevollen verzeihen, der sich bessert. Im Äfflingsevangelium hat man alle Lehren Christi gefälscht. Alle Magdalenen sind sympathisch, unschuldige Märtyrerinnen der sozialen Verhältnisse, während Christus nur die Magdalena aufnahm, welche die Erbärmlichkeit verlassen hatte.

Der Lehrer fuhr fort:

Dies ist der ganze Kern des Darwinismus, dieser Torheit, die in das Bewußtsein der Zeit schlüpfte, als diese Zeit von der Jagd nach Macht und Luxus überanstrengt war. Aber dieser Beelzebub konnte nur mit einem andern ausgetrieben werden. Das war Nietzsche. Ein losgelassener Dämon, der den Affen tötete, den Menschen wieder aufrichtete und die alten Pöbelwerte umwertete. Er wurde verstanden, weil er die Sprache der Äfflinge sprach. Das war die einzige Art, sie zum Lauschen zu zwingen. Einen christlichen Propheten hätten sie niemals angehört. Nachdem er aber ausgesprochen hatte, wurde seine Zunge vernagelt. Da war seine Sage aus. Josephin Peladan war ein christlicher Prophet von der Schule der Therapeuten und Essäer. Ihn verstand nur die christliche Oberklasse. Die Äfflinge fürchten ihn und können nicht seinen Namen nennen, denn er bleibt ihnen im Halse stecken. Sein Christentum war licht, esoterisch; vielleicht etwas zu licht. Aber nach einer Wallfahrt zu Christi Grab entdeckte er den Trug, kehrte der „Versöhnung mit dem Leben" den Rücken, schwur die Schönheitsverehrung ab; die war die Verkleidung der Äfflinge mit weißem Laken und Efeulaub. Hörte auf, sich für das Tier und das nackte Weib zu interessieren; durchschaute die Lebensfreude und Nora; entlarvte die Betrügerei der Duldsamkeit; nahm das Kreuz in vollem Ernst, so wie es ist, auf sich. Peladan war doch immer ein lebender Protest gegen Simia. Er verkörperte den Unterstrom, der nie obenauf fließt; oben hält sich das Leichte, aber der Unterstrom ist bereit zu steigen und zu überschwemmen; wie eine Flutwelle die Ufer rein zu fegen, die zur Zeit der Ebbe als Abladeplatz dienten.

LANZ-LIEBENFELS: THEOZOOLOGIE

Der Lehrer sprach:

Ich will mit einigen Zitaten aus Lanz-Liebenfels' Theozoologie schließen: „Die nur der Lüsternheit wegen die Begattung suchen, die nimmersatten Pavianweibchen, die sich vor den Wehen fürchten, die werden sich selbst ausroden und mit dem Kautschuk erdrosseln . . . „Übrigens spielt bei dem rassenreinen germanischen Mann das Derberotische eine untergeordnete Rolle; der Beischlaf freut ihn nur dann, wenn das von ihm gewählte Weib allen ästhetischen Anforderungen entspricht . . . „Gar niemand anders als das buhlaffenlüsterne Weib hat die alten Kulturen umgebracht und es wird auch unsere Kultur zertrümmern, wenn wir Männer uns nicht bald besinnen. Das ehebrecherische und sinnliche Weib gehört ins Dirnenhaus, die Würde der Mutter sei ihr entzogen, ihr Name aus dem Buch der Lebendigen getilgt . . . „Was das Weib heute ist, ist es durch Schwert und Kraft des Mannes. Der Mann hat das Weib den Sodomsaffen abgerungen; dafür ist es sein Eigentum . . . „Die Zeit ist da! Die Weiber wollen oder können nicht mehr gesunde Kinder gebären! Die Weiber, die zu Müttern bestimmt wären, die vertrauern ihr Dasein als alte Jungfern, die Hure wird geheiratet, beherrscht unser häusliches und öffentliches Leben. Die Hure im Hurenhaus ist keine Sünde, sie erfüllt dort ihren Zweck. Aber die Hure im Ehebett ist der Untergang der Völker und Staaten."

DAS GEHEIMNIS DES KREUZES

Der Lehrer sprach:

Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum, das ist der Streit, der jetzt in der Welt ausgekämpft wird. Aber so gewiß das Christentum in der Zeit dem Heidentum voraus ist, so gewiß gehört die Zukunft dem Christentum, wenn auch für den Augenblick die Äfflinge die Oberhand haben. Ihre Duldsamkeitsverordnung erlaubt ihnen, im Namen der Freiheit das Predigen des Christentums zu verbieten. Sie schließen die Kirchen, erklären Judas für unschuldig, geben tollen Weibern das Stimmrecht, schreiben heidnische Lehrbücher für die Schuljugend, setzen Wechselfälscher und Rechtsverdreher in die Regierung, denn ihr Reich ist von dieser Welt. Aber es ist mit dem Christentum wie mit dem Walnußbaum; dessen Frucht wird mit Stangen herabgeschlagen und sogar mißhandelt, um zu tragen und zu gedeihen. Je dunkler es aussieht, desto näher ist der Tag. Man tritt den Spinatsamen nieder, damit er besser wächst. Der Acker muß zerfleischt, geeggt und gewalzt werden, um tragen zu können. Das Gold muß im Feuer geläutert und Flachs im Wasser geröstet werden. Das Kreuz zeigt nach oben, nach unten, nach den Seiten; nach den vier Himmelsgegenden auf einmal; ist eine Vervollkommnung vom Kompaß. Das Leiden verbrennt den Unrat der Seele. Ich habe einen Menschen gesehen, der alle Qualen der Menschheit litt; doch je mehr er litt, desto schöner wurde er. Das sind die Geheimnisse des Kreuzes und des Leidens! „Weil ihr nicht von dieser Welt seid, darum haßt die Welt euch. In dieser Welt duldet ihr Zwang, aber seid getrost, denn ich habe die Welt überwunden.“

EXAMEN UND SOMMERFERIEN

Der Lehrer sprach:

„Wenn man beim Eintritt ins Mannesalter zu neuem Selbstbewußtsein erwacht und entdeckt, daß man ein Plagiat ist, beginnt man sich bis auf die Wurzel niederzuschneiden, um einen neuen Stamm zu schießen, der unser eigener ist. Bei Eintritt ins Alter friert dieser Stamm bis zur Wurzel nieder (Verödung); der Stubben grünt wieder, schießt neues Laub, das nicht dem früheren gleich ist, aber doch ihm gleicht. Wenn aber nun altes und neues durcheinander keimen, wird das Ganze bunt; doch die Wurzel ist dieselbe, sie offenbart die Art. Die Dissonanzen des Lebens nehmen mit den Jahren zu; das Lebensmaterial vermehrt sich so, daß es fast unübersehbar wird. Dadurch lebt man, mehr in der Erinnerung als im Jetzt, und längs der ganzen Linie. Bald bin ich in der Kindheit, bald im Mannesalter.

Der Lehrer fuhr fort:

Eigentümlich ist aber, daß man das Alter nicht als ein beginnendes Ende empfindet, sondern als den Anfang zu etwas Neuem; wenn man nämlich den Glauben wiedergefunden hat, das heißt die Gewißheit, daß es ein Leben auf der anderen Seite gibt. Man hat ein Gefühl, als bereite man sich aufs Examen vor. Man wird buchstäblich jung aufs neue. Etwas Examenfieber ist auch da, aber auch große Hoffnungen, die mit Träumen von der Zukunft vermengt sind. Die erinnern an Weihnachtsstimmungen, Sommerferien, Familienfeste mit Versöhnungen, erfüllte Wünsche. Aber es duftet auch wie abgebrochenes Birkenlaub, wie Meeresufer; klingt wie Glocken am Sonntag, wie Orgel; lockt wie neue Kleider und reine Wäsche; wie ein Bad im meergrünen Seewasser. Wie Abendgebet und gutes Gewissen; Gattin, Häuslichkeit und Kind nach einer Reise; Feuer im Schneesturm; wie der erste Ball und die, mit der man am liebsten tanzte; das Öffnen der Sparbüchse, und zuerst und zuletzt das Examen mit den Sommerferien!

ABFALLEN UND ANLUVEN

Der Lehrer fuhr fort: Die Theosophen sprechen von den sieben Ebenen des Kama-Loka, dem Zustand nach dem Tode. Ich will zugeben, daß ich unter gewissen Verhältnissen des Lebens gleichzeitig auf mehreren Ebenen gelebt habe. Es fiel mir schwer, das zu begreifen, und meinen Unfreunden fiel es noch schwerer. Diese Widersprüche im Dasein hatte ich erklären wollen durch die Spaltung der Persönlichkeit oder eine Vielfältigkeit des Ichs. Auch habe ich die Lösung des Rätsels in der Anpassung gesucht, auf die Paulus zielt, im ersten Brief an die Korinther: „Den Juden bin ich geworden wie ein Jude ... Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden als unter dem Gesetz ... Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz worden ... Den Schwachen bin ich worden als ein Schwacher ...“ Kierkegaard spricht von Sympaschomenos: Der ist fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, roh mit den Rohen, fein mit den Feinen. Aber Swedenborg gibt eine andere Anregung: „Wenn der Mensch aufs neue geboren werden soll, können seine Begierden und Falschheiten nicht gleich abgeschafft werden, denn das hieße den ganzen Menschen vernichten, weil er sich noch kein anderes Leben verschafft hat. Darum werden lange bei ihm böse Geister zurückgelassen, um seine Begierden aufzuregen, damit diese auf ungezählte Art aufgelöst werden.“ Früher glaubte ich, wenn ich jung mit den Jungen, alt und weise mit den Alten, toll mit den Tollen wurde, diesen einen Dienst zu tun. Und als Dichter lebte ich mich für den Augenblick in ihr Leben und ihre Stimmungen ein, die ich dann schilderte, indem ich mich selbst vergaß. Oft schien ich mit diesen Rückfällen in zurückgelegte Stadien mich in die Höhe gearbeitet zu haben, wie der Segler abfällt, um raumeren Wind zu bekommen.

ANZIEHUNG UND ABSTOSSUNG

Der Lehrer fuhr fort:

Es gibt sowohl eine Anziehung wie Abstoßung zwischen ähnlichen Seelen. Gleich und gleich gesellt sich wohl gern, aber nicht immer. Ungleich sucht oft ungleich. Ein guter Mensch beklagte sich mir gegenüber, daß er immer in schlechte Gesellschaft gerate und niemals gute Menschen treffe, die ihn erheben könnten. Da er stark war, wurde er allerdings nicht herabgezogen; aber er merkte auch nicht, daß er einen guten Einfluß auf seine schreckliche Umgebung ausübte. Er hatte immerhin Gelegenheit, das Böse zu sehen und zu hören; dagegen zu reagieren durch den Abscheu, den es ihm einflößte. Ohne vergleichen zu wollen: Christus übte keine Anziehung auf höher stehende Personen, nicht auf anständige, nicht auf gute, sondern auf arme Teufel, schwache Charaktere, auf Kranke, Besessene, Lasterhafte, Diebe, auf Zöllner und Huren. Seine Schüler verstanden nicht, was er lehrte, sondern deuteten alles von der materiellen Ebene aus. Er antwortete selber auf ihren Tadel: Nur Kranke bedürfen des Arztes. Meinen älteren Einwand will ich unterdrücken, denn ich beuge mich zum Versuch vor „der Torheit des Kreuzes", da die Erfahrung mich gelehrt hat, daß die Weisheit nur von einem demütigen Sinn aufgenommen werden kann und daß Gehorsam mehr als Opfer ist. Mein ständiges Gebet ist in letzter Zeit gewesen, in gute Gesellschaft zu kommen, die mich heben könne; und schlechte zu vermeiden, die mindestens eine schädliche Verbindung mit der niederen Ebene unterhält. Es ist wohl meine Schuld, daß die, welche mich suchen, mein altes Ich suchen; und wenn sie das nicht finden, glauben, ich sei nicht zu finden.

DOPPELGÄNGER

Der Schüler sprach:

Wenn ein Mann ein Weib zu lieben anfängt, so wirft er sich in eine Trance, wird Dichter und Künstler. Aus ihrem bildbaren, nicht individualisierten Astralmaterial arbeitet er eine Gedankenform heraus, in die er das Schönste gießt, das er in sich hat. So schafft er sich einen Homunkulus, den er als seinen Doppelgänger adoptiert. Und mit dem läßt sie den Mann schalten. Aber dieses Astralbild ist auch die Gliederpuppe, die sie, die Jägerin, aussetzt, um damit zu locken; während sie selber mit geladener Flinte hinter dem Busch liegt und auf die Beute lauert. Die Liebe des Mannes zu seinem Homunkulus überlebt oft alle Illusionen. Er kann einen tödlichen Haß gegen die Geliebte selber gefaßt haben, während seine Liebe zum Doppelgänger fortlebt. Aber dieses Maskenspiel gibt Anlaß zu den tiefsten Disharmonien und Leiden. Er wird schieläugig, da er zwei Bilder betrachtet, die nicht zusammen fallen. Er will seine Wolke umarmen, aber faßt einen Körper. Er will s e i n Gedicht hören, aber es ist das eines andern. Er will sein Kunstwerk sehen, aber est ist nur ein Modell. Er ist glücklich in seiner Trance, wenn auch die Welt sein Glück nicht begreifen kann. Erwacht er aus seinem Schlafwandeln, dann wächst sein Haß gegen das Weib, je weniger sie seinem Urbild entspricht. Und wenn er seinen Doppelgänger mordet, dann ist die Liebe aus, und der grenzenlose Haß bleibt allein übrig.

Der Schüler fuhr fort: Als der Darwinismus in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in dieWelt kam, stürzten die Äfflinge herbei; ihre goldene Zeit war angebrochen. Sie diktierten neue Gesetze für den Maßstab der Schönheit, nach denen eine neue Mode in Tracht und Schuhwerk geschaffen wurde. Die hellenische Welt, der Kanon der Antike, wurde abgeschafft und die Proportionen wurden von dem Verwandten Simia genommen. Apollo mußte nun Haare auf dem Körper haben, um Mann zu sein. Der Diskuswerfer mußte lange schmale Plattfüße haben. Der Scharrer durfte keine Waden haben, die das Familienzeichen des Ariers sind, sondern die Hosen mußten an der Stange flattern. Die Hand mußte ihre menschliche Breite verlieren und schmal wie eine Tatze werden mit langen Fingern (!). Die Arme mußten bis zum Knie reichen, damit man „gerade gehen und doch Blaubeeren pflücken“ konnte. Die Frauen legten Sitzwulst (Tournure) an, Fettsteiß, den Schwimmgürtel der Sirene. Das Rassenmal der Hottentottin wurde Schönheitszeichen. Mit einem Wort, Simia Lar und Pithecia Satanas wurden tonangebend. Der Mann verbarg seine Stirn unter dem Schopf des Hundes, entblößte den Hals und wurde wie ein Weib. Darauf folgte Tierschutz, und die Tiere begannen die Menschen zu unterdrücken. Der Pferdebesitzer kam ins Gefängnis, weil er sich von einem Vierfüßler nicht peinigen lassen wollte; und der Hundebesitzer opferte Freund, Weib und Kind für sein unreines Tier. Das war die Zeit, die von dem simischen Pindaros eingeweiht wurde. Der sang neue Lieder von Orpheus und Helena, die gestohlen und travestiert waren. Die Kultur des Abendlandes war bedroht, der Greuel der Verwüstung saß auf Zions Hochaltar. Die große Babylonische kuppelte mit dem wilden Tier. Dann aber kam der Krieg von 1870 und reinigte die Luft.

TIERLAUTE, ERKLÄRLICHE

Der Schüler:

In Haeckels Natürlicher Schöpfungsgeschichte handelt ein Absatz über zurückgehende Entwicklung: die Muschel soll eine zurückgegangene Schnecke sein. Das gibt einem ja Anlaß zu fragen, ob sich nicht auch andere und höhere Tiere zurückentwickelt haben. Die Seehunde scheinen alle Landtiere zu wiederholen und können Landtiere sein, die sich dem Wasser angepaßt haben. Ihre Laute deuten wenigstens dergleichen an. Seebären brüllen wie Kühe; im Kampf brummen sie wie Bären; nach dem Sieg piepen sie; aber besiegt, miauen sie wie Katze oder Otter. Seehunde bellen wie Hunde; jüngere miauen. Das Walroß brüllt wie ein Ochse und schnarcht im Schlaf. Der glatte Seelöwe heult wie ein Löwe, brüllt wie der Ochse, grunzt wie das Schwein. Junge blöken wie Kälber oder mähen wie Lämmer. „Der Meeresotter bildet den Übergang zu den Robben. Die Hinterfüße sind gerade wie bei der Robbe und mit einer Haut versehen, welche die äußere Seite der Zehen einfaßt, wie bei den Gänsen.“ Der Fischotter pfeift zur Paarungszeit wie der Mensch. Der Tapir pfeift auch. Der Bär hat einen keilförmigen Kopf und frißt alles, wie das Schwein, kann auch grunzen.

TIERLAUTE, UNERKLÄRLICHE

Der Schüler:

Hühner schreien zuweilen wie Schweine, wenn sie geschlachtet werden. Hühnerlaute klingen zuweilen, als kämen sie von Gänsen. Eider gackern zuweilen wie Hühner: ko-ko-ko-ko. Die Möwe des Meeres läßt zuweilen der Hühner gack-gack-gack-gack ertönen. Die Jungen von Krähen quaken wie Frösche. Hundegebell klingt aus der Ferne oft wie das hurrah, hurrah, hurrah der Krähen. Wenn sich Katzen streiten, erinnert der Schrei an den des erwachsenen Holzschreiers: hä-hä-hä-hä. Die Locktöne der Katzen gleichen dem Jammer kleiner Kinder, und ihr Gesang erinnert an Sopran. Die Waldtaube ruft wie ein Sterbender oder ein Weib im Kindbett. Eine von den kleinen Möwen schluckt: hick! hick!, wahrscheinlich, weil sie zuviel gegessen. Ratten piepen wie junge Vögel. Kleine Affenarten zwitschern wie Vögel. Die kurzohrige Eule meckert. Die Heerschnepfe wiehert nicht, sondern meckert wie eine Ziege. Das Bleßhuhn bellt oft wie ein Hund. Der Turmfalk sagt kli-kli-kli, aber er kann auch pfeifen wie der Tapir und der Otter.

VENUS MILO GEGEN JULIA PASTRANA

Der Schüler nahm das Wort:

Ja, ich erinnere mich, damals zu meiner Schande, jetzt zu meiner Ehre, wie ein Äfflingskünstler, der meine Büste machen wollte, erstaunt war, daß ich keine Haare auf dem Körper hatte; er glaubte, ich sei kein Mann, weil ich verhältnismäßig kleine Hände und Füße hatte, auch Waden besaß. Meine Mutter hatte mich einst als wohlgeformtes Kind in der Zeitung angezeigt; sie war besonders darauf stolz, daß ich nicht behaart war wie Esau. Die Zeit war an uns vorbeigegangen, neue Ideale waren gefunden, und ich trauerte über meine glatte Haut. Wünschte mir einen Schweif und beneidete meinen Schwager, der Backentaschen mit Roßhaar hatte, die bis zu den Augen hinauf gingen; auch hatte er keine Waden und trug keine Manschetten, um das Fell zu zeigen. Ich erinnere mich an eine Frau, die hatte Ziegenhaare auf der Brust; die galt noch bis 1890 als Übermenschin, als sie anfing, sich die Beine zu rasieren. Die wir Julia Pastrana für Geld gesehen haben, konnten in diese neuen Ideale nicht hineinwachsen, hießen darum konservative und knechtische Lümmel. Aber bei der neuen Geschlechtswahl zeigte sich auch, welches Ideal das Weib hatte. Das war jetzt nicht mehr der Leutnant, der Künstler, der Dichter, der Arzt, die Zukunft und Heim zu bieten hatten, sondern es war der Schlächterbursche (Toreador), der Gardist, der Straßenbahnschaffner, der Schutzmann sogar, schließlich der Briefträger. Mit einem Wort: die Zeit der Herren und der Intelligenz war aus; die Zeit des Knechtes war da. Da kam Nietzsche! Und die Nora der Äfflinge mußte abdanken.

Venus Milo gewann über Julia Pastrana.

DIE NORA DER ÄFFLINGE

Der Schüler fuhr fort:

Nora wurde das Urbild des Pavianweibes. Sie stiehlt wie ein Pavian; schmaust heimlich Naschwerk wie eine Apinja; lügt sich los; borgt mit dem Strumpf als Köder; tanzt Cancan mit erstickten Tränen. (L'art d'être martyre). Diese schnellen Übergänge, diese Bogensprünge in den Gefühlen, diese Manöver mit den Augen, während die Hand in der Tasche des syphilitischen Doktors arbeitet; die Treulosigkeit, die Heuchelei, der falsche Wechsel; dieses Durcheinander von frecher Betrügerei, duckmäuseriger Genußsucht, die sich unter nicht vorhandenem Mitleid verbirgt; die Kunst, einen Mann zu erniedrigen, um ihn zu verachten; herabziehen, besudeln, beschuldigen; herrschen, ohne zur Herrscherin geboren zu sein; hin und her, ohne Halt und Rückgrat; Dummheiten als Genialitäten auftischen; ohne Sinn für ein Heim, sondern nur für ein augenblickliches Nachtlager; ohne Gefühl für Kinder, sondern nur für Verbindungen — das ist das Affenweibchen. Darum wurde Nora das Ideal der Äfflinge. Sie fühlten es, daß sie von ihrer Rasse ist. Darum weideten sie sich an dem Anblick, wie sie den „guten blonden Mann" erniedrigt, dessen Güte sie für Dummheit hielten. Als Nora alles verläßt, nachdem sie alles durcheinander gebracht hat wie ein Affe, der im Nähkorb aufräumt, da jubeln und weinen sie aus Sympathie für die Urböse. Wohin geht Nora? Auf die Straße natürlich. Aus dem Heim auf die Straße geht der Weg! Was tut Nora? Paart sich natürlich; frei, ungezwungen, vorurteilsfrei wie in der Menagerie.

VOGELFLUG

Der Schüler:

Ein Gelehrter schrieb vor zehn Jahren ein dickes Buch über den Flug des Vogels. Er blieb dabei stehen, daß der Vogelflug nach den bekannten Gesetzen der Physik unerklärlich, also ein Wunder oder ein Geheimnis sei. Ich sah, wie ein Fischadler von einer Krähe verfolgt wurde. Hoch oben in der Luft wandte sich der Adler auf den Rücken, „schwamm auf dem Rücken", und hieb mit den Klauen aufwärts nach der Krähe. Das war unerklärlich. Ein Hühnerhabicht hat den Raub in der einen Klaue, wirft sich auf den Rücken und haut mit der freien Klaue in die Höhe nach der Krähe, und zwar ohne von der Höhe zu sinken. Auch wenn der Vogel ein Luftschiff ist und warme Luft in seinen Säcken hat, verdünnte Luft in jeder einzigen Feder austreibt, so ist das keine völlig genügende Erklärung. Sieh, wie sich eine fette Ente vom Wasser erhebt und mit ihren allzu kleinen Flügeln wie ein Pfeil dahin schießt, und denk an eine Flugmaschine mit ebenso großem und schwerem Körper und so kleinen Flügeln, dann ist die Unmöglichkeit augenscheinlich. Ein toter Vogel ist immer so unerwartet schwer in der Hand. Der Gedanke hält den lebenden Vogel für leichter; darum erstaunt man über die Schwere, die sich mit dem Tode eingefunden hat. Wenn man einen lebenden Vogel wiegt und das Gewicht dann mit dem des toten vergleicht, vielleicht findet man eine Differenz. Die Theosophen nennen es Levitation, wenn der Wille unter gewissen Verhältnissen der Schwerkraft entgegen wirkt. Vielleicht ist es das!

Der Schüler:

Die ganze berühmte Entwicklungslehre geht insgeheim darauf aus, daß sich die Schöpfung von selbst geschaffen habe und nicht von einem Gott gemacht ist. Nun war es nichts Neues, daß das Werk der Schöpfung nacheinander vor sich gegangen ist; es steht ja schon im ersten Kapitel der Genesis, daß es nacheinander geschah. Und daß Rom nicht an einem Tag erbaut ist, hat Krethi und Plethi immer gewußt. Ich las in diesen Tagen in einer Eilehre (Oologie), daß die Eier aller Vögel anfangs weiß gewesen seien (wie weiß er das?), als sie auf Dunghaufen wie die Eier der Schlangen gelegt wurden. Als die Vögel im Freien zu bauen anfingen, verfielen sie darauf, ihre Eier bunt anzumalen, damit sie unter Laub und Zweigen nicht zu sehen wären. Angenommen (was unsinnig ist!) die Vögel können färben, so fragt man: wie begannen sie die Malereien zu fixieren, denn die sind beständig. Und wie machen sie es, um mit Blutpigment das Ei in der Gebärmutter zu färben. Das weiß man nicht, aber das behauptet man! Nun kann man ebenso gut beweisen, daß ein bewußter Schöpfer die Arten hat schaffen lassen und dabei wie der Bildhauer mit den Skizzen angefangen hat. Aber der Schöpfer suchte nicht bloß Nutzen sondern auch Schönheit, denn er war auch Künstler. Die Schönheit der Blumen ist keine Fliegenfalle, die Flügel des Schmetterlings sind nicht die eines Lockvogels, die Windungen und Farben der Schnecke kein Aphrodisiacum, sondern das Schöne ist um seiner selbst willen schön. Dies ist unbegreiflich für die Wissenschaft, die nie das Schöne sieht, sondern nur den Nutzen. Mit einem Wort: es sind die Philister der Wissenschaft, welche die Wissenschaft erniedrigt haben.

Der Lehrer fuhr fort: Die ganze herrschende Chemie ist ein exoterischer gewöhnlicher Kompromiß. Da die höher entwickelte organische Chemie so einfach mit den vier Stoffen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff auskommt, müßte doch die anorganische Chemie mit noch einfacheren Mitteln auskommen. Und wenn die organische Chemie sich so entwickelt hat, daß sie die alten empirischen Formeln in Konstitutionsformeln aufgelöst, müßte doch die anorganische Chemie dasselbe tun. Mag Wasserstoff Wasserstoff sein oder 1 und Kohlenstoff 12 oder 12 Wasserstoff sein; mag Sauerstoff 8 oder 16 sein, aber mit zwei Polaritäten, da Sauerstoff nicht sauer ist und nicht alkalisch, aber doch sowohl Säuren wie Alkalien bilden kann. (Ritter meinte 1801, Sauerstoff sei Wasser mit negativer Elektrizität; Wasserstoff Wasser mit positiver Elektrizität.) Aber der Stickstoff muß in seine Konstitutionsformel aufgelöst werden; die kann jedoch wechseln von CH^2 (CH^3) bis OC. Man trennt jetzt in der organischen Chemie CO das Kohlenoxyd und CO das Carbonyl, das ein Radikal ist. Dieses CO = 28 kann Stickstoff N^2 = 28 sein, da beide genau das gleiche eigentliche Gewicht haben:

$$CO = 0{,}96978 = 28, \quad N = 0{,}96978 = 28$$

Aber es braucht nicht identisch zu sein, sondern könnte mit OC bezeichnet werden, um eine molekulare Umlagerung anzudeuten. Berzelius gab an, Stickstoff enthalte 55,68% Sauerstoff und 44,32% Nitricum. Das stimmt ungefähr, wenn Nitricum, das nicht isoliert werden kann, ein Kohlenstoff ist. Und Berzelius nahm das nie zurück, obwohl er den Kompromiß, Stickstoff als ein nicht zusammengesetztes Radikal zu betrachten, mitmachte.

Der Lehrer fuhr fort: Viele Umstände sprechen dafür, daß OC die Formel des Stickstoffs ist. CO tritt nämlich in der organischen Chemie als Radikal in der Ketongruppe auf, die neben der Karbonylgruppe CO.OH den Übergang zu den Cyanverbindungen bildet, bei denen der Stickstoff hervortritt. Daß Stickstoff sich auch unter andern Verhältnissen aus einem Kohlenstoff und einem Wasserstoff konstituieren kann, als CH^2 (CH^3), geht aus der organischen Chemie hervor. Da ist Pyridin und Chinolin ähnlich zusammengesetzt wie Benzol, Naphtalin und andere, aber mit Stickstoff an Stelle eines oder mehrerer CH. Dieses CH^2, das in freiem Zustand nicht bekannt ist, spielt eine große Rolle in den übereinstimmenden Reihen von Methan und Äthylen. Da geschieht die Steigung mit diesem CH^2, das sich bei jedem Freimachungsversuch polymerisiert. Am deutlichsten zeigt sich der Übergang dieses Kohlenwasserstoffs in Stickstoff bei der trockenen Destillation von Steinkohlenteer. Zwischen 80°—115° geht zuerst Benzol ab C^6H^6, dann Toluol C^7H^8. Zwischen 115°—200° werden Kohlenwasserstoffe destilliert, die mit steigender Temperatur ihre Molekulargewichte sogar bis zum Naphtalin $C^{10}H^8$ (bei 215°—230°) und Anthracen $C^{14}H^{10}$ (bei 290°—320°) erhöhen. Aber vorher hat sich das sauerstoffhaltige Phenol gezeigt. Nach dem kommen die stickstoffhaltigen mit Anilin an der Spitze. Dieses Anilin $C^6H^5NH^2$ ist das Amid des Toluols, und in dem $C^6H^5 . CH^3$ des Toluols erscheint bereits der Stickstoff als CH^3 in nuce. Anilin hat dasselbe Molekulargewicht wie Toluol, aber CH^3 ist heraus und zu N verwandelt, das mit einem H^2 bildet NH^2:

$$\text{Toluol} = C^6 H^5 . CH^3 = 92,$$
$$\text{Anilin} = C^6 H^5 . NH^2 = 93.$$

DIE AHNEN DER KOHLE

Der Lehrer fuhr fort: Wenn die Steinkohlen ausschließlich aus Pflanzenresten entstanden wären, würden sie ja nicht stickstoffhaltig sein, denn Holz ergibt nicht Stickstoff bei trockener Destillation. Der Stickstoff in der Steinkohle muß daher bei der Destillation entweder aus OC oder CH^3 gebildet werden. Übrigens hält man die Steinkohle für eruptiven Asphalt, in den Pflanzenreste eingeschlämmt wurden unter Umständen, die wir nicht kennen. Dieser Asphalt scheint eine Art Urstoff zu sein, denn er enthält die ganze Schöpfung C, H, O, N, S, Ph und alle Metalle, sogar Gold. Die Steinkohlen sind ebensowenig organischen Ursprungs wie das Petroleum, und den Kohlenstoff in ihnen braucht man nicht aus organischem Leben herzuleiten. Das erste Auftreten des Kohlenstoffs im Urberg ist der des Graphitgneises. Dieser Graphit verwandelt sich auf der nächsten Stufe in das Eisen des Gneises. Beide scheinen aus Silicium entstanden zu sein, dessen Atomgewicht von Berzelius mit 22,22 bezeichnet wurde; das ist zwei Male des Kohlenstoffs 11, . .; das ist das 11 des Bors. Kohlenstoff, Silicium und Bor sind allotrope Zustände desselben Elements; Borsäure, Kieselsäure, Kohlensäure ist beinahe dieselbe Sache. Die Pflanzen scheinen Silicium in Kohlenstoff zu verwandeln, von dem sie leben; ebenso scheinen sie auch, bei Wasserkultur, den Wasserstoff in Kohlenstoff zu verwandeln. Die früher den Bergkristall versteinertes Wasser nannten, haben vielleicht recht, da der Wasserstoff des Wassers zuerst Kohlenstoff wurde und dann Silicium. Das Auftreten der Borsäure ist noch Geheimnis, denn sie findet sich nicht im Urberg, kann aber bei Vulkanen und Fumarolen als verwandelte Kohlensäure oder Kieselsäure erklärt werden.

TAUTOMERIEN, GLEICH ABER UNGLEICH

Der Lehrer fuhr fort: Diese Verwandlungen des Kohlenstoffs sind ja nicht merkwürdiger als die bekannten in Holzkohle, Graphit und Diamant. Und die Angabe, daß Kohlenstoff nicht gasförmig oder flüssig werden kann, ist ja unrichtig; in der Kohlensäure ist er ja gasförmig und im Petroleum ist er flüssig. Wahrscheinlich ist, daß er sich in der Hitze zu Wasserstoff auflöst; daß er in der Kohlensäure in Wasserstofform ist, um sich dann wieder in Kohlenstoff zu verdichten. Und in Petroleum oder andern flüssigen Kohlenwasserstoffen befindet sich wohl Kohlenstoff als Wasserstoff mit Sauerstoff zu einer Art Wasser verbunden. Alkohol ist ja ein Feuerwasser, das mit $C^2 H^5 (OH)$ oder C^2H^6O bezeichnet wird; diese Formel kann umgeschrieben werden in $H^{24} H^6 O$ = ——$H^{28} (H^2O)$. Oder wenn ein H^{16} ist O, kann die Gleichung geputzt werden zu: Alkohol = $H^5 (H^2O)^2 H^5$. Das ist ein Wasser, überladen mit Wasserstoff und darum brennend. Und wenn die Alkoholflamme einen kalten Körper berußt, verdichtet sich ein Teil des überschüssigen Wasserstoffs zu Kohlenstoff. Als ich vorhin angab, Stickstoff sei ein OC, zum Unterschied von CO, dem Kohlenoxyd oder Carbonyl, hätte ich diese Vermutung durch Analogie begründen müssen. Es gibt sog. tautomere Verbindungen, denen eine innere Beweglichkeit zwischen gewissen Atomen im Molekül eigen ist, die also aufeinander reagieren können, bald mit einer Konstitutionsformel, bald mit einer andern. „So ist der Fall mit Cyanwasserstoff; der wirkt bald als HCN, bald als HNC; im letzten Fall ist das Stickstoffatom an den Wasserstoff gebunden.“ OC und CO sind wohl tautomer, und OC kann als Stickstoff wirken, in dem C eine andere Natur hat als in CO.

Also gleich, aber ungleich!

CHLOR EIN UNGESÄTTIGTES WASSERSTOFFOXYD

Der Lehrer fuhr fort:

Lavoisier, der Entdecker des Sauerstoffs, blieb bis an seinen Tod dabei, daß die Salzsäure auch aus Sauerstoff besteht. Berzelius zeigte, daß Chlor Sauerstoff enthält. Schließlich aber, der Bequemlichkeit wegen, bezeichnete man Chlor als Radikal oder Element; wie Cyan Cy blieb, obwohl man wußte, daß es CN ist. Wenn man nun nachsieht, wie Chlor dargestellt wird, so sagt das neueste Lehrbuch, Chlor wird im allgemeinen freigemacht durch Oxydation des Wasserstoffes des Chlorwasserstoffs; dabei bildet sich Wasser und freies Chlor. Hier steht ja deutlich, wie sich Chlor bildet, wenn man auch freimachen schreibt: der Wasserstoff wird oxydiert. Dann könnte die Konstitutionsformel des Chlors sein: $OH \,.\, OH^2 = O^2H^3 = 35$. Und die Salzsäure $OH^2 \,.\, OH^2 = 2\,H^2O$ oder ein doppeltes Wasser. (Das erklärt übrigens den Chlorgehalt des Meereswassers.) Alle Chlorüre oder Chloride sind also eine Art Oxydhydrate. Das geht aus ihrer Schmelzbarkeit hervor. Die Hydroxyle scheinen ausgebrochene Chloräquivalente zu sein; das Konstitutionswasser in den Salzen ebenfalls ausgebrochene HO. Aber alles gefrorene Wasser ist ammoniakhaltig und scheint ein tautomeres $OH = 17 = NH^3$ zu sein. Chlor kann man also als ein doppeltes Ammoniakradikal betrachten, dessen Eigentümlichkeiten es besitzt. Diese treten hervor in dem Azoimid N^2NH oder reduziert OC. NC. OH; das entspricht einer Haloidsäure, also zum Beispiel der Salzsäure. Chlor, $OH \,.\, OH^2$ gezeichnet, erweist sich als eine ungesättigte Wasserstoffverbindung. Daraus könnte man sein Verlangen nach Wasserstoff erklären. Kaustisches Ammoniak löst sich in NH^4 und OH auf; dabei offenbart sich OH.

JOD EIN 7-KONDENSIERTES H^2O

Der Lehrer fuhr fort: Da nun Chlor so ist, wie soll Jod inwendig aussehen? Jod findet sich nicht im Meereswasser, ebensowenig wie Chlor, sondern entsteht oder bildet sich bei der Extraktion oder Destillation. Wenn Chlor aus $OH \cdot OH^2$ besteht, so ist es ein Hydroxyl und ein Wasser. Entstanden durch Spaltung und Verdichtung. Aber das Meereswasser riecht nicht nach Chlor, sondern nach Chlorwasserstoff; der ist 2 Wasser oder $OH^2 \cdot OH^2$. Wir wollen nun nachsehen, ob Jod ein höherer Konzentrationsgrad von Wasser ist. Ich nehme 7-kondensiert an und mache das wahrscheinlich durch diesen Beweis. Tangasche enthält noch nicht Jod, nachdem Soda ausgezogen ist. Aber Mutterlauge enthält schwefligsaures Natron, unterschwefligsaures Natron, schwefelsaure Magnesia und phosphorsaure Magnesia. Jetzt fügt man Eisenvitriol (und Kupfervitriol) hinzu. Jetzt erst wird die Mutterlauge beachtet:

$$Na^2\ SO^3 + 7\,H^2O =$$
$$Mg\ SO^4 + 7\,H^2O =$$
$$Mg\,KPO^4 + 7\,H^2O =$$

Dann das Eisenvitriol und Kupfervitriol, wenn es Doppelsalz mit den Salzen des Magnesiums bildet.

$$Fe\ SO^4 + 7\,H^2O =$$
$$Cu\,SO^4 + 7\,H^2O\ \ldots\ Mg\,x.$$

Dieses vier Male wiederkehrende $7\,H^2O$ hat das Molekulargewicht 126. Das ist das Atomgewicht des Jods. Deutet das nicht auf meine aufgestellte Voraussetzung? Aber es gibt auch einige andere Zahlen, die noch weiter zeigen; nämlich andeuten, daß die ganze Materie ein und dieselbe ist, sich nur in Zahlen bewegt, die Verdichtungsstufen ausdrücken. Unterschwefligsaures Natron hat das Molekulargewicht 252 und schwefelsaure Magnesia 252; aber 252 ist das Molekül des Jods ($126 \times 2 = 252$).

Der Lehrer fuhr fort:

Aber die Jodsynthese war noch nicht fertig. Zur Fällung, die man Kupferjodür nennt und $Cu^2 J^2 = 379$ schreibt, soll Braunstein und Schwefelsäure gefügt werden. Nun bemerken wir erst Cu^2, das ist 126 oder das Äquivalent des Jods. Darauf bemerken wir $Cu^2 J^2$ mit 379; das ist 3 Jod; Jod ist 1-, 3-, 5- oder 7wertig; also haben wir hier in der Fällung ein 3wertiges Jod. Nun wird Mangansuperoxyd und Schwefelsäure hinzugefügt; dabei bildet sich zu allererst Manganoxydulsulfat $= Mn SO^4, 7 H^2O$. Da ist wieder $7 H^2O$ mit 126, der Zahl des Jods. Wenn wir aber annehmen, Kupferjodür enthält Chlor, so kann $Mn Cl^2$ entstehen. Das hat auch die Zahl des wasserfreien Jods. Das Verfahren ist nicht so einfach, wie man geglaubt hat, und Extraktion ist eine sehr verwickelte Synthese. Was das Mangansuperoxyd da zu tun hat, weiß kein Mensch; aber es pflegt zu oxydieren; und Berzelius hielt auch Jod für ein Superoxyd. Des Mangans inneren Zusammenhang mit Chlor hat man lange beobachtet in der Ähnlichkeit der Überchlorsäure mit der Übermangansäure. Und die violetten Farben des Jods sind die des Mangans. Erhitzt man Jod, erhält man denselben violetten Rauch, wie wenn man übermangansaures Kali und Schwefelsäure erhitzt. (Auch Indigo hat diese Eigenschaft, Purpurrauch zu geben.) Bereitet man Chlor, wird man auch Mangansuperoxyd (und Salzsäure) benutzen; und Berzelius hielt Chlor für ein Superoxyd. Brom ist nur das arithmetische Mittel zwischen Chlor und Jod.

Der Lehrer fuhr fort:

Aber ein Stoff kann sich auf mehrere Arten bilden, und Jod wird ja auch aus Natronsalpeter hergestellt. In Mutterlauge werden Dämpfe von Salpetersäure eingeführt; die Salpetersäure wird wohl Untersalpetersäure = NO^2 = 46. Mit diesen 46 steigt die übereinstimmende Reihe Chlor, Brom, Jod; die kann man dann so schreiben:

Chlor = O^2H^3 = 35
Brom = $O^2H^3 + NO^2$ = 80
Jod = $O^2H^3 + 2NO^2$ = 126

Die Darstellung des Jods ist also eine Synthese. Sie entsteht durch Fraktionierung. Erst geht Chlor ab, dann Chlorbrom, darauf Bromjod und zuletzt Jod; aber nur bei hundert Grad, denn über dieser Temperatur bildet sich kein Jod sondern Chlorjod. Jod scheint auch aus denselben Faktoren wie Phosphor entstehen zu können. Vierwertiger Phosphor ist 126; das war aber die Zahl des Jods. Wenn man Jodwasserstoff bereitet, nimmt man Jodphosphor und Wasser. Daß Phosphor dabei etwas abgibt, ist klar. Am Propfen der Jodwasserstoffflasche setzt sich auch Phosphor ab; den beachtet man aber nicht, sondern rechnet ihn zu den Verunreinigungen. Schließlich will ich nur diese Beobachtungen erwähnen, die ich bei meinen eigenen Versuchen gemacht habe. Grauer Schwefel und Jod geben Phosphor. Jodstärke, Berlinerblau, Indigo scheinen Tautomerien.

Der Lehrer fuhr fort:

Wie wir aus der Jodsynthese gesehen haben, bewegt sich der ganze geheimnisvolle Verlauf in Zahlen; es scheint also gleichgültig zu sein, welchen Stoff man behandelt. Das ist das, was Kant Dynamide nannte; heute tauchen sie auf unter dem Namen Elektronen. Ein schönes Beispiel der Bewegungen dieser Zahlen bietet die Extraktion des Goldes aus Schwefelkies $Fe S^2$. Beim ersten Rösten bildet sich $Fe^7 S^8$, und in $Fe^7 = 392$ erscheint das Molekül des Goldes, das $392 = 196 \times 2$ ist. Darauf wird Braunstein und Salzsäure hinzugefügt; das gibt $Mn Cl^2 + 3H^2O = 196$; das ist das Atom des Goldes. Aber dort bildet sich ja auch $Fe Cl^2 + 4 H^2O$, das auch 196 ist. Dann schlägt sich das Gold aus Eisenvitriol nieder, das „sulfate ferrique" wird, $Fe^2O^3. S^3O^3$ mit dem Gewicht 196. Wird Schwefelkies ausgeröstet, so entsteht $Fe^3 O^4 = 232$; das ist die Zahl des Chlorgoldes: $Au\ Cl = 232$. Im Faluverfahren, wo der Kies sowohl Kupfer wie Eisen enthält, wird der erst chloriert; dann bildet sich Kupferchlorür $Cu^2 Cl^2 = 196$; das ist ja das Atom des Goldes; und auch Eisenchlorür mit 196. Betrachtet man das Lösungsmittel des Goldes, das Königswasser, so sieht man die Salzsäure mit 36 und die Salpetersäure mit 63 die Zahl 99 geben: das ist das alte Äquivalent des Goldes (Berzelius). Das beste Fällungsmittel des Goldes aus den Chlorverbindungen ist die Oxalsäure mit der Zahl 126, die mit einem Chlormolekül 70 die Zahl des Goldes 196 gibt. Alles, was die Zahl 196 (392) gibt, scheint Gold zu bilden. 14 Kiesel ist 196, 7 Eisen ist 196; das Quadrat des Stickstoffs, 14×14, ist 196. Zahlen und Eigenschaften!

Neue Zahlen, neue Eigenschaften!

DAS KANN MAN AUCH TUN

Der Schüler:

Novalis, der Dichter, der Mathematiker war, schrieb einst: „Das Höchste und Reinste ist das Gewöhnlichste und Faßlichste. Darum ist die elementare Geometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwerer und verwickelter eine Wissenschaft ist, desto unreiner ist sie.“ Ich habe mich immer gewundert, daß die Quadratur des Kreises unlösbar sein soll, da das Handbuch für Ingenieure die Formel angibt, mit der man eine Kreisfläche quadrieren kann. Auch habe ich mir gedacht, daß man dasselbe Problem mit dem zwölften Buch des Euklid vom Zylinder lösen kann. Dessen Mantel ist nämlich ein rechtwinkliges Parallelogramm, dessen Basis gleich dem Umkreis der Zylinderbasis ist, der eine Kreisfläche ist. Da nun ein bestimmtes Verhältnis zwischen Mantel (Rechteck) und Kreis besteht, kann ich doch das Rechteck auf ein Quadrat reduzieren und das Verhältnis der Kreisfläche zu diesem Quadrat berechnen. Schulknaben pflegen vorzuschlagen, daß man den Mantel des Zylinders ausrollt, ihn in vier gleiche Teile teilt und daraus ein Quadrat bildet. Das ist sowohl praktisch wie unfehlbar, gilt aber nicht für wissenschaftlich. Die Teilung des Winkels in drei gleiche Teile habe ich von einem untergeordneten Zollbeamten mit dem Gradmesser lösen sehen. Und das Problem ist in jedem regulären Fünfeck gelöst, dessen Diagonalen die Winkel in drei gleich große Teile teilen. Sonst habe ich daran gedacht: da der Sinus eines Winkels im bestimmten Verhältnis zum Winkel steht, könnte man den Winkel dreiteilen, indem man den Sinus dreiteilt. Der Gradmesser ist am sichersten, aber er ist sicher zu einfach!

Der Lehrer fuhr fort: Aber es gibt eine andere Kraft als die chemische Verwandtschaft, die wenig erforscht ist. Das ist die katalytische oder Kontaktwirkung, die jedoch nach bestimmten Zahlenverhältnissen geschieht. Der Kohlenstoff „absorbiert" nämlich 64 Volumen Schwefelsäure; und SO^2 ist 64. Von Stickstoffmonoxyd 45 Volumen, und N^2OH ist 45. Von Stickstoff 7 Volumen, und das alte Äquivalent des Stickstoffs ist 7. Von Aethylen CH^2 ($C^2 H^4$) auch 7 Volumen; CH^2 ist 14 als Atom des Stickstoffs. Bei andern Absorptionen scheinen chemische Verwandlungen nach noch unbekannten Gesetzen stattzufinden. Aus Schwefelwasserstoff nimmt der Kohlenstoff 55; das kann Cyanethyl sein; aus Kohlensäure 35; das kann Chlor sein. Die Reaktion kann hier umkehrbar sein: zuerst wird der Schwefelwasserstoff in Kohlenstoff Cyanäthyl, das bei der Analyse wieder Schwefelwasserstoff wird. Bei Darstellung von Sauerstoffgas mit chlorsauerm Kali pflegt man Kupferoxyd zuzusetzen, das eine katalytische Wirkung hatte, denn es änderte während des Verfahrens seine Konstitution nicht. Aber nach der Entdeckung der Dissociation und der umkehrbaren Reaktionen könnte man sich denken, Kupferoxyd gebe Sauerstoft in erster Instanz ab und nehme dann wieder Sauerstoff zurück, um aus dem chlorsauerm Kali rekonstruiert zu werden. Anders wird die Sache, wenn Sauerstoff aus Chlorkalk dargestellt wird. Kalk hat ja so wenig Sauerstoff, daß man gezwungen ist, ans Chlor als Sauerstoffquelle zu denken. Chlor $= O^2 H^2$, ein Superoxyd, das Sauerstoff in nennenswerter Menge abgeben kann. Ginge man beim Messen und Wiegen richtig zuwege, könnte sich die Konstitution des Chlors vielleicht als $O^2 H^3$ erweisen.

Der Lehrer fuhr fort: Neuere Chemiker, die über die chemische Kraft nachdachten, haben gefunden, sie gleiche der Wärme. Gleichen tut sie ihr wohl nicht, aber sie steht im intimsten Zusammenhang mit ihr. Die 100° des Quecksilberthermometers sind wohl durch Intuition gefunden; denn das Äquivalent des Quecksilbers ist 100 (Atom 200); bei 100° kocht das Wasser, wird vielleicht dissoziiert. Viele chemische Reaktionen geschehen bei 100° oder im Sonnenlicht, wie sich dann Chlor und Wasserstoff verbinden oder gewisse Salze zersetzen. (Sonnenlicht und 100° müssen für künftigen Bedarf notiert werden; damit ist vielleicht die Temperatur der Sonne zu berechnen.) Da Quecksilber bei einem Grad sich ein Hundertstel ausdehnt, so sinkt ja sein eigentliches Gewicht um ein Hundertstel und damit sein Verbindungsgewicht oder seine Verwandtschaft. Das ist eine Tatsache, die man nicht beachtet hat. Daß man Atomgewichte (Molekular-) auf dem Thermometer lesen kann, beweist dieser Versuch, den ich selber angestellt habe. Eisen wurde von kalter Schwefelsäure nicht angegriffen; als aber beide erwärmt wurden, trat bei 56° Reaktion ein; und Fe = 56. Silber wurde von Schwefelsäure erst bei 106° angegriffen; und Ag = 106. Kupfer wurde erst bei 128° von Schwefelsäure angegriffen; und Cu^2 = 128 (Cu = 64). Zinn löste sich in Schwefelsäure bei 118° auf; und Sn = 118. Gold löste sich in Schwefelsäure mit etwas Salpetersäure bei 197°, und Au = 197 (196). Nun lehrt die Chemie, die Beständigkeit der Verbindungen verändert sich mit steigender Temperatur. Also haben wir ein Recht zu glauben, das Eisen dissoziiert sich bei 56° in Salpetersäure, oder wird geradezu in seine Bestandteile $(C^2H^4)^2$ zerlegt, bildet ein tautomeres Aethylnitrat oder Butylnitrat = $C^4 H^8NO^3 = H^8C^4NO^3$, um eine Verwechslung zu vermeiden.

Der Lehrer fuhr fort:

Die Siede- oder Schmelzpunkte vieler Stoffe fallen mit dem Atomgewicht zusammen. Aber nicht bei allen Stoffen. Im letzten Fall scheint der Körper bei der Temperatur des Siede- oder Schmelzpunktes ein anderer Stoff zu sein. Das müßte man ermitteln. Einige Beispiele aus der Menge: Benzoesäure: Schmelzpunkt 122° und Molekül 122. Acetylacetat: Siedepunkt 100° und Molekül 100. Zitronensäure 210 wird bei 174° Akonitsäure 174. Antimonzinnober bildet sich bei 60° und Antimon ist $60 \times 2 = 120$. Bei andern findet man den Siedepunkt durch das eigentliche Gewicht. Acetylendichlorid: Siedepunkt 59°, eigentliches Gewicht 1,18. Vinylisopropyl: Siedepunkt 33°, eigentliches Gewicht 0,66. Zuweilen variiert die Funktion. Hexylacetat: Siedepunkt 178°, eigentliches Gewicht 0,88. Bei Zinkæthyl mit dem Siedepunkt 118° erhält man diese Zahl aus dem eigentlichen Gewicht 1,18 nur durch Multiplikation mit 100. Cyanwasserstoff 27 siedet bei 26°. Jodwasserstoff 127 bei 127°. Quecksilberchlorid 265 schmilzt bei 265°. Silberperoxyd explodiert bei 108° und Ag ist 108. Zinn 118 (Molekül 236) schmilzt bei 236°. Manganoxydsulfat 280 verliert seine $7 H^2O$ bei 280°. Palladiumjodür 360 verliert sein Jod bei 360°. Wenn ein mangansaures Salz aus Manganchloryd $MuCl^2$ mit Kalkmilch dargestellt wird, so wird bis zu 55° erhitzte Luft eingeblasen. Der Chemiker, der durch Intuition diese 55°, das Atomgewicht des Mangans, gefunden, hat den Zusammenhang zwischen Wärmedynamid und chemischem Dynamid geahnt. Die Lehre von der Bildungswärme hat ihre Grenzen erweitert. Luft bei 55° bildet Mangan 55.

Sind das alles nur Zahlen?

DIE ATOMFORMEN IN DEN KRISTALLEN

Der Lehrer fuhr fort:

Aber neben den Zahlenverhältnissen existieren ja Raumverhältnisse, die sich in den Kristallformen und deren Zahlen ausdrücken. Kochsalz kristallisiert in Kuben, aber jedes Kristall besteht aus Kuben, die man sehen kann, soweit das Mikroskop reicht. Das gab die Anregung zu Hauys Backsteinlehre, nach der das Kochsalz aus Kuben in solcher Unendlichkeit aufgebaut ist, daß schließlich das Molekül oder Atom dieselbe Form haben muß. Dagegen erhob man mehrere Einwände; einer war, daß die Atome, die frei schweben, von leeren Räumen umgeben sein müssen. Da das aber nicht bewiesen werden kann, lassen wir den Einwand als leere Spekulation fallen. Daß die Stoffe einander durchdringen können, sehen wir, wenn wir achtgeben, wie die Natur zu Werke geht. Das Mineral Bleiglanz, das aus Schwefel und Blei besteht, hat die Kristallformen beider Bestandteile gekreuzt; der Bleiglanz zeigt also eine Kreuzung von den Oktaedern des Schwefels und den Kuben des Bleis. Haben wir da das Recht anzunehmen, daß die Moleküle oder Atome einander durchringen und kreuzen können? Die Antwort darauf liegt vielleicht in der geheimnisvollen Sprache der Schlagfiguren. Schlägt man mit einem Meißel auf die Seite des kubischen Kochsalzes, so bekomme ich einen vierstrahligen Stern. Mache ich denselben Versuch mit dem hexagonalen Quarz, bekomme ich einen sechsstrahligen Stern. Diese Figuren geben ja die Urform an, in welcher der Körper gebaut war. Und das Mikroskop bestätigt dieselbe Tatsache im Innern, so weit die Vergrößerung reicht. Vielleicht ist es die Form des Atoms, die wir im Kristall sehen? Die Natur arbeitet ja so einfach und folgerichtig auf allen Gebieten.

DIE DURCHDRINGBARKEIT DER ATOME

Der Lehrer fuhr fort:

Daß die Atome einander durchdringen können, wird nur begreiflich, wenn wir sie uns als kleine Teile denken; aber es gibt ja Dinge, die wir nicht begreifen können. So verstehen wir nicht, wie Bleiglanz ein neuer Körper geworden ist, der weder die Eigenschaften des Schwefels noch des Bleis hat. Deutlicher zeigt sich dies im Zinnober. Das ist ein wachs- oder harzähnlicher roter Farbstoff, der aus dem gelben Schwefel und dem flüssigen blauweißen Metall Quecksilber entstanden ist. Nehmen wir wieder an, Schwefel sei das Superoxyd eines Kohlenwasserstoffs mit der dreiwertigen Formel $(C^3 H^4)^2 = C^6 H^8 O^3$, die Professor Fittica in Marburg gegeben hat, und Quecksilber ein Kohlenwasserstoff $C^{16} H^8$ aus der Reihe Naphtalin, Anthracen, so würde Zinnober ein Analogon sein mit Chrysochinon, $C^{18} H^{10} O^2$ auch einem roten Farbstoff. Da würde der Prozeß verwickelter und zugleich erklärlicher. Dann aber könnte man auch aus dem Kristallographin die Konstitution der Elemente erforschen. Man hat gemeint, die Urform aller Dinge sei die Kugel. Im organischen Leben erscheint die Kugel als Blase. Wenn die Kugeln aufeinander drücken, entstehen Kristalle, wie die Zellen der Pflanzen Sechsecke werden und die der Bienenzelle ebenfalls. Der Kohlenstoff, das Abstrakte, der Urstoff des organischen Lebens ist sechswertig, hat sechs Angriffspunkte, und ist wohl sechs geworden. Denn sechs ist das Äquivalent des Kohlenstoffs und sechsatomig ist er in seinem höchsten Gehalt. Stärke, die nicht kristallisiert, scheint doch ancestrale Energien vom Kohlenstoff her zu bewahren, denn sie platzt in sechsseitige Pfeiler, wenn sie trocken wird, ganz wie der Basalt.

Der Lehrer sprach: Swedenborgs Lehre von den Korrespondenzen gab mir die Anregung zu einigen Vergleichen von Zahlenverhältnissen in der materiellen Welt. Dabei fand ich, daß eine wunderbare Übereinstimmung herrscht. Ich muß glauben, die ganze Schöpfung ist ausgerechnet; zuweilen in einer Art Chiffer ausgedrückt, indem die Zahlen umgestellt sind. So besteht unsere Erde aus 26% Land und 73% Wasser. Diese Zahlen finden sich, kommutiert, in der Zusammensetzung der Luft wieder: 76% Stickstoff und 23% Sauerstoff. Der höchste Berg ist 8000 Meter hoch und die größte Meerestiefe ist 8000 Meter. Aber in der genauen Zahl des Gaurisankars 88 . . findet sich das Wasser 88 (und 11) wieder. Die ganze Erdfläche besteht aus 5,6% Eisen, und das Verbindungsgewicht des Eisens ist 56. Aus 7,8% Aluminium, und die Zahl des dreiwertigen Aluminiums ist 3×26 oder 78. Aus 3,9% Calcium, und dessen Zahl ist 39. Aus 2,3% Natrium, und dessen Zahl ist 23. Aus 2,4% Magnesium, und dessen Zahl ist 24. Wenn nun das wichtige Kalium 2,4% ausmacht, dessen Zahl aber 39 oder 40 ist, so kann ich annehmen, daß es von den Geologen falsch berechnet ist. In den 760 mm des Barometers finde ich die 76 (und 23) der Luft wieder. Wenn das Wasser bei der Sündflut nur 15 Ellen oder 72 Fuß stieg, so entspricht das der Höhe des Wassers im Pumpstock oder Torricellis Röhre. (Vielleicht konnte das Wasser der Sündflut nicht höher steigen, da ein Vacuum oben entstand.) Der Orgelpfeife Ton von 15 Ellen ist der tiefste vernehmbare. Der höchste Berg der Erde ist 8000 Meter hoch, und der höchste Berg des Mondes ist 8000 Meter hoch.

Das kann man Korrespondenzen nennen!

Der Lehrer fuhr fort:

Das Verbindungsgewicht des Quecksilbers ist 99 und das Wasser kocht bei 99°. Die Länge des Pendels ist in Mitteleuropa 99; die Fallhöhe in der ersten Sekunde 99 (0), und der Stand des Barometers unter dem Wasser ist 99(0). Der Zusammenhang? fragst du? Den weiß ich nicht! Warum die normale Temperatur des menschlichen Körpers +37° ist, hat wohl seine entsprechenden Ursachen. Gips (im Knochen) hat eine höchste Lösbarkeit bei +37° für die Möglichkeit des Umsatzes oder der Auslösung. Fette erstarren im allgemeinen bei +37°. Albumin gerinnt bei 37×2°. Phosphor entzündet sich bei +40°. Bei 40° Fieber würde also die Auslösung verbrauchter Knochenstoffe aufhören; die Fette beginnen zu schmelzen und das ganze System fängt an zu phosphoreszieren. Und das tut es wohl auch. Aber das Gerinnen des Albumins scheint vorauszugehen und aufs Doppelte gesetzt zu sein. Würde es bei 37° gerinnen, wäre der Tod da. Aber der Mikrokosmos, der Mensch heißt, trägt auch eine kosmische Zahl im Spiegel der Seele, dem Auge. Die beiden Achsen, die von der Pupille durch (den gelben) Sehfleck und den Sehnerv gehen, schneiden sich unter 23° und 67°, ganz wie die Achse der Erde die Sonnenbahn unter 23° und 67° schneidet. Aber in diesen beiden Zahlen liegt ein großes Geheimnis verborgen, denn die Zahlen der Luft sind 23% und 76%. Die Bewegungen dieser Zahlen, mit deren Hilfe alles geschaffen ist, waren Pythagoras bekannt, und auch Israel, das einen Teil davon bewahrt hat in seiner Kabbala.

Der Lehrer fuhr fort: Aber in der Zahl der Planeten und den Verbindungsgewichten der Elemente ist der Rechenmeister so deutlich zu sehen, daß man ungewöhnlich unausgebildet sein muß, um zu glauben, die blinde Natur habe sich selber nach so feinen Berechnungen geschaffen. Zuerst die Planeten: Keplers Gesetze sind wohl richtig, hoffe ich, jetzt aber vielleicht zu einfach. Titius-Bodes Zahl zeigt die Planeten, als seien sie nach einer geometrischen Progression angelegt. Wenn die berechneten Bahnelemente nicht ganz stimmen, so deutet das entweder auf eine Unvollkommenheit in der Natur oder eine Verrechnung der Astronomen. Die exakten Zahlen, wie sie genannt werden und von den Astronomen ausgerechnet sind, zeigen, daß die Entfernungen der Planeten arithmetische Mittel von einander sind, wenn man die Erde ausnimmt. Vereinfacht ist es so: Merkur 5, Venus 10, Mars 20. Dann beginnt Jupiter eine neue Rechnung: Jupiter 7, Saturn 14, Uranus 28, Neptun 56 (45). In dieser Reihe ist kein Platz für die Erde, die ja bei dem Tanz dabei sein sollte. Die kleinen Planeten sind wirklich das Doppelte von Mars, nämlich 45. Die Erde könnte also ein Mond für die Sonne sein. Doch könnte die Erde das Doppelte vom Maximum des Merkur sein, also mit Venus ein Vielfaches des Merkur. Ein gewisser Zusammenhang existiert auch zwischen Erde und Venus, da beider Durchmesser 12000 ist, beider Umdrehung 24 (23) Stunden währt, beider Dichte 5,5 ist.

HIMMLISCHE ZAHLENLEHRE

Der Lehrer fuhrt fort: Daß Venus wie Merkur keinen Mond besitzt, scheint ein verdächtiger Umstand zu sein, der darauf hindeuten könnte, daß sie denselben Mond wie die Erde benutzen. Mit Bodes Zahl wird dagegen Venus das arithmetische Mittel von Merkur und Erde; Erde das Mittel von Mars und Merkur; Mars das Mittel von Planetoiden und Merkur; Planetoiden das Mittel von Jupiter und Merkur. Die Sache ist also nicht so einfach. Das war aber auch nicht zu erwarten. Ganz unbegreiflich ist, daß ich andere Resultate bekomme, wenn ich die Entfernungen der Planeten in geographischen Meilen ausdrücke und größte, kleinste und mittlere Entfernungen einführe. Die mittlere Entfernung des Merkur ist dann gleich der Hälfte der größten Entfernung der Venus. Die größte Entfernung der Venus ist das Doppelte der Entfernung des Merkur. Die kleinste Entfernung der Erde ist das Doppelte der größten Entfernung des Merkur oder das Dreifache der kleinsten Entfernung des Merkur. Die mittlere Entfernung des Mars ist das Doppelte von der größten der Venus. Die kleinste Entfernung der Planetoiden ist das Doppelte der größten der Erde. Aber die größte der Planetoiden ist das Doppelte der größten des Mars. Die größte des Jupiter ist das Doppelte der mittleren der Planetoiden. Die größte des Saturn ist das Doppelte der kleinsten des Jupiter. Die kleinste des Uranus ist das Doppelte der kleinsten des Saturn. Die größte des Neptun ist nicht das Doppelte der kleinsten des Uranus (378), sondern nur 307; das kann aber daher kommen, daß Neptun schlecht berechnet ist.

Jedenfalls bekam hier die Erde ihren Platz.

DIE ZAHLEN DES HIMMELS

Der Lehrer fuhr fort:

Es gibt aber auch eine andere Harmonie in den Zahlen der Planeten, und die meint wohl Pythagoras. Bodes Marsabstand 16 kann man harmonisch teilen, und da liegen Merkur mit 9, Venus mit 7 und die Erde mit 10 auf den harmonischen Punkten des Marsabstandes. Es gibt aber schließlich noch ein anderes Zahlenverhältnis, das weniger beachtet ist. Benutzt man Bodes Zahlen, so ist Mars das Quadrat des Merkur, Jupiter das der Venus, Saturn das der Erde, Uranus das des Mars, Neptun das der Planetoiden. Gibt es nun einen Planeten vor Merkur (und ich habe ihn die Sonnenscheibe passieren sehen, ich und viele andere), so kann man ihn berechnen. Gibt es einen hinter Merkur, so muß er das Quadrat des Jupiter haben, nämlich 2704 (Bode), muß ungefähr 597,529 Millionen Kilometer von der Sonne liegen. Ich will ihn Salvator nennen, um einmal den sichtbaren Himmel der Heiden christlich zu machen.

DIE ZAHLEN DER MATERIE

Der Lehrer fuhr fort:

Die ganze Materie scheint ein und dieselbe zu sein und nur mit Zahlen zu verfahren. Es sind die Verbindungsgewichte, die Äquivalente oder Atomgewichte, die bei den leichteren Kuben des eigentlichen Gewichts zu sein scheinen und bei den schwereren Quadrate. In gewissen Fällen sind sie identisch, in andern nicht. Oft scheint die chemische Kraft so direkt abhängig von der Wärme zu sein, daß man auf dem Thermometer das Verbindungsgewicht ablesen kann. So wird Goldchlorür dargestellt, wenn man Goldchlorid bis zu 237° erhitzt; 237 ist aber das Molekulargewicht des Goldes. Zinn schmilzt bei 236°; 236 aber ist das Molekulargewicht des Zinns (2 × 118). Silber wird nicht von kalter Schwefelsäure angegriffen; bis zu 106° erwärmt, löst die Schwefelsäure das Silber, dessen Atomgewicht 106 ist. Kupfer wird in derselben Säure bei 128° angegriffen; das Molekulargewicht des Kupfers aber ist 128 (2 × 64). Eisen löst sich in Salpetersäure 56°; 56 ist aber das Atomgewicht des Eisens. Zinn löst sich in Schwefelsäure bei 118°; 118 ist aber sein Atomgewicht. Usw. Berzelius bemerkt auch von Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff: „Wenn sie nicht Schwerkraft hätten, würden sie sich wie die gebundene Wärme verhalten; wir würden ihre Wirkungen sehen, aber... ihr Vorhandensein bloß für Formveränderungen in den Körpern halten, mit denen sie sich verbinden." Mit den Veränderungen der Zahlen kommen neue Eigenschaften, aber die Materie ist dieselbe, verwandelt durch Spaltung, Zusammensetzung, Teilung usw.

Wer aber hat die Zahlen gegeben?

Der Schüler:

Der Ring der Schriftsteller forderte fünf Kronen für den sechzehnseitigen mäßigen Bogen Übersetzung bei einer Auflage von eintausend Exemplaren. Unter der Voraussetzung, daß die Verleger diese Bedingungen anerkannt hatten, verkaufte ich ein Manuskript von zehn Bogen und erhielt fünf Kronen für den Bogen, zusammen fünfzig Kronen. Aber der Verleger druckte hunderttausend Exemplare. Bei meiner Nachfrage erklärte er, er habe fünfzig Kronen ein für alle Male gemeint. Als ich ausrechnete, wieviel ich nach dem Satz des Ringes hätte bekommen müssen, zeigte es sich, daß ich fünfhundert Kronen für den Bogen hätte bekommen müssen, in Wirklichkeit aber nur fünf Pfennige bekam. Wenn nun der Verleger mit dem Druck fortfuhr, würde ich wohl zuerst auf Null herunter kommen und dann auf die Minusseite, da ich ihn bezahlen mußte. Ich fragte einen Mathematiker, bei welcher Anzahl von gedruckten Exemplaren ich anfangen müßte, den Verleger für meine Arbeit zu bezahlen. Er sann lange nach und arbeitete mit der Differentialrechnung, da hier ja gleichartige Veränderungen bei variabeln Größen zu suchen waren. Schließlich rief er aus: Ich kann nicht glauben, daß du ihm etwas zahlen mußt, denn das hast du schon bei der ersten Auflage von hunderttausend Exemplaren getan; er bekam da von dir vier Kronen fünfundneunzig Pfennige für den Bogen. Daraus folgt wohl, daß ich schließlich das Honorar zurückgeben und bar bezahlen muß. Aber ich kann nicht mit imaginären Größen rechnen, mit $i^2 = 1$.

UND SIE BEWEGT SICH DOCH!

Der Lehrer fuhr fort: Es gibt einen furchtbaren Haken beim Kopernikanischen System. Die Erde soll nämlich eine Geschwindigkeit haben, die 75mal schneller ist als die einer Kanonenkugel. Das scheint Torheit zu sein. Die Astronomen gehen immer um diesen Stein des Anstoßes herum, indem sie von etwas anderm sprechen, nämlich von der Drehung um die Achse. Wir wollen aber einmal den Fuchs einfangen. Eine Kanonenkugel von gewöhnlicher Geschwindigkeit bildet zuerst einen leeren Raum hinter sich; dann wird sie heiß von der Reibung der Luft (nicht etwa von der Pulverladung). Welch leeren Raum würde nicht die Erde erzeugen, welche Temperatur würde sie nicht bei einer 75 Male größern Geschwindigkeit haben? Aber weiter: ein Ballon steigt von der Erdkugel auf bei dieser Geschwindigkeit und in diesem Wirbelwind, der herrschen muß. Die Atmosphäre folgt still beim Sturmwind und wir atmen im leeren Raum. Es ist Windstille auf dem Meer, das Wasser bewegt sich nicht, die Wolken behalten dieselbe Entfernung, der Rauch steigt gerade in die Höhe . . . Das ist sicher verrückt! Daß man auf einem Ozeandampfer Billard spielen kann, wird als Beweis gebraucht, daß die Erde sich drehen kann, ohne daß wir gestört werden. Wir und die Billardbälle haben nämlich dieselbe Geschwindigkeit wie der Dampfer. Aber hier kann das Billardspiel uns nicht überführen. Die Kanonenkugel läßt ihre Atmosphäre von Pulverrauch zurück, und sollten einige Würmchen auf ihr sitzen, so würden sie erstickt oder verbrannt werden. Es ist sicher verrückt! Galilei war nicht so unklug, als er zurücknahm. — Und sie bewegt sich doch! — Das können sie glauben, quia absurdum, aber an einen Gott können sie nicht glauben.

MÜNCHHAUSIADE

Der Schüler sprach:

Wahrhaftig, es muß ein Münchhausen sein, der auf einer Kanonenkugel reiten kann, die eine Geschwindigkeit von vierhundert Metern in der Sekunde hat. Unsere Astronomen aber lassen uns dreißigtausend Meter oder drei neue Meilen in der Sekunde reiten. Das widerspricht ihren eigenen physikalischen Gesetzen: wie sich geschleuderte Körper verhalten, wie sich die Gase durchdringen, wie die Flüssigkeiten die Gleichgewichtslage annehmen, wie sich der Pendel verhält. Am meisten aber widerspricht es ihrem Gesetz des Barometers, das die ganze Zeit unter Null stehen müßte, da dauernd ein Wirbelwind herrschen muß. Wenn man auch die mäßige Geschwindigkeit eines Zuges oder Dampfers ertragen kann, so hat schon ein Automobil gezeigt, daß es erstickend wirkt, wenn es das Maß überschreitet. Übrigens kann man wissenschaftlich beweisen, daß die Annahme, die Erde sause auf ihrer Bahn dahin, unsinnig ist, nämlich durch Wage, Pendel, Uhr und Barometer. Ich glaube, sogar das Billard beweist, daß wir auf festem Boden stehen, denn die Drehungsgeschwindigkeit des Balles steht im bestimmten Verhältnis zu seinem Lauf. Ich meine: je schneller er läuft, desto schneller dreht er sich, und umgekehrt. Die Erde aber dreht sich zu langsam im Verhältnis zur angenommenen Schnelligkeit ihres Laufes. Wenn der Ball seine Drehung verlangsamt, verlangsamt sich auch der Lauf, und der Ball bleibt liegen. Eine Formel des Verhältnisses kenne ich nicht, aber die Beziehung muß direkt sein: je größer, desto größer; je kleiner, desto kleiner.

Der Lehrer sprach: Credo quia absurdum, und sie bewegt sich doch!

WEISS NICHT!

Der Lehrer sprach: — Was glaubst du von den Sternen? Der Schüler antwortete: — Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Wissenschaft und Versuch lehrt, daß ein beleuchteter Gegenstand oder eine Lichtquelle, die man durch ein Fernrohr sieht, scheinbar vergrößert wird, nach einem gewissen Verhältnis zwischen den Linsen, das in der Formel a = F/f ausgedrückt ist. Betrachte ich nun einen Planeten mit bloßem Auge, sehe ich gewöhnlich nur ein Lichtbündel; komme ich aber mit dem Fernglas, sehe ich eine runde Scheibe. Richte ich dagegen das Fernglas auf einen Stern, so verkleinert er sich; wird immer kleiner, je stärker die Vergrößerung ist. Das widerspricht ja der Formel: Je stärker, desto größer. Die Sterne sind darum weder beleuchtete Körper noch Lichtquellen. Was sind sie denn? — Was antworten die Astronomen? — Das ist so dumm, daß ich mich schäme, es zu wiederholen. — Nur zu! — Sie antworten: Daß die Sterne im Fernglas kleiner werden, kommt von ihrer unendlichen Entfernung. — Das ist schrecklich, aber alles Gottlose wird dumm! Erstens sind die Sterne nicht so unendlich entfernt, da man einige Entfernungen gemessen hat. Zweitens sind sie in endlicher Entfernung, da mein Auge sie sieht. Nun aber kommt etwas anderes! Die Sterne werden runde Scheiben, wenn sie durch ein Fernglas photographiert werden. Das wird damit erklärt, daß die runden Gläser des Fernrohrs wiedergegeben werden. Wenn nun die Planeten auch runde Scheiben geben, wie weiß man, daß es dann nicht das runde Glas des Rohres ist? Oder, wenn man sie mit dem Auge sieht, die runden Pupillenblender oder Linsen des Auges? — Weiß nicht! — Also die Sterne sind, nach der Formel a = F/f, weder beleuchtete Gegenstände noch Lichtquellen: Was sind sie denn? — Weiß nicht.

Der Lehrer fuhr fort:

— Was kann das sein, das kleiner wird, je größer die Vergrößerung ist?

— Weiß nicht!

— Ich weiß es, habe aber kein Recht, aus Analogie zu schließen. Ich ließ Lichtstrahlen durch ein Loch in der Blendung des Fernrohres. Für das bloße Auge war da ein Lichtbesen. Als ich den aber mit einem Glas betrachtete, wurde der Besen kleiner, je nachdem sich die Vergrößerung vermehrte.

— Dann sind die Sterne also . . .

— Hat man nicht ein Recht, von der Erde auf den Himmel zu schließen?

— Etwas anderes. Sind die Sternbilder willkürlich von der Volksphantasie zusammengefaßt?

— Das scheinen sie nicht zu sein, da getrennte Völker zu getrennten Zeiten, ohne miteinander in Berührung zu stehen, den Großen Bären, Orion und die Plejaden wenigstens gesehen haben. Diese Konstellationen enthalten Peilungen auf der scheinbaren Kugel des Himmels. Vom großen Bären peile ich den Polarstern. Im Gürtel des Orion finde ich den Äquator des Himmels. Das sind zwei feste Punkte. Jetzt haben die Astronomen wenigstens erklärt, daß die Siebensterne ein System bilden.

— Was ist denn die Milchstraße?

— Wenn ich nicht weiß, was die Sterne sind, kann ich nicht wissen, was die Milchstraße ist. Die Phantasien der Gelehrten sind wertlos. Wenn ein Phantasieloser zu phantasieren anfängt, kommt immer Unsinn heraus. Da sind die Eingebungen und Ahnungen der Dichter viel besser, denn ihr Wahnsinn ist oft göttlich, wie Plato meint.

Der Lehrer fuhr fort:

— Es gibt aber doch ein Gesetz für die scheinbare Unordnung der Sterne. Teilt man sie nur in sechs Gruppen, nach der Lichtstärke, deren Differenz mit der Zahl 5,1 ausgedrückt wird, so erhält man die Anzahl in jeder folgenden Gruppe, wenn man die vorhergehende mit drei vervielfältigt. (Andere sagen 3,9.) Sie sind also nach den Gesetzen der Zahlen entstanden und stehen den Planeten ziemlich gleich, bilden wie diese eine Reihe. — Was sind denn Nebel? — Das weiß ich nicht! Einen einzigen habe ich beobachtet. Das ist eine bestimmte Figur im Orionnebel. Den kannst du selber finden und mit Schiaparellis Zeichnung des Merkur vergleichen; auch mit desselben Autors Zeichnungen vom Mars, ehe 1877 die „Kanäle“ gesehen wurden. Die Figuren, die sich auf drei so verschiedenen Stellen wiederfinden, sind identisch. Was sie bedeuten, weiß ich nicht, wenn nicht einen Zusammenhang in der Entstehungsart. — Und die Meteorsteine? — Von einem zersprungenen Kometen sind sie nicht. Kometen bestehen nicht aus geschmiedetem Eisen mit Nickel in Nielloarbeit. Denn sie sind aus Schmiedeeisen, nicht aus Gußeisen; sind auch von Schmieden sofort in der Schmiede bearbeitet worden. Die Widmannstättenschen Figuren sind nicht Kristallachsen, denn Schmiedeeisen kristallisiert nicht so. Von unserer Erde sind die Eisenmeteore nicht, also sind sie von oben. Mehr weiß ich nicht. Aber die eigentümlichen Figuren sehe ich jeden Winter auf Wasserlachen, die sehr leicht und nachts gefroren sind. Sie gleichen Latten, die man in Winkeln aufeinander gelegt hat, und sind den Kanälen des Mars nicht unähnlich.

Mehr weiß ich nicht!

WAS IST DER MOND?

Der Schüler:

Wenn die Sonne im Westen untergegangen ist, wird der Erdschatten im Osten wie ein bleigraues Segment sichtbar. In diesem Schattensegment, das sich ja unendlich ausstreckt, steigt jetzt der Mond auf als Vollmond, obwohl er vom Erdschatten verdunkelt werden müßte, den das Auge sieht. Eines Abends sah ich den Vollmond wie vor dem Erdschatten stehen, der so intensiv wie eine Wolke war. Die Formel des Astronomen $\pi+p-\rho-r$ kann mir die Tatsache nicht forterklären, daß ich den Mond im Erdschatten sehe. Aber hier sagt der Dozent: credo quia absurdum; unsinnig, weil der Mond sein Licht von der Sonne bekommen soll. Angenommen aber, das Leuchten des Mondes ist abhängig von der Sonne, Mondschein ist Sonnenschein, so kann ja Ebbe und Flut abhängig von der Sonne sein, da der Mond abhängig von der Sonne ist. Daß Ebbe und Flut mit dem Mondwechsel zusammenfallen, braucht ja nicht zu beweisen, daß der Mond in Wirkung tritt, denn der Mond ist ja nur der Zeiger der Uhr, welcher die Sonne ist. Kepler hat eine ganz andere Erklärung für die Gezeiten. Die Theosophen sagen, der Mond ist eine Projektion der Sonne. Das wird wahrscheinlich gemacht durch dies Verhältnis: Wenn die Sonne im Winter am niedrigsten steht, steht der Mond am höchsten, und umgekehrt.

NACH WELCHER RICHTUNG?

Der Lehrer sprach:

Wenn wir jetzt, nachdem wir in der Erde gewühlt haben, wieder einen Blick gen Himmel werfen, so will ich zuerst die Hauptfrage behandeln: Den Lauf der Erde auf ihrer Bahn, der 75 Male schneller ist als der einer Kanonenkugel. Ich stand an einem sternklaren Abend an meinem Fenster, das nach Norden liegt; es war also der Polarstern zu sehen. Neben mir stand ein Astronom von Beruf. Ich fragte:

— Da wir jetzt drei Meilen im Weltenraum dahinrasen, während ich zehn sage, nach welcher Richtung sausen wir?

Nach einer Weile antwortete er:

— Die Erde dreht sich ja von Westen nach Osten ...

— Das weiß ich, antwortete ich; das war aber nicht meine Frage. Ich frage, nach welcher Himmelsgegend sausen wir durch den Weltenraum: Nach Norden, Süden, Osten, Westen?

Er schwieg. Ich aber sah, daß er noch nie über die Sache nachgedacht hatte. Ich vereinfachte die Frage.

— Deuten Sie die Richtung an, die wir einschlagen!

Er schwieg immer noch, denn er wußte es nicht. Es steht in keinem seiner Bücher, weder in Laplace noch in Poincaré.

Ich fuhr fort:

— Wenn wir aber um die Sonne kreisen, müssen wir uns ein halbes Jahr auf der andern Seite der Sonne befinden, im Verhältnis zum Polarstern, denn es muß die eine und die andere Seite geben, da wir um die Sonne kreisen, die ziemlich still steht.

Keine Antwort auf eine so einfache und so berechtigte Frage.

DIE LAGE DER SONNE IM WELTRAUM

Der Lehrer fuhr fort:

Ich fragte meinen Astronomen weiter:

— Da die Sonne ein Fixstern ist, so sag mir ihre Rektascension und Deklination.

— Sie bewegt sich ja in den Sternbildern des Tierkreises, antwortete er.

— Scheinbar, ja. Aber wo steht die Sonne unter den Sternbildern? Die Sterne haben ja feste Lagen, aber die Sonne scheint sich in den Tierkreisen zu bewegen, ganz wie die Planeten. Die Sonne führt dieselben Manöver aus wie der Mond, wenn auch in einer dreizehn Male längeren Zeit. Zum letztenmal: Wo steht die Sonne im Verhältnis zum Polarstern oder der Frühlingstagundnachtgleiche?

Keine Antwort. Aber eins glaubt man zu wissen: Merkur ist von den Planeten der Sonne am nächsten und Neptun am fernsten. Wenn wir nun annehmen, daß die Erde nach Norden saust, so wird sie an der einen Apside eine Wendung machen und nach Süden eilen. Dann müßten ja die Sterne in einer andern Stellung erscheinen; das ist aber nicht der Fall. Wie verhält es sich denn? Wenn auch die Sonne weit vor den Sternen und uns sehr viel näher steht, so muß sie eine feste Lage haben, wenigstens im Verhältnis zum Polarstern. Keine Antwort auf diese Frage, aber Antwort auf alles andere. Antwort, was ein Billett zweiter Klasse zum Mond kosten würde; Antwort, wieviele Tonnen Ammoniak jedes Nordlicht der Erde zuführt.

DIE STERNE AM HELLEN TAGE

Der Lehrer fuhr fort: Der Neumond zeigt sich immer im Westen gleich nach Sonnenuntergang; der Vollmond im Osten. Es scheint, als sei der Mond von der Sonne abhängig oder folge ihr, obwohl er der Trabant der Erde sein soll. Im Abnehmen aber ist der Mond drei Tage unsichtbar. Das erklärt man damit, daß der Mond der Sonne zu nahe steht, um gesehen zu werden. Das kann nicht die Ursache sein, denn ein dunkler Körper bleibt immer sichtbar in der Nähe einer Lichtquelle. Wenn er vor die Sonnenscheibe kommt, wird er schwarz wie Venus und Merkur bei den Durchgängen und der Mond selbst bei Sonnenfinsternis. Nun habe ich Astronomen gefragt und Photographien herangezogen, ob die Mondscheibe zu sehen ist, ehe sie über die Sonnenscheibe zieht; habe aber keine Antwort erhalten. Vespucci jedoch soll den Mond am selben Tag gesehen haben, an dem die Konjunktion eintrat: „Aber in Deutschland hat man ihn erst 40 Stunden später gesehen, auch nicht während der letzten 27 Stunden vor der Konjunktion.“ Dennoch gibt Kepler an, den Mond bei der Konjunktion gesehen zu haben, als er sich fünf Grad über oder unter der Sonne befand. Die Sache verlangt Untersuchung. Die Sterne sind in scharfen Ferngläsern am Tage zu sehen; Venus ausnahmsweise mit dem bloßen Auge am Tage. Warum der lichtstarke Jupiter nicht zu sehen ist, aber die schwache Mondsichel, ist nicht zu erklären. Doch kann man mit einem Opernglas sehen, wie sich am Tage das Klarblaue in ein Gewimmel weißer Punkte auflöst, die ja die Sterne sein müssen. Am besten ist das in einem dichten Wald zu sehen, wenn man zwischen den Kronen nach oben zielt. Wenn man auf den Boden eines hohen Fabrikschornsteines eine photographische Platte legte, erhielte man wohl Himmelsphotographie.

Der Lehrer sprach:

Ein Blick wieder nach oben, nicht? Auf die Sterne! Gestern abend betrachtete ich den Sternhimmel durch meine Lesebrille mit periskopischen Gläsern. Jupiter stand da in all seinem Glanz zwischen dem Stier und den Zwillingen. Der Planet wurde ein runder Kern mit Strahlen, wie er sein sollte; aber die Sterne wurden undeutliche runde Lichtflecke, recht schwach wie Milchglas und ein Viertel vom Mond, also mit einem Durchmesser von 7′30″. Nachdem ich den Himmel durchforscht, blieb ich bei der Capella stehen. Und siehe, sie löste sich in einen Kern mit Strahlen auf, ganz wie der Jupiter. Sollte Capella ein Planet sein? frage ich mich. Bemerkenswerte Eigenschaften bei diesem Alpha im Fuhrmann sind: Erstens ist sie ein Doppelstern, dessen Komponenten im Sternkatalog mit 1,0 und 85 angegeben werden. Das ist Unsinn oder ein Druckfehler; oder der Unterschied ist so groß, daß der kleinere der Trabant des größeren sein müßte. Zweitens hat sie eigene Bewegung 0,43″, und ihre Parallaxe ist 0,11″ (verglichen mit der der Sonne 8,80″). Drittens besitzt sie das Spektrum der Sonne wie die Planeten. Daß sie sich in der Brille wie ein Planet ausnimmt, kann nicht von der Lichtstärke kommen, denn Pollux, Aldebaran und Beteigeuze, welche dieselbe Lichtstärke besitzen, zeigen sich den andern Sternen gleich. Wenn nun der Sirius bald zu sehen ist, werde ich fortfahren, ihn zu erforschen, nachdem ich damit 1890 begonnen.



QUECKSILBER ALS KOHLENWASSERSTOFF

Der Lehrer fuhr fort:

Ich habe angenommen, Quecksilber sei konstituiert wie ein Kohlenwasserstoff von der Formel $C^{16}H^{8}$. Jetzt will ich die Gründe erörtern. Quecksilber kommt in einer Abart des Zinnobers, in Idrialit, vor. Durch Extraktion mittels Benzols erhält man das Idrialen $C^{22}H^{14}$, das bei Oxydation einen prächtigen roten Körper gibt, Idrialenchinon. Der ist jedoch nicht Zinnober. Das Lehrbuch stellt „eine in jeder Weise homologe Reihe“ von diesem Aussehen auf:

Benzol	C^6H^6	$=78$
Naphthalin	$C^6H^6 + C^4H^2$	$=78+ 50$
Anthracen	$C^6H^6 + 2C^4H^2$	$=78+100$
Chrysen	$C^6H^6 + 3C^4H^2$	$=78+144$
Idrialen	$C^6H^6 + 4C^4H^2$	$=78+200$

In dem letzten, Idrialen, dem Erz des Quecksilbers, ist des Quecksilbers 200 oder 4 (C^4H^2) zu sehen. Und das Benzol, das „extrahierte“, bildet das erste Glied in der Reihe. Daraus scheint hervorzugehen, daß Extraktion Synthese sein kann. Die Erze des Quecksilbers werden begleitet von Schwefel, Petroleum und bitumösen Substanzen. Daraus ist ihre Herleitung zu sehen. Aber Idrialit ist ein Asphalt, der außer Zinnober Kieselsäure, Lehmerde, Kalk und Schwefeleisen enthält. Daß Schwefeleisen in der Nähe vorkommt, gibt einem Aufschluß. Die Formel des Quecksilbers 4 (C^4H^2) bedeutet ein doppelt invertiertes Eisen, da $Fe=(C^2H^4)^2$. Es fällt einem wohl schwer, sich ein Metall als einen Kohlenwasserstoff zu denken, aber viele organische Stoffe besitzen Metallglanz: wie Indigo mit dem Kupferglanz, Naphthalin und andere. Wenn man den Metallglanz auslöscht, so dringt der Gedanke leichter vor.

LAVOISIERS KOMPROMISS MIT DEM PHLOGISTON

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn ich ein dünnes Kupferblatt (Blattkupfer) in die Flamme eines Streichholzes halte, verbrennt es und wird Asche (Kupferasche), die Kupferoxyd oder Oxydul genannt wird. Das Auge sieht, daß das Kupfer dünner wird und verzehrt wird. Man muß also glauben, daß etwas verloren gegangen oder verbrannt ist, sich in Gasform entfernt hat. Das scheint Lavoisiers Hauptversuch zu widersprechen. Nach dem sollte sich im Gegenteil Kupfer mit dem Sauerstoff verbunden haben, der zum Metall addiert wird. Darum zeichnet man Kupferoxyd und Oxydul Cu+O (Cu O) oder Cu^2O. Deren Molekulargewicht ist höher als das des ursprünglichen Kupfers. Das ist unsinnig, da das eigentliche Gewicht 8,8 ist, während das des Oxyduls 6,3 ist. Das Atomgewicht (Molekular) stand ja in geradem Verhältnis zum eigentlichen Gewicht. Darum muß das Molekulargewicht des Oxyds kleiner sein als das des Kupfers. Um Lavoisiers Lehre zu retten, leugnen wir nicht, daß Sauerstoff aufgenommen sein muß, müssen aber das Zugeständnis machen, daß das Metall gleichzeitig etwas fortgegeben hat, das in Gasform abgegangen ist. Da das Kupfer brannte, muß es aus etwas Brennbarem bestehen, wie Berzelius sagt, also Kohlenstoff oder Wasserstoff, oder beides, ein Kohlenwasserstoff. Um das verbrannte Kupfer in metallischer Form wiederherzustellen, setzt man auch Kohlenstoff hinzu oder benutzt Wasserstoffgas als Reduktionsmittel. Das veranlaßte ja die Anhänger der Phlogistonlehre zu dem Glauben, die Metalle nehmen bei der Reduktion vom Oxyd etwas aus dem Kohlenstoff oder Wasserstoff auf. Das scheint auch Sinn zu haben.

METALLURGIE DES EISENS
SYNTHESE DES EISENS

Der Lehrer fuhr fort: Kupfer hat Sauerstoff aufgenommen bei der Oxydation, aber Kohlenstoff und Wasserstoff abgegeben. Die werden bei der Reduktion entweder als Kohlenstoff und Wasserstoff aufgenommen oder treten in Kommutation ein. Oder sowohl Sauerstoff wie Metall sind dekomponiert, und die Verbindung ist eine doppelte Dekomposition geworden. Einige Metalle geben Wasserstoff ab, wenn sie mit Säuren behandelt werden, und hinterlassen dabei Kohlenreste. Das Eisen hinterläßt sogar ein stinkendes Öl; und, was ebenso beachtenswert ist, einen Spiegel von Eisen auf der Oberfläche des Wassers, in dem sein Wasserstoffgas gesammelt ist. All das ist mit losem Gerede von Verunreinigungen geleugnet worden. Dabei ist eigentümlich, dass die einfältigsten Einwände Kissen werden, auf denen die müden Köpfe sich ausruhen können. Wenn Eisen im Bluterz Fe^2O^3 dargestellt werden soll, geht es nicht mit elektrischen Strom. Das hat die Fabrikanten der Eisenindustrie in Erstaunen versetzt. Kohlenstoff gehört dazu. Aber Kohlenstoff ist nicht genug. Ist das Erz kieselhaltig, so muß Kalk zugesetzt werden; ist das Erz kalkhaltig, Kiesel. Also um Eisen zu bekommen, muß ich Kohle, Kiesel und Kalk haben. Aber Silizium ist 28, das ist das Äquivalent des Eisens, und CaO ist 56, das ist das Atom des Eisens. In der Grube scheint also das Eisen aus dem Kiesel oder Kalk entstanden zu sein, oder aus beiden. Liegt Quarz in Sonne und Regen, so rostet er. Jeder Kalk ebenfalls. Das sind Verwandlungen. Die ganze Eisenherstellung ist eine große Synthese. Wird Eisen auf CH reduziert, so bekommt es diese Konstitutionsformel: $(C^2H^4)^2 = C^4H^8$. Die muß H^8C^4 geschrieben werden, damit man sie nicht mit Butylen verwechselt.

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn das Eisen ein tautomeres Butyl ist, also ein Derivat aus Ethylen oder ölbildendem Gas, so versteht man, woher das stinkende Öl kommt, wenn Wasserstoffgas aus Eisen entwickelt wird. Auch wie das Wasserstoffgas (das eine Mischung von Kohlenwasserstoffen ist) auf dem Wasser Eisenspiegel absetzen kann. Gasförmiges Eisen bei gewöhnlicher Temperatur kennt man nicht, sondern der Kohlenwasserstoff C^4H^8 hat sich wohl als $H^8C^4 = Fe$ konstituiert. Als Berzelius die Elemente in negative und positive ordnete, fand er es unerklärlich, daß Kohlenstoff den Metallen deren Sauerstoff rauben kann, da Kohlenstoff weniger elektronegativ ist als Metall. Er vermutete wohl nicht, daß das Rauben des Sauerstoffs ein verwickeltes Verfahren ist. Indessen scheinen alle Metallreduktionen etwas anderes zu sein als nur Rauben des Sauerstoffes. Natrium kann nicht aus Natron reduziert werden, sondern aus kohlensauerm Natron, Steinkohle und kohlensauerm Kalk. Da erscheint wieder Kohle und Kalk. Chrom wird gewonnen aus Chromoxyd mit Kohle in einem Kalktiegel. Mangan mit Kohle in Kalktiegel mit ungelöschtem Kalk. Molybdän wird mit Leinöl beim erstenmal reduziert. Gold fordert Borax, um fixiert zu werden. Bor scheint eine veredelte Kohle oder Silizium zu sein. Mit einem Wort: Lavoisiers Lehre ist zu einfach geworden, ist veraltet, da sie keine Erklärungen über verwickelte Reaktionen gibt. Aber zu seiner Zeit, als man an einfache Körper glaubte, trug sie Früchte. Damals hieß der Mann des Fortschritts Berzelius. Er wurde aber niedergestimmt, als er angab, Stickstoff und Chlor seien zusammengesetzte Elemente.

Der Lehrer fuhr fort:

Lavoisiers Lehre vom Sauerstoff fing ihn selber; er konnte sich nicht mehr frei machen. Als er aber Sauerstoff überall sah, sogar in der Salzsäure, wurde er niedergestimmt. Sein Sauerstoff war einseitig, unipolar und sauer. Aber Berzelius zeigte, daß Kalihydrat nicht sauer ist, sondern alkalisch, wenn es auch Sauerstoff enthält; und daß das Wasser neutral ist mit seinem Sauerstoff. 1777 erschien Guyton de Morveaus Lehrbuch der Chemie, in dem die Einheit der Materie verkündet wird, allerdings nicht zum erstenmal. „Die verschiedenen Körper, sogar die Elemente, werden bloß durch Modifikationen einer gleichartigen Materie gebildet; in Hinsicht auf Dichte, Porosität und Form.“ Berzelius schloß sich dieser Ansicht an. Er fand den Beweis in den Wasserkulturen der Botaniker. Wenn Samen in indifferenten Stoffen oder in destilliertem Wasser gezogen wird, entwickelt er sich zu Pflanzen, deren Aschen alle gewöhnlichen Aschenbestandteile ergeben: Eisen, Kiesel, Magnesium, Kalium usw. Als Berzelius sich der organischen Chemie näherte, suchte er sie in Übereinstimmung mit der anorganischen zu bringen; führte den Begriff der zusammengesetzten Radikale ein. Als ferner an den Tag kam, daß Ammonium aus Stickstoff und Wasserstoff besteht, Cyan aus Stickstoff und Kohlenstoff; daß Wasserstoff selber ein Metall ist, lag ja das Feld offen für weitere Entdekkungen in der gleichen Richtung. Aber die Erörterung wurde für geschlossen erklärt, Anträge wurden verlangt, und die Chemie ging weiter, ohne nach der Zusammensetzung der Elemente zu forschen.

Der Lehrer fuhr fort: Ganz gewöhnliche Lehrbücher der Chemie (Cleve, organische Chemie; Garnier Chimie médicale) stellen dieses Systema naturae auf, oder die Konkordanz zwischen den Molekulartypen der anorganischen und der organischen Chemie. (Dabei bedeutet $+R$ positives Radikal und $-R$ negatives.)

$\overset{+}{R}-\overset{+}{R}$	$\overset{-}{R}-\overset{-}{R}$	$\overset{-}{R}-H$
Metall Kohlenwasserstoff	Metalloid Haloidsalz mit sauerm Radikal	Wasserstoffsäure Aldehyd

$\overset{+}{R}-H$	$\overset{-}{R}-\overset{+}{H}$
Metallhydrur oder Alkoholradikal	Haloidsalz einfacher Äther Acetone

$\overset{+}{R}.O.\overset{+}{R}$	$\overset{-}{R}.O.\overset{-}{R}$	
Metalloid Äther (?)	Anhydrid Säure	Säure Sauerstoffverbdg.

$\overset{+}{R}O.H$	$\overset{-}{R}.O\overset{+}{R}$
Metalloxydhydrat Alkohol	Sauerstoffsalz zusammengesetzter Äther

(Und so weiter)

Das schreibt und druckt man, aber man nimmt es nicht wörtlich, obwohl die ganze Wahrheit dort steht; unter anderm, daß die Metalle Kohlenwasserstoffe sind, die Wasserstoffsäuren Aldehyde und so weiter. Und in einem dänischen Lehrbuch (S. M. Jörgensen) von 1896 steht zu lesen: „Wasser bildet einen Übergang zwischen Säuren und Basen. Als Hydroxyd des positiven Wasserstoffs ist das Wasser eine Base . . . Als eine Wasserstoffverbindung des negativen Radikals Hydroxyl ist Wasser eine Säure . . . Säuren können deshalb als Salze des Metalls Wasserstoff betrachtet werden, und Basen als Salze der Säure Wasser.“ Doch bei der Anwendung schreckt man zurück. Es kommt einem vor, als habe man mit Worten gespielt und nicht gemeint, was man sagte.

Der Lehrer fuhr fort:

Ich kehre jetzt einen Augenblick zu meinem Kupferblatt zurück, das verdünnt wurde, verbrannte und Asche hinterließ. Kupfer schmilzt erst bei 1050°: schmolz aber nicht vorm Streichholz, sondern brannte. Also ist schmelzen etwas anderes. Auf gleiche Weise verbrannte ich ein Silberblatt, dessen Asche zusammenhängend blieb und weißer Seide glich. Nach Lavoisier sollte sich ja Silberoxyd gebildet haben, das schwarz ist. Es stimmt also nicht. Ich erneuerte das Experiment mit dem Kupferblatt unter einem Sonnenglas von zwölf Zentimetern Öffnung. Ich legte zuerst ein Thermometer von zweihundert Graden in den Brennpunkt, erhielt aber nicht mehr als fünfzig bis sechzig. Doch im selben Augenblick, in dem ich das Kupferblatt hinlegte, wurde ein Loch hineingebrannt. Ein Goldblatt sinterte erst, schien zu schmelzen und gab mikroskopische violette amorphe Partikel, die eins von den Oxyden sein mußten. In sehr starken Brennspiegeln verflüchtigt sich das Gold zum Teil, und zum Teil verwandelte es sich in ein violettes Glas. Ein Silberblatt wurde in einem umgestülpten Glasbecher Chlordämpfen ausgesetzt. Das Silber verdünnte sich, verlor seinen Glanz, wurde zu einem durchsichtigen Graupapier verzehrt. Eine Addition von Chlor fand hier nicht statt. Die Molekularformel für Chlorsilber ist also falsch, da 35 Cl zu 106 Ag addiert wird. Unter dem Mikroskop zeigte das Silberblatt eine charakteristische Konsistenz, die den Filigranarbeiten glich, die man bei Bauern sieht. Gold und Kupfer zeigten die gleiche Konsistenz.

DIE ZUSAMMENSETZUNG DER METALLE BERECHNEN

Der Lehrer fuhr fort:

Aus den Nitroverbindungen, die explosiv sind, kann man die Konstitution der Metalle berechnen. Nitrozellulose, Nitroglyzerin sind nitrierte Kohlenwasserstoffderivate; entstehen auf ähnliche Weise wie Knallsilber, Quecksilber und Gold. Ja, Knallgold hat die Zahl 227, wie Nitroglyzerin. Da nun Nitroglyzerin $C^3H^5 . O^3 (NO^2)^3 = 227$ geschrieben wird, und Knallgold Au $N^2H^3 = 227$, kann man ja die „Zusammensetzung" des Goldes berechnen. Glyzerin wird ja aus C^2H^4 abgeleitet. Berechne ich danach das Gold, wird $Au = (C^2H^4)^7$ oder $= (C^7H^{14})^2 = 196 = C^{14}H^{28}$. Das ist ja wahrscheinlich, da wir eben das Quecksilber gleich $C^{16}H^8$ gefunden haben, das aus Idrialit berechnet ist. Gold ist also ein 7 kondensiertes Silizium $= (C^2H^4) = Si$; oder ein Fe^7 (Äquivalent $Fe = 28$). Das kann erklären, warum Gold im Quarzgang oder im Schwefeleisen vorkommt; oder uns sagen, warum Goldsand immer von braunem Eisenocker begleitet ist.

Eine andere Art, die Metalle zu berechnen, ist die aus ihren Lösungsmitteln. Wenn Kupfer zum Beispiel Kupfernitrat mit Salpetersäure gibt, aber Zinn Zinnoxyd gibt, so ist es ja selbstverständlich, daß Zinn eine andere Konstitution hat als Kupfer. Und dabei entwickelt Kupfer Stickstoffoxyd, während Zinn nur oxydiert. Das muß seine Gründe haben. Auch die verschiedenen Fällungsmittel deuten auf verschiedene Organisation. So wird ja Kupfer aus Schwefelwasserstoff in saurer Lösung gefällt, aber Eisen wird nicht unter ähnlichen Verhältnissen gefällt.

VERWANDTSCHAFT UND SCHWERKRAFT

Der Lehrer fuhr fort: Wie in der Astronomie die Zahlen der Planeten teils in arithmetischer Reihe auftraten, die mit geometrischer kombiniert ist, teils sich als Glieder in harmonischer Teilung zeigten, so sind auch die chemischen Verbindungszahlen teils Reihen, teils Quadratierungen und Kubierungen, teils etwas anderes. Ein einfaches Gas hat zum Verbindungsgewicht sein eigentliches Gewicht (Gasdichte). Die übrigen Elemente gleichfalls, aber reduziert auf Luft, 14,43 (oder 28,87). Die chemische Anziehung (Schwerkraft, Verwandtschaft) steht also im direkten Verhältnis zur Masse, da das eigentliche Gewicht ja eine Beziehung zu dem Gewicht einer gleich großen Wassermenge ist. (Die Gasdichte des Phosphors und Arseniks macht jedoch zwei Atome aus, die des Quecksilbers und des Zinks 1/2.) Da aber das eigentliche Gewicht bei festen Körpern nicht fest ist, sondern so schwebend, daß Kupfer von 8,9 bis 6,3 variieren kann, so ist ja klar, daß das Verbindungsgewicht auch schwebend sein muß. Wendet man das eigentliche Gewicht an, so teilen sich die Elemente in zwei Klassen. Die schwereren, deren Verbindungsgewicht das Quadrat des eigentlichen ist; zum Beispiel Kupfer: eigentliches 8, Verbindungsgewicht 64. Die leichteren, deren Verbindungsgewicht der Würfel des eigentlichen ist; zum Beispiel Jod: eigentliches 5, Verbindungsgewicht 126 (125). Es gibt aber noch eine andere Beziehung zwischen Verbindungsgewicht und eigentlichem: die kann durch die schwebenden Gewichte erklärt werden. So ist das eigentliche Gewicht des Aluminiums 2,6, das Atomgewicht 26. Das ist zehn Male so viel. Silber 10,6 wird 106; Gold 19,6 wird 196; Tellur 6,4 wird 64. Da das Atom des Kupfers 64 ist, müßte man also sein eigentliches Gewicht auf 6,4 festsetzen.

Der Lehrer fuhr fort:

Als man während eines Jahrhunderts Atom-, Äquivalent- und Molekulargewicht vermengt hatte, wurde eine Reform nötig. Die ist vorgenommen, indem man die elektrochemischen Äquivalente suchte, die einem Hundertstel (bei 1 Amp. sek. mg.) des Atomgewichtes gleich sind. Hier aber erscheint die Rolle der Valenz deutlicher als je. Aluminium gibt bei der Elektrolyse 0,09 oder 9. Aluminium ist dreiwertig, also 9×3 = 27 = Al. Das stimmt. Antimon gibt 0,40 = 40, und Antimon ist dreiwertig, 40×3 = 120 = Sb. Fluor 0,19. einwertig gibt 19 = Fl. Calcium 0,20, zweiwertig = 20×2 = 40. Aber Kalium gibt 0,40 und einwertig 40. Kiesel 0,07 = 7, und vierwertig 7×4 = 28. Nun aber gibt es scheinbare Anomalien, die vielleicht gerade eine Spur geben, wie die Körper in einander übergehen. Das ahnt man nur in den konstanten Verunreinigungen, den Begleitern (Paragenesis) und in den Nachkristallen. Gold gibt bei der Elektrolyse die Zahl 0,68, das ist 68. Au, als dreiwertig, sollte also 204 werden, das aber ist Blei oder Thallium. Hat man ein Recht, das elektrochemische Äquivalent anzuwenden, so daß die Zahl auf 66 reduziert wird, so ist dreiwertiges Gold 66×3 = 198. Interessant ist, wie bei dieser Methode die Urelemente C H O N ausfallen. Wasserstoff gibt mit 0,01 seine eins. Kohlenstoff mit 0,03 zweiwertig 6 und vierwertig 12. Aber der geheimnisvolle Stickstoff gibt mit 0,04 eine 4; dreiwertiger Stickstoff wird dann 12 oder gleich vierwertigem Kohlenstoff. Als fünfwertig gibt Stickstoff 20. Doch Stickstoff ist ja 7 oder 14, aber diese Zahlen zeigen sich nicht beim Stickstoff. Dagegen tritt die 7 in des Kiesels 0,07 auf. Ist denn der Stickstoff mit Silizium verwechselt, und ist Si ein mineralisches N?

Der Lehrer fuhr fort:

Wenn Stickstoff seine 14 behält, so wird Stickstoff gleichwertig mit einem einatomigen Sauerstoff = 8 plus einem zweiwertigen Kohlenstoff = 6 oder 8 + 6 = 14. Das Lehrbuch aber gibt die Gasdichte des Sauerstoffs auf 16 an und den Sauerstoff als zweiwertig. Die Elektrolyse gibt dagegen 0,08 = 8. Da gibt es wohl einen Sauerstoff 8, der sich bei der Isolierung zu O^2 polymerisiert, ganz wie gewisse Kohlenwasserstoffradikale. Das alles müßte man herausbringen. Die ganze Chemie müßte geschleift werden, ehe man weiter auf diesen losen Sand baut. Sauerstoff 8 ist wohl ein anderer Körper als Sauerstoff 16 und Molekularsauerstoff 32 ist wohl wieder ein anderer Körper, vielleicht Schwefel. O^2 könnte dann in OH^2N aufgelöst werden. Das wäre unter gewissen Umständen die Formel des Schwefels, zum Beispiel wenn der Blitz durch feuchte Luft dringt. In gleicher Weise würde ein gleichwertiger Kohlenstoff = 3 ein anderer Körper sein als der Kohlenstoff 6 und 12 und so weiter. Sechsatomiger Kohlenstoff in Benzol würde ein ganz andrer Kohlenstoff = 18 sein, oder ein H^2O, ein NH^4, ein CH^6 usw. Mit einem Wort, die jetzige Chemie ist ein wissenschaftliches Verfahren, das ausgenutzt ist und erneuert werden muß. Das kann nur dadurch geschehen, daß man volle Übereinstimmung zwischen organischer und anorganischer Chemie einführt; das heißt, die Elemente in Konstitutionsformeln auflösen und die alle auf CHON zurückführen.

Der Lehrer sprach:

Wenn freie Moleküle oder Atome existieren, scheinen sie die Form einer Kugel zu haben. Wenn sich diese Kugeln bei Abkühlung oder Abdünstung zusammendrängen, so platzen sie oder werden zu geradlinigen Figuren zusammengedrückt, die Kristalle sind; die ihre Form nach dem kleinsten Raum oder Widerstand annehmen. Flüssigkeiten bilden Tropfen, deren relative Größe abhängig ist von Auslaufgefäß und Temperatur, aber nicht vom eigentlichen Gewicht, sagt Gay Lussac. Dagegen sieht man einen Schimmer vom Verbindungsgewicht in der Größe der Tropfen und der Anzahl bei einem bestimmten Maß. Ein Kubikzentimeter Wasser wiegt 1 Gramm und gibt 20 Tropfen. Aber 18 ist das Verbindungsgewicht des Wassers, also ein Minus von 2. Salzsäure gibt auch 20 Tropfen auf ein Kubikzentimeter, und $18 \times 2 = 36$; das ist die Salzsäure. Salpetersäure gibt 27 Tropfen auf das gleiche Maß, und $3 \times 25 = 75$; das ist der Salpetersäure 76. Schwefelsäure gibt 28 Tropfen, und $3 \times 28 = 84$; minus 2 gibt das $82 = SO^3H^2$. Alkohol gibt 62 Tropfen, das ist $C^2H^6O + H^2O = 64$. Olivenöl gibt 47 Tropfen, das ist der Ölsäure $C^3H^{11} = 47$. Das Gramm als Einheit oder Maß scheint also nicht aufs Geratewohl genommen zu sein. Und das Wasser, das in allen chemischen Verbindungen als Kristallwasser, Konstitutionswasser, Hydratwasser ist, kann wohl gelten als Ursprung und Messer des Alls.

NEUE ERFAHRUNGEN ÜBER LAVOISIERS GRUNDLEGENDEN VERSUCH

Der Lehrer fuhr fort:

Nachdem ich zuletzt Lavoisiers grundlegende Lehre in Zweifel gezogen, daß nämlich die Metalle bei der Verbrennung an Gewicht zunehmen, indem sie den Sauerstoff der Luft in sich aufnehmen, habe ich diesen Versuch angestellt. Auf eine ziemlich feine Wagschale legte ich ein Gramm Zinn in Blattform und verbrannte das Zinn mittels des Blasrohres. Das Zinn verlor zwei Zentigramm an Gewicht. Also Verlust. Doch muß ich zugeben, daß das Gewicht nicht ganz genau sein mag, da ich die Verbrennung nicht so weit als möglich trieb. Fünf Zentigramm Silberblatt wurde auf der Wage verbrannt und verlor an Gewicht. Ich will die Zahl nicht hersetzen, da sie enorm war, will aber hier aufzeichnen, daß ich vor dem Blasrohr eine vollständige Verbrennung des Silbers ohne irgendeinen Rest zustande brachte. Ein Dezigramm Aluminiumblatt verminderte bei der Verbrennung sein Gewicht um sieben Gramm. Wenn ich eine bessere Wagschale bekomme, werde ich die Zahlen nachprüfen. Die Tatsache bleibt indessen bestehen, daß die Metalle bei der Verbrennung ihr Gewicht vermindern, sowohl ihr spezifisches wie absolutes Gewicht. Wie Lavoisier sich so hat irren können, verstehe ich nicht. Seine Widersacher merkten wohl, daß das eigentliche Gewicht bei der Verbrennung (Oxydation) geringer wird; sie wurden aber mit dem absoluten Gewicht zum Schweigen gebracht.

Der Lehrer sprach: Um die Versuche zu kontrollieren, verschaffte ich mir eine empfindlichere Wage und verbrannte in einem tarierten Glasbecher zehn Zentigramm Aluminiumblatt. Zuerst schien die Asche leichter zu werden, aber sie muß Feuchtigkeit aus der Luft aufgenommen haben, denn sie wurde gleich darauf schwerer. Als sie abgekühlt war, hatte sich das Gewicht um 35 Milligramm vermehrt, also um 35%. Nachdem die Asche vierundzwanzig Stunden gestanden hatte, begann sie zum Metall zurückzugehen, ganz wie amorpher Schwefel zu gelbem zurückgeht. Ein ähnlicher Versuch mit fünfzig Zentigramm Kupferblatt zeigte wechselndes Resultat. Zuerst verminderte sich das Gewicht, dann vermehrte es sich um sieben Zentigramm oder 14%. Beim Anblasen verminderte sich das Gewicht, wahrscheinlich durch die erhitzten Gase, die sich zwischen den „verkohlten" Kupferblättern befanden. Die letzte Erscheinung ist interessant, weil es die Ansicht der Stahlschen Schule beleuchtet, daß Phlogiston (Wasserstoff) mit negativer Schwere versehen ist und sich zu erheben strebt. Jedes Molekül eines wasserstoffhaltigen Körpers würde dann einen Wasserstoffgasballon bilden, der in seinem Aufwärtsstreben das Gesetz der Schwere neutralisieren könnte. Mein Versuch mit einem Magnesiumband konnte nichts erklären, da ja ein großer Teil Magnesia in „Rauch" aufging. Als ich den Versuch mit einem einzigen Zinnblatt von sechs Dezigramm erneuerte, zeigte sich ein Verlust von fünf Zentigramm. Ein einziges Kupferblatt von fünf Zentigramm verlor mindestens ein Zentigramm. Eins aber ist sicher: die Metalle verbrennen wie Kohlenwasserstoffe und hinterlassen Asche. Magnesium verbrennt außerdem mit Rauch. Untersucht man die Verbrennungsgase, bekommt man wohl die Analyse.

UNVOLLSTÄNDIGE ODER VOLLSTÄNDIGE VERBRENNUNG

Der Lehrer fuhr fort:

Daß die Versuche mit der Verbrennung von Metallen so verschiedene Resultate zeigten, teils mit Verlust des Gewichts, teils mit Gewinn, kann von mehreren Umständen kommen. Die Blasrohrflamme kann ja zuerst oxydiert (verbrannt) haben, dann reduziert (Kohlenstoff oder Wasserstoff zugeführt) haben. Sie kann auch zwischen den Blättern Kohlenstoff abgesetzt oder Kohlenwasserstoff eingeführt haben, oder Wasserdämpfe. Sobald ich nämlich ein einfaches Blatt vollständig verbrannte, verminderte sich das Gewicht. Ein Magnesiumband von 100 Milligramm verlor sein halbes Gewicht, also fünfzig Milligramm. Das ist unerhört, auch wenn man den Rauch abrechnet, der übrigens unbedeutend war. Hier muß bemerkt werden, daß Lavoisiers grundlegender Versuch in geschlossenem Gefäß geschah, also nicht Verbrennung war, sondern trockene Destillation. Oxydation mit begrenztem Luftzutritt ist ein anderer Prozeß als Verbrennung in freier Luft. Der letzte Prozeß scheint sowohl eine sogenannte Oxydation zu sein wie eine Kommutation, oder eine doppelte Dekomposition; ein gegenseitiger Austausch von Bestandteilen. Und eins ist sicher: bei vollständiger Verbrennung ist das Abgehende oder der Verlust größer als der einkommende Gewinn. Das geht am deutlichsten bei der Verbrennung der organischen Stoffe hervor. Da ist die Asche ein minimales Prozent; da gibt die Verbrennung Veranlassung zum Bilden neuer Stoffe. So gibt Stärke = CHO regelmäßig phosphorsauern Kalk in der Asche (nach Berzelius), wie ja auch Eiweiß tut.

Der Schüler: In Kiplings wunderbarem Dschungelbuch verkehrt das Menschenkind mit allerlei Getier, aber nicht mit den Affen, weil sie die schlechtesten von allen Tieren sind, nur aus Lastern und Verbrechen bestehen. Wenn man im zweiten Teil von Goethes Faust Larven und Lemuren darstellen soll, benutzt man dieselben Masken und Kostüme wie in der Hexenküche des ersten Teils bei den Meerkatzen. Und von diesen verkommenen Tieren sucht nun der Mensch (?) mit Licht und Laterne seine Ahnen. Wahrhaftig, ich stamme lieber von einem edlen Pferd ab, oder einem weisen und gerechten Elefanten, oder von einem mutigen und dankbaren Adler. Nun ist es aber wahrscheinlich, daß die Affen von verkommenen Menschen herstammen, entflohenen Verbrechern, gescheiterten Robinsons, die sich auf Inseln gerettet. Diese Hand des Schimpansen ist nicht eine Tatze, die auf dem Weg ist, Hand zu werden, sondern sie ist eine Menschenhand, die im Begriff ist, zur Tatze zu sinken. Ein Wahrsager könnte in den Linien lesen; ein Manicure könnte sie verbessern, damit sie Handschuhe tragen kann. Wenn der Mensch vom Affen abstammt, müßte ja nach dem Gesetz der Phylogenie das Kind mit Haaren auf dem Körper geboren werden. Nun aber kommt es glatt wie ein Kirchenengel zur Welt, sogar ohne Haare auf dem Kopf zu haben. Es ist eine Schande, dem Affenkönig gedient zu haben, dem Verführer meiner Jugend! Und es war so dumm!



Der Schüler:

Sieben Jahre habe ich vom selben Fenster Wolkenbänke im Westen beobachtet, um die Tagundnachtgleiche im Frühling und im Herbst. Da ich sie wieder zu erkennen glaubte, begann ich sie aufzuzeichnen. Sie kamen wieder auf derselben Stelle und in derselben Form: Hohe Berge mit Laubwäldern, Burgen und Schlössern usw. Da las ich eines Tages, daß Goethe, der Augen im Kopf hatte, auch diese Paries (Wände) im Westen beobachtet hat, aber ich habe keine Gelegenheit gehabt, seine Gedanken über die Erscheinung nachzulesen. Statt dessen studierte ich Meteorologie und fand, daß die Jünger dieser Wissenschaft auch „diese bei Sonnenuntergang im Westen sichtbaren Wolkenbänke beobachtet“ haben. Im Westen? Was ist Westen in Moskau, in Weimar, in Stockholm? Wo die Sonne bei der Tagundnachtgleiche im Frühling und Herbst unterzugehen scheint. Nun, daraus kann man ja schließen, daß die Sichtbarkeit der Wolkenbänke von der Stellung der Sonne abhängig ist. Aber ihre Bildung braucht darum nicht von der Stellung der Sonne abhängig zu sein. Wenn nun die Vermutungen beginnen, könnte man ja Schattenprojektionen annehmen, von erhöhten Gegenständen, Bergen und dergleichen, die zwischen Sonne und Zuschauer liegen. Aber westlich von Moskau gibt es keine hohen Berge. Westlich von Weimar liegen ja Thüringer Wald, Harz und die Rheinberge; und die letzten gleichen wirklich Paries. Aber westlich von Stockholm liegen keine Rheinberge und Rheinburgen, aber doch in der Ferne norwegische Alpen. Also: da war nichts zu holen!

Der Schüler:

Auf meinen Morgenwanderungen pflegte ich zuweilen eine Straße heimzugehen, die sich nach Osten erstreckt. Nach einem halben Jahr begann ich mich darüber zu wundern, daß im Hintergrund der Straße immer eine Wolkenbank lag (um neun Uhr morgens). Sie gleicht Laubwaldhügeln, die man in der niedrigen Schweiz sehen kann, im Aargau. Die Wolke kam zur selben Zeit wieder ungefähr in derselben Form. Am Ende der Straße wohnte ein bekannter Künstler zu ebener Erde. Ich besuchte ihn. Von seinem Fenster aus sah ich meine Haufenwolke wieder. Als ich den Künstler fragte, sagte er, er habe auch diese immer wiederkehrende Wolke beobachtet, jedoch nicht so genau. Er versprach sie zu zeichnen, wenn sie wiederkomme! Da begann ich eine Reihe Beobachtungen mit genauen Orientierungen, obwohl das Unsinnige in der Erscheinung mich eine Zeitlang zurückhielt. Diese Beobachtungen dauern noch fort. Inzwischen lese ich zu meinem Erstaunen die ähnliche Beobachtung eines Meteorologen. R. Rubenson schreibt im Nordischen Familienbuch: „Auch kann sich eine Wolke lange in unveränderter Höhe über dem Boden halten, obwohl die Wasserpartikel, aus denen sie besteht, durch ihre Schwere sinken müßten. Die Wolke scheint nämlich dieselbe Stelle am Himmel einzunehmen, obwohl diese Partikel unaufhörlich wechseln."

KONSTANTE WOLKENFORMEN

Der Schüler:

Nach species facti sollten die Erklärungen kommen. Also zuerst: Unsichtbares Wassergas verdichtet sich bei einer bestimmten Kälte zu sichtbarem Wasserdampf (Wolke) von einer bestimmten Form. Dann würde ja eine Kälteform für die Verdichtungserscheinung bestimmend sein, aber Kälte hat keine Form. Sagen wir eine Kälteregion von gewisser Form oder eine abgekühlte Luftmasse von unbestimmter Form, so stoßen wir auf eine Sinnlosigkeit, weil Gase, die nicht in Gefäßen eingeschlossen sind, durch das Diffusionsgesetz keine bestimmte Form annehmen. Ferner: Wenn man auf der Bühne Gespenster darstellt, kann man ein Skioptikonbild auf ausströmenden Wasserdampf oder Rauch werfen. Das Bild behält Lage und Form (auch Farbe), während sich der Dampf oder Rauch unaufhörlich erneuert. Diese Analogie sagt mehr als die erste Vermutung, beweist aber nichts. Darum wäre es gut, zuerst Konstante zu sammeln, am besten durch Photographien, die dann vergrößert werden. Bis dahin mögen die konstanten Wolkenformen eine Terra incognita bleiben, eine Wiedergeburt, ein Bildtrieb des Wasserdampfes, eine Erinnerung an den Kreislauf durch anorganische oder organische Formen. Swedenborg könnte sagen, indem er an seine Korrespondenzlehre denkt: Die Alpen gleichen gewissen Wolken und gewisse Wolken gleichen den Alpen; eine Laubwaldkontur gleicht grünen Wolken, und die Haufenwolken gleichen weißen Laubwäldern, weil alles als Gegenstücke geschaffen ist, das untere dem obern entspricht.

Der Schüler:

Noch hat die Wiesenknarre uns nicht ihr Geheimnis gesagt; nämlich wie sie zieht. In Irland soll sie bleiben, obwohl man nicht weiß, wie sie sich verbirgt. In England hat man geglaubt, sie sei Bauchrednerin; besitze die Fähigkeit, den Laut nach andrer Richtung zu verlegen. Darauf kam man, weil man den Vogel hörte, wo er nicht sein konnte. Man sah keinen Grashalm sich bewegen, wo er hätte laufen sollen. Da er wirklich ein sehr schlechter Flieger ist, eigentlich Flatterer, nach Brehm, so kann er nicht nach Afrika fliegen. Brehm glaubt, er wandert, denkt aber nicht an den englischen Kanal, den Öresund und die Alpen. Folglich muß der Vogel bleiben. Da fragt sich denn: Wo verbirgt er sich im Winter? Man hat vermutet: in hohlen Bäumen, Ruinen und dergleichen. Aber natürlicher wäre die Mutter Erde, die im Winter alle Schlangen, Frösche, Ratten, Mäuse, Schnecken und andere verbirgt. Die Gartenschnecke kann sich ein halbes Meter tief eingraben. Der Königsvogel gräbt sein Nest ein Meter tief in die Erde ein. Warum kann nicht die Wiesenknarre sich auch eingraben oder die Gänge des Maulwurfs zum Winterlager benutzen? Ich weiß keinen Grund, warum das nicht sein sollte? Der Naturforscher will sehen, ehe er glaubt. Gut! Aber kein Naturforscher hat die Wiesenknarre ziehen sehen: wie kann er da glauben? Nachschrift. Brewster erzählt einen Fall. In Aikerness auf Orkney wurde eine Wiesenknarre während des Winters in einem Lehmdamm (hill-dyke) gefunden und im warmen Zimmer zum Leben erweckt.

Der Schüler: Ich las in diesen Tagen in der Tierchemie des Berzelius, daß er glaubt, die Schwalben überwintern unter dem Eis; Finken und Stelzen zögen nicht fort. Warum glaubte der nüchterne Chemiker das? Weil viele glaubwürdige Zeugen es bestätigen; das ist voller Beweis für den Richter. Die Richter heißen in erster Reihe Aristoteles, Olaus Magnus, Linné, Berzelius. Unter den Zeugen werden angeführt: Forster, Professor in Halle, der Cooke auf dessen zweiter Weltumseglung begleitete. Der sah selber, wie Fischer im Winter 1735 Schwalben aus der Weichsel auffischten. Zwei von ihnen lebten am Kachelofen wieder auf, starben aber bald. Forster hielt selber die kleinen Leichen in der Hand. Peter Brown (Brunn), norwegischer Maler (?), erzählt demselben Forster, er habe während seiner Schulzeit in Skien zwischen seinem sechsten und siebzehnten Jahr regelmäßig Schwalben aus einem Moor unter dem Eis aufgefischt; im warmen Zimmer seien die Vögel wieder lebendig geworden. Ein M. Stephens erzählt demselben Forster, er habe einige Schwalben gesehen, die man im Februar aus einem Teich holte, der zum Hof seines Vaters in Berkshire gehörte; daß die Schwalben im Zimmer umherflogen, nachdem sie wieder aufgelebt waren, und zwar in Gegenwart vieler Zeugen. Der schwedische Chemiker Wallerius schrieb 1748 an einen gewissen Klein in Danzig, er habe viele Male Schwalben im Schilf sitzen und sich in die Tiefe senken sehen. Auch habe er eine Schwalbe im Eisnetz gefangen, die im warmen Zimmer wieder zu sich gekommen sei. Linné nimmt in Systema naturae diese Anomalie der Natur als eine Tatsache auf. Wie haben wir da ein Recht, sie zu streichen, wo wir die Schwalben nicht haben ziehen sehen?

Der Schüler: Über dem Tor der Festung in Gwalior (Indien) ist ein magisches Quadrat eingehauen, das dem Nasikquadrat gleicht. Die Zahlensummen der Seiten und der Diagonalen ergeben 34. Da gibt es aber auch andere Funktionen, die dem Nasikquadrat angehören. Siehe Encyclopedia Britannica, Magic Square. Obwohl dieses magische Quadrat nichts Absichtliches mit dem Schachspiel zu tun hat, scheint es doch alle Züge der Schachfiguren einzuschließen. Wenn man nämlich den Zahlen von 1 bis 16 folgt, so findet man zuerst von 1 bis 2 den Zug des Springers; und diese Sprünge werden sieben Male wiederholt. Um von 2 zu 3 zu kommen, wende ich die gerade Linie des Turms oder der Königin an. Von 3 zu 4 wieder den Zug des Springers. Von 4 zu 5 den Zug des Bauern (oder des Königs). Von 6 bis 8 den Schrägsprung des Läufers (oder der Königin). Ein englischer Autor hat den Energien (Äquivalenten) der Figuren diese Skala gegeben:

Königin	= $23\frac{3}{4}$	Springer	= $9\frac{1}{4}$
Turm	= 15	König	= $6\frac{1}{2}$
Läufer	= $9\frac{3}{4}$	Bauer	= $3\frac{3}{4}$ oder 2.

Wenn nun das Schachbrett ein magisches Quadrat ist mit der Seite 8 und dem Quadrat 64, und man setzt die Werte für die Figuren ein, so wäre es ja möglich, aus dem Schachspiel ein neues Interesse zu gewinnen und vielleicht eine Lehre für sein Spielen. Der Zug des Springers findet sich in den meisten magischen Quadraten wieder; scheint also dem Schachspiel geliehen zu sein, dessen 8-Quadrat man untersuchen muß.

15	10	3	6
4	5	16	9
14	11	2	7
1	8	13	12

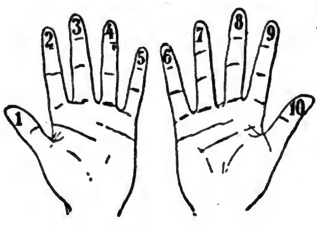
Der Schüler:

Man hat gefragt, warum die Arithmetik bei der Zehn-Skala stehen geblieben ist, nachdem verschiedene Völker es mit zwei, sechs, zwölf versucht haben. Man hat gemeint, die zehn Finger haben das Maß gebildet. Diese Tatsache hier scheint mir für die Sache zu sprechen. Wenn man nämlich die Produkte der Neun im Einmaleins beobachtet, so kehren die Zahlen nach 5 auf diese Art wieder:

$9 \times 2 = 18$, aber $9 \times 9 = 81$, merk 18, 81
$9 \times 3 = 27$, aber $9 \times 8 = 72$, merk 27, 72
$9 \times 4 = 36$, aber $9 \times 7 = 63$, merk 36, 63
$9 \times 5 = 45$, aber $9 \times 6 = 54$, merk 45, 54

Wenn man nun auf den Fingern in der innern Seite der Hände zählt, so sieht man, daß das Verhältnis nach 5 wiederkehrt. 2 und 9 fallen auf den Zeigefinger, 3 und 8 auf den langen Finger, 4 und 7 auf den Ringfinger, 5 und 6 auf den kleinen Finger.

Ganz wie bei der Neun des Einmaleins.



Der Schüler: Die Fingalsgrotte ist gebaut; daran ist nicht zu zweifeln. Beweise liegen vor. Die Basaltpfeiler, die aus dem Berggrund geholt wurden, sind in gleich große Stücke geteilt. Diese Stücke sind mit Zapfen und Schalen gefügt wie eine Schicht. Mörtel oder Zement zeigen sich in den Fugen. Die Pfeiler nehmen nach innen an Höhe ab in einem Verhältnis, das mathematisch berechnet ist: 39 Meter am Eingang, 23 im Hintergrund; verglichen mit der Breite der Höhle, die 17 Meter am Eingang und 7 im Hintergrund beträgt. Die Fingalsgrotte ist ungefähr so lang wie Notre-Dame in Paris, und ungefähr so hoch. Wer die genauen Ziffern bei der Hand hat, müßte die Zahlen der Pyramiden mit den Zahlen des Tempels Salomos vergleichen, des Parthenon und der ältesten Kathedralen; aber auch mit andern Grotten, besonders der auf Antiparos und der Insel Skye. Drei norwegische Grotten Torghatten, Dolsteinholan, Sjonghelleren besitzen ähnliche Maße wie die Fingalsgrotte. Die Grotte Sjonghelleren, deren Namen andeutet, daß sie singen kann wie die Orgel Fingals, hat wirklich dieselbe Länge und Höhe wie die Fingalsgrotte. Die Archäologen glauben, die Fingalsgrotte sei ein Spiel von Vulkanen und Meereswellen. Die Geologen meinen, Kristalle platzen mit Zapfen und Schalen. Vielleicht wissen die Freimaurer besser Bescheid über die vorgeschichtliche Baukunst?



SERUM-PFLANZEN

Der Lehrer fuhr fort: Ich habe eine Angabe gesehen, daß Mohn und Solanaceen am liebsten auf Kirchhöfen verwildern (gedeihen). Rosen und Lilien wuchern auf Gräbern, und der Brauch, der Wohnung des Toten Blumen zu opfern, hat wohl tiefere Gründe, als wir jetzt wissen. Gleich und gleich gesellt sich zuweilen gern; zuweilen suchen sie ihre Gegensätze. Die Wirkungsart der Arzneipflanzen kennt man nicht, und das Problem wird wohl künftig mit Swedenborgs Funktionen gelöst. Als ich in einem Buch sah, daß der Chinabaum am besten in Feuchtigkeit und wechselndem Klima gedeiht, dachte ich daran, daß die Chinarinde bei Wechselfieber von Nutzen ist, das man sich in feuchtem Sumpfboden zuzieht. Wenn die Salicylsäure der Salixarten gegen Malaria oder Sumpffieber dient, dachte ich an die Salixarten als Therapietiere, die das Sumpfgift zu Serum verarbeiten, da sie ja am liebsten in Sümpfen wachsen. Wenn jetzt Kochs Tuberkulin sich mit dem Schlangengift verwandt zeigt, und das Schlangengift dem Pflanzenalkaloid ähnlich ist, so fragt man sich, ob nicht Pflanzenalkaloide gefunden werden können, die Tuberkulose heilen. Die Natur hat ja die Heilmittel so vieler andern Krankheiten in die Pflanzen gelegt. Wermut enthält einen Stoff Absinthin, der grün wie die Galle ist, bitter wie die Galle und auf einen und denselben Kohlenwasserstoff $C^{16}H^{22}$ gebaut ist, der sich in Biliprasin, einem der Bestandteile der Galle, findet. Wermut sondert wohl Galle ab, da es eine Ruderatpflanze ist und Absonderungen von Tieren bearbeitet. Wermut wird ja auch bei Magenkrankheiten benutzt, die in Zusammenhang mit den kränklichen Veränderungen der Galle stehen.

Cholerin kommt von Chole, Galle.

DIE PSYCHE DER PFLANZE

Der Lehrer fuhr fort:

Als ich in einem botanischen Garten die größte Mohnart papaver speciosissimum sah, mit der unheimlichen blutroten Farbe auf den gekreuzten Kronblättern; und auf dem Boden des Kelches die vier schwarzen Flecke, welche die Giftetikette des schwarzen Kreuzes bildeten, erhielt ich den Eindruck, daß der Glaube der Alten an Signatura rerum, daß sich die den Dingen innewohnende Wirkung im Habitus ausdrücke, ganz richtig ist. Als ich aber das mit Riefen versehene Samenhaus des Mohns sah, das der römischen Vase einer Hygiea gleicht, mit einem Stundenkreis auf dem Deckel, sagte ich mir: Durch Sehen und Einsehen (Intuition) haben die Menschen von den Arzneigaben der Pflanzen Kenntnis erhalten. In jahrelangen Beobachtungen fand ich lauter Bestätigungen. Wenn man das schreckliche Bilsenkraut sieht, mit seiner Kadaverfarbe und der violetten Leichenbläue, so sieht man Tod und Wahnsinn. Aber die Natur ist mild und freigebig; sie legt das Heilmittel neben das Gift. Man sieht am Dezimalbruch der Dosis, wie sich die Wirkung ändert. Rückt das Dezimalkomma nach links, ist es die Todesdosis; rückt es nach rechts, gibt es Leben und Gesundheit. Wenn man aber Bilsenkraut in der Psychiatrie benutzen kann, zeigt das, daß die Pflanze eine Psyche hat. Ihre Psychologie kann also geschrieben werden, aber von Psychologen, nicht von Psychiatern.

LINNÉ STEHT AUF

Der Lehrer sprach:

Wenn man jetzt Linnés Jubiläum feiert, wird wohl sein Geist wieder auferstehen, wie Swedenborgs am Ende des vorigen Jahrhunderts wieder auferstand. Dann werden wir wohl sehen, wie der Botaniker wieder lebendig wird nach seinem hundertjährigen Verfall. Die Wiedergeburt ist schon verkündet worden von einem Deutschen, der Francé heißt: merk dir den Namen. Dann werden wir erfahren, was die Pflanzen für Wesen sind, nachdem ihre Geheimnisse allen Forschungen mit dem Mikroskop und den chemischen Reagentien getrotzt haben. Sie sind ja im Innern geschaffen wie höhere Tiere, denn ihre Gewebe stellen im Kleinen dieselben Elemente dar. Die Pflanzen haben glatte Muskeln und gestreifte, Arterien und Venen, Luftröhren und Milchgefäße, Nerven mit Nebenzellen und Verengung. Ihre Wurzel sondert Pankreassaft und Galle ab, und sie verdauen die Nahrung nach außen. Aber das Eigentümlichste ist, daß die Pflanzenalkaloide wie Morphin, Chinin und andere wie Schlangengift und Leichengift zusammengesetzt sind. Diese Pflanzen mit den starken Giften, die auch Heilmittel sind, scheinen als Serumtiere zu dienen. Sie leben nämlich in Unsauberkeit und Absonderungen, die sie zu Heilmittel verarbeiten. Unbegreiflich ist, daß gewisse Leichengifte wie Rosen, Jasmin, Hyazinthe riechen; aber die Pflanzen leben ja von Pflanzenleichen und tierischen Absonderungen. Vielleicht sind sie selber Leichen, die aus dem Vergehen auferstanden sind und ein Nirvanaleben leben, ein schmerzfreies, unbewußtes Traumleben. Aber dieses Kapitel gehört zu der künftigen Pflanzenpsychologie, die von Denkern begründet werden soll, nicht von Handwerkern.

DER PYTHAGORÄER LINNÉ

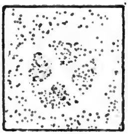
Der Lehrer fuhr fort: Linné ist ein Menschenalter als der trockene Systematiker verketzert worden, und sein Sexualsystem hat man als künstlich oder willkürlich abgetan, da er die Anzahl der Staubfäden und dergleichen als Einteilungsgrund wählte. Da aber die ganze Natur auf Zahlen aufgebaut ist, wie die Pythagoräer zeigten, scheint es ja vernünftig, auch die Eigenschaften und Verwandtschaften der Pflanzen von Zahlen herzuleiten und in Zahlen auszudrücken. Wenn wir die Familie der Cruciferen ansehen, so hat die sechs Staubfäden (allerdings vier längere); sechs aber ist die Zahl der Lilien, und die chemische Konstitution (Schwefelgehalt z. B.) der Cruciferen nähert sie den Lilien. Der Kopf des Kohls ist eine beginnende Zwiebelbildung, wie sie den Lilien eigen ist. Hesperis, die Crucifere, die auch Knospenzwiebel ansetzt, und Lunaria besitzen den Duft der Lilie, und Allaria hat den Duft der Zwiebel. Ferner: Aristolochia gehört zu Gynandria, besitzt aber sechs Staubfäden und gleicht einer Lilie. Fumaria gehört zu Diadelphia, hat aber sechs Staubfäden und gleicht einer Lilie, auch durch ihre Zwiebel. Lemna gehört zu Monoecia, gleicht aber mit ihren zwei Staubfäden der Veronica aus Diandria. Carex gehört zu Monoecia, aber die drei Staubfäden bringen Carex zu den Gräsern. Die Syngenesisten stehen mit einem Bein in den Umbellaten, und ihre fünf Staubfäden ziehen sie dahin, besonders durch Erygium, das eine Umbellata ist, aber den Habitus der Distel besitzt. Die Anzahl der Staubfäden scheint nicht so unwichtig zu sein, und Linné steht den Pythagoräern und Swedenborg näher, als man glaubt. Darum warten wir auf seine Wiederkehr.

LINNÉ FOLGT SICH NACH

Der Lehrer sprach: Linné sah selber das Ungenügende seines Sexualsystems ein und er arbeitete weiter mit natürlichen Ordnungen (ordines naturales). In diese Arbeit weihte er nur seine Getreusten ein. Aber er wollte sein Gebäude nicht eher niederreißen, ehe er ein neues errichten konnte, und damit kam er nicht zustande. Wer ihn den trockenen Systematiker zu nennen wagt, hat den Meister nicht gefunden, wo man ihn suchen soll: in seinen herrlichen Reisen, seinen Reden, Briefen und gewissen Abhandlungen. In den Reisen übersieht er die ganze Natur mit ihren drei Reichen: Steine, Pflanzen und Tiere. Er behandelt sie als lebende Wesen. Er ist Biolog, Anatom, Physiolog, aber er ist auch Arzt, Doktor medicinae und Apotheker in einer Person. Und überall sieht er die Hand des Schöpfers, den messenden und rechnenden Schöpfer. Wie Moses bekam er dessen Rücken zu sehen und erschrak. Nach Linné hat erst Haeckel die Gegenstände der Schöpfung geordnet, aber für ihn war es natürlicher, daß die Natur sich selber geschaffen habe. Das ist sinnlos, und Haeckels Theophobie ist so groß, daß er denen, die an einen Schöpfer glauben, den Scheiterhaufen anzünden will. Das nennt man die Begrenzung des endlichen Menschen. Haeckels System hat bereits dem Vergängnis seine Steuer zahlen müssen, wie Vater Darwins Lehren; und zwar im selben Augenblick, als der Darwinismus in die Volksschule eindrang. Beide haben gedient und ausgedient. Ihr Material wird benutzt, aber zu ganz andern Zwecken, als sie erstrebt haben. Alles klärt sich am Ende! Jetzt aber steht Linné auf, um sein eigener Nachfolger zu werden.

Der Schüler: In einer populären Astronomie von Ule (die man jedoch nicht zitieren darf) sah ich vor zehn Jahren die Zeichnung eines eigentümlichen Sternhaufens, der nach John Herschel wiedergegeben war, wahrscheinlich aus dessen Atlas der Nebelsterne. Dieser Sternhaufen bildet ein Radkreuz: Kranz und Speichen sind dunkel, das übrige hell von kleinen Sternen. Da ging es mir wie dem Schiffbrüchigen auf der unbewohnten Insel, als er die Hypotenuse im Sand gezeichnet sah, mit dem Unterschied, daß ich in meinem Innern ausrief: Es gibt Götter im Himmel! Ich habe seitdem diese Figur wirklichen Astronomen gezeigt und sie gebeten, die Zeichnung nachzuprüfen, entweder durch Beobachtung am Himmel (falls die Sternhaufen unserer nördlichen Halbkugel angehören) oder sie in Herschels Atlas aufzusuchen. Aber sie wollten den Himmel nicht ansehen; sie haben Furcht vor dem Himmel bekommen. Jedesmal wenn ich ihnen Herschels Radkreuz zeige, wenden sie sich fort, ganz wie ein Gewisser, wenn er das Kreuz erblickt. Wenn diese Konstellation sich als wirklich erweist, besitzen wir einen neuen Beweis, daß Gott existiert; sind sicher daß er im Himmel wohnt. Vielleicht war es dieses Bild, das Konstantin der Große sah, als er ausrief: In diesem Zeichen wirst du siegen! Aber was bedeutet dieses Himmelszeichen? Es ist ganz einfach das Theta der ältesten Griechen.

Das ist der erste Buchstabe in Theos, Gott.



EIN EIGENHÄNDIGER BRIEF CHRISTI

Ist der Kirchenvater Eusebius eine glaubwürdige Person?

— Durchaus.

— Mit welchem Recht bezweifelt man denn, daß der Brief Christi, den Eusebius aus dem Archiv zu Edessa bekommen hat, echt ist?

— Das weiß ich nicht; daran erinnere ich mich nicht.

— Da Eusebius im dritten Jahrhundert nach Christus in Palästina geboren ist, konnte er Verwandte von Jesus kennen. In seiner Kirchengeschichte teilt er einen Brief mit, den der Burgherr Abgarus in Edessa durch den Schnelläufer Ananias an „Jesus den guten Erlöser in der Stadt Jerusalem", sandte. Der Burgherr bittet in diesem Brief, Jesus möge kommen und ihn von einer Krankheit heilen; er habe nämlich gehört, daß der Erlöser Dämonen austreibe, Kranke heile und Tote erwecke. „Da ich dies alles von dir gehört habe, habe ich bei mir selber gedacht: eins von den beiden: entweder bist du Gott, der vom Himmel herniedergestiegen ist und solche Taten verrichtet; oder du bist Gottes Sohn, der solches ausführt." Aus dem Archiv von Edessa „wird Jesu Antwort an den Burgherrn Abgarus" mitgeteilt. „Abgarus: Selig bist du, weil du an mich geglaubt hast, ohne mich gesehen zu haben. Denn es steht von mir geschrieben: die mich gesehen haben, glauben nicht an mich, auf daß, die mich nicht gesehen haben, glauben und leben. Was nun die Einladung, zu dir zu kommen, angeht, so muß ich erst hier ausrichten alles, weshalb ich gesandt bin. Wenn das erfüllt ist, werde ich aufgenommen zu ihm, der mich gesandt hat. Wenn ich aber aufgenommen bin, werde ich dir einen meiner Jünger senden, auf daß er dich von deiner Krankheit heile und dir und den Deinen Leben bringe."

Was sagst du dazu?

— Ich finde es ganz natürlich, daß man einen Brief von Jesus Christus aufgehoben hat. Das ist viel natürlicher, als daß man alle Brieflein des verhältnismäßig unbedeutenden Marcus Tullius Cicero gerettet.

— Man hat jedoch die Echtheit des Briefes Christi geleugnet.

— Das kann ich mir denken! Aber aus welchen Gründen?

— Aus keinen Gründen. Hagenbach sagt: „Daß Eusebius wirklich diesen Brief in Edessa gefunden hat, müssen wir wohl glauben, wenn wir ihn nicht als Lügner stempeln wollen. Jeder aber, der nur im geringsten den Ton der evangelischen Erzählung kennt und ein inneres Ohr dafür hat, wird beim Vergleich finden, daß diese Geschichte später fabriziert ist, um nicht zu sagen, eine Betrügerei." Ich finde aber gerade, das ist der evangelische Ton! Auch ist da eine Einzelheit, die mir den Brief wahrscheinlich macht: das ist die Nennung des geringen Sklaven, des Schnellläufers Ananias. So etwas erfindet man nicht!

— Hat man denn bewiesen, daß der Brief gefälscht ist?

— Nein, man hat nur geleugnet, daß er echt ist.

— Und das nennt man Wissenschaft, Religionswissenschaft! „Ich leugne die Tatsache."

EIN EIGENHÄNDIGER BRIEF CHRISTI

Ein kleiner Herr (Hagenbach) wagt achtzehnhundert Jahre später die Angaben eines gelehrten Mannes (Eu-sebius) zu bezweifeln; eines Mannes, der kurz nach dem Tode der Apostel Christi lebte. Die Gründe, die dieser Herr anführt, sprechen aber mehr dafür als dagegen! Das erinnert an die Bibelkritik der Gymnasiasten; die „finden“ es unwahrscheinlich, daß die Evangelien auf Erlebnissen beruhen. Wer selber Schriftsteller ist, weiß, daß man alle diese Einzelheiten in Schauplatz, Handlung und Dialog nicht „erfindet“. Beispiele: Der Diener des Oberpriesters hieß Malchus. Dort brannte ein Kohlenfeuer, weil es kalt war. Der Hahn krähte. Die Uhr schlug so und so viel. Der Herr drehte sich um und sah Petrus an. Eine Magd sah ihn am Feuer sitzen, heftete ihre Augen auf ihn und sagte: Du bist auch einer von denen! Sie nahmen einen Mann, Simon von Cyrene, und legten ihm das Kreuz auf. (Sie erinnern sich an den Namen!) Und es war um die sechste Stunde. Das ist mehr als Erzählung, das ist Bericht von Erlebnissen.

DIE TAUSENDJÄHRIGE NACHT DER ÄFFLINGE

Als die Sonne des Christentums über die Welt aufging, wurde es natürlich Nacht für die Äfflinge. Als sie nämlich dem Licht den Rücken drehten, wurde alles verkehrt für sie. Rechts wurde links, Osten wurde Westen, Recht wurde Unrecht, schwarz wurde weiß, Tag wurde Nacht. Darum liest man noch von ihrer tausendjährigen Nacht, wie das Mittelalter von ihnen genannt wird. Als die Wilden Europas zahm wurden, als die Barmherzigkeit Greise und Kranke umfaßte, als Staaten ordneten und Gesetze schützten; als Glaube, Hoffnung und Liebe, Opferwilligkeit und Ritterlichkeit blühten, da begann die Nacht der Heiden. Als Europa Wissenschaft erhielt, als Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Roger Bacon, Arnold und Basilius Chemie, Metallurgie, Medizin begründeten, da begann die Finsternis für die Heiden. Als die mittelalterliche Kunst in dem herrlichsten Kunstwerk, das es gibt, ausschlug: dem gotischen Dom, da wurde es schwarz vor den Augen der Riesen: Glockenklang und Orgelsang vertrugen ihre Ohren nicht. Schließlich erfand das Mittelalter Pulver, Kompaß, Buchdruck. Ein religiöser Mann, der das Kreuzeszeichen auf dem Segel hatte, entdeckte Amerika. Aber Pauli Jünger Clemens Romanus kannte bereits „den Ozean, der von Menschen nicht überfahren werden kann, und die Welten, die hinter ihm liegen“. (Brief an die Christen in Korinth, Kapitel zwanzig. Dem Verfasser von einem Freund zitiert.) Aber mitten in der Finsternis der Heiden glänzten Klosterschule und Universitäten, in denen sowohl geistliche wie weltliche Weisheit gelehrt wurde. Rittergedichte, Romane, Schauspiele wurden gedichtet.

DIE TAUSENDJÄHRIGE NACHT DER ÄFFLINGE

Karl der Große ist ein christlicher König Salomo; schlägt die Philister im Sachsenwald, baut Tempel aus römischen Ruinen; hält gelehrte Gespräche und lauscht auf Märchen; bebaut das Land und gibt Gesetze. Das ist das hellste Bild des patriarchalischen, eben christlich gewordenen Europas. Die Götter wanderten allerdings nicht mehr auf Erden, aber Gottes Boten standen in dauernder Verbindung mit den Menschenkindern und offenbarten ihnen die Geheimnisse des Reiches Gottes, die in Revelationen und am besten in Legenda Aurea niedergeschrieben wurden. Thomas a Kempis' Nachfolge Christi wurde gedruckt und wird noch heute gelesen, sogar von Protestanten. Selbst die Kirchenväter Augustinus, Hieronymus, Chrysostomus kann man lesen; Augustin wurde in meiner Jugend als Konfirmationsbuch benutzt. Zweihundert Jahre vor der Reformation, der Kirchenspaltung, wie sie besser heißen müßte, schrieb Dante sein allerchristlichstes Gedicht, das die Heiden für sich zu stehlen versucht haben. Und der Mann gewordene Boccaccio sitzt auf dem Lehrstuhl und erläutert das Inferno; eine gute Strafe für die Unarten seiner Jugend. Botticelli, Lippi, Ghirlandajo hießen die großen gläubigen Maler des Mittelalters. Deren Schüler Michelangelo und Raffael waren fromme Christen. Wenn auch die Heiden sie haben stehlen wollen unter der falschen Bezeichnung Renaissance oder Wiedergeburt des Heidentums. Als es beim Beginn der neuen Zeit dämmerig zu werden anfing, da ging der Tag auf für die Heiden und für den „letzten Athener". — Den letzten? Es werden wohl noch mehr Athener kommen, die Eulen nach Athen tragen wollen!

DER LIEBLING

Julian war ein Illyrier aus dem Räuberstaat von phönizischem Mischvolk, das Baal und Astarte anbetete. Er war kleinköpfig, hatte keinen Hinterkopf, trug über afrikanischen Lippen einen Bart, in dem Ungeziefer spazierte. Er hatte lange Nägel und Hände, schwarz wie Tinte. Mit denen wühlte er in den blutigen Körpern der geschlachteten Opfertiere, um aus Herz und Leber die Zukunft vorauszusagen. Der frohe Gottesdienst bestand in Schlachten von Tieren und wurde begleitet vom Tanz liederlicher Mädchen. Um die Weissagungen zu widerlegen, wollte er den Tempel von Jerusalem wieder aufbauen. Da aber brach Feuer aus dem Boden, daß das Unternehmen gleich im Anfang erstickt wurde. Dieser Tor kam einmal nach Antiochien, das hunderttausend Heiden besaß. Julian erwartete von ihnen Hekatomben und Bauchtänze. Stattdessen kam ein einziger Priester ihm entgegen, und der brachte eine Gans. Das war alles! Diese unsympathische Figur, die der Liebling des „letzten Atheners" und der Neuheiden geworden ist, wurde schließlich in eine Wüste gelockt. Dort litt er Hunger und Durst; dort traf ihn ein Spieß in die Leber. Dabei soll er aber nicht ausgerufen haben: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Dazu war er zu dumm.

FREI VON DENKEN

Du weißt, Gymnasiasten und ihresgleichen sind sehr groß in Bibelkritik!

— Ja, ich erinnere mich . . .

— Gut. Du erinnerst dich, wir entdeckten, daß die Familienfolgen bei Matthäus und Lukas sich widersprachen. Damit schleiften wir (nach dem „letzten Athener“) die ganze Versöhnungslehre. Wenn wir gewußt hätten, wie wir uns geirrt, würden wir uns geschämt haben. Eusebius schreibt nämlich im siebenten Kapitel des ersten Buches über die Übereinstimmung der Familienfolgen und erklärt den Widerspruch auf diese Art: „Die Namen der Familien wurden in Israel entweder nach der Natur oder dem Gesetz gezählt. Nach der Natur, wenn der eheliche Sohn auf den Vater folgte. Nach dem Gesetz, wenn einer die Kinder, die er erzeugte, nach seinem kinderlos verstorbenen Bruder benannte. Weil es nämlich noch keine sichere Hoffnung auf Auferstehung gab, faßte man die zukünftige Verheißung in dem Bilde einer gewissen sterblichen Auferstehung, auf daß der Name des Verstorbenen nicht untergehe. Da nun in diesem Stammbaum teils eheliche Söhne, die ihren Vätern folgten, teils Söhne, die nach andern benannt waren, aufgeführt wurden, so werden beide erwähnt... Auf diese Weise enthält keins der beiden Evangelien eine Unwahrheit. Das eine zählt die Abstammung nach der Natur, das andere nach dem Gesetz. Denn die Familien, die von Salomo abstammen und von Nathan, sind durch Erneuerung der Namen derer, die kinderlos starben, durch zweite Ehe und durch Leviratehe so mit einander verflochten, daß ein und derselbe mit Recht für das Kind verschiedener Väter gilt . . .

Beide Erzählungen sind also durchaus wahr.“

Darauf folgt ein langer Beweis, den du selber nachlesen kannst. Der schließt: „Matthan, der von Salomo abstammte, zeugte Jakob. Nachdem Matthan gestorben war, erzeugte Melchi, der von Nathan abstammte, mit demselben Weib Eli. Eli und Jakob waren also Brüder, von einer Mutter. Als Eli kinderlos starb, erweckte Jakob seinen Samen, indem er Joseph zeugte: der war nach der Natur Jakobs Sohn, aber nach dem Gesetz Elis Sohn. Auf diese Weise war also Joseph beider Sohn!“ Ist das klar?

— Klar!

— Müssen wir uns nicht schämen?

— Ja, wir können es, da wir Schamgefühl haben.

— Und das nennt man Freidenker!

— Frei von denken!

DIE SCHWARZE WISSENSCHAFT

Swedenborg sagt: Wer weiß nicht, daß alles mögliche Böse und Falsche bestätigt werden kann? Es kann bekräftigt werden, und es wird auch bestätigt von den Bösen bei ihnen selbst, daß es keinen Gott gibt, daß die Natur alles ist und daß sie sich selber geschaffen hat; daß die Religion nur ein Mittel ist, durch das einfältige Seelen in Banden gehalten werden.. Kurzum, nimm das Falscheste und stell es als Satz auf und sag zu einem scharfsinnigen Kopf: Bestätige das! Und er wird es bestätigen, soweit, daß das Licht der Wahrheit ganz erloschen zu sein scheint... Die Bestätigung des Bösen und Falschen ist nichts anderes als die Entfernung des Guten und Wahren. Es ist also der böse Wille, der den Verstand verdunkelt und veranlaßt, daß der Böse nicht die einfachsten Wahrheiten der Religion begreift. Es ist die Feindschaft gegen Gott, welche die schwarze Wissenschaft begeistert. Zwei Menschenalter hat sie nun geblüht und hat diese Wissenschaft wertlos gemacht oder weniger als wertlos. Man hat den Argwohn ausgesprochen, die ägyptischen Hieroglyphen seien nicht richtig gelesen worden, sondern müßten anders gelesen werden. (Swedenborg soll eine Deutung in der Bibliothek der Stockholmer Akademie der Wissenschaften niedergelegt haben.) Man hat geflüstert, die Keilinschriften seien nicht verstanden worden; gelehrte Gemeinschaften bestimmten die Deutung; und zwar in der Absicht, den Wert der Bibel zu verringern. Sachverständige haben laut geäußert, eine gewisse glänzende wissenschaftliche Tat sei niemals ausgeführt worden, weil sie unmöglich sei; und die Tat sei Betrug gewesen. Die ganze Bazillengeschichte hat immer einen Unterstrom von Zweifel gehabt: als handle es sich um eine Verwechslung von Ursache und Wirkung.

So lange man nicht die Erscheinung der Gärung erklärt hat, die eine Selbstzeugung und eine Verwandlung von CH^2 und CO zu N ist, kommt man nicht vom Fleck. Nach Mendelejeffs chemischem System wurden eine Menge neuer Elemente entdeckt. Von denen wurden einige vom Syndikat verzeichnet, andere verworfen, wieder andere der Vergessenheit übergeben. Die sogenannte Entdeckung des Argon würde rein gar nichts sein, wenn nicht die Zahlen ihr Spiel trieben; das hat der Entdecker jedoch nicht beachtet. Das Atomgewicht wird mit 39 angegeben; die Lösbarkeit im Wasser mit 3,9; es bildet 0,93% der Luft. Der Stoff ist ebenso gleichgültig, wie er indifferent ist. Ebenso apokryph wie Helium; wurde von Cleve für eine Gasmischung gehalten, ganz wie Helium. Und da Gase auf eine unendliche Anzahl Arten gemischt werden können, ist Argon ein $^{\infty}/_{\infty}$. Die Geologie, die Zoologie wurde, blieb vor dem Urberg wie vor einer Mauer stehen. Da hörte die Forschung auf. Die Philologie, die aufblühte, nahm sofort Dienste beim Dungherrn, um mittels immanenter Lautgesetze, die sich selber gestiftet haben, die Nichtexistenz Gottes zu beweisen. Aber diese Wissenschaft ging in Rauch auf, als man schließlich fand, daß es gewöhnlich „das Streben nach einer bequemeren, Zeit und Anstrengung sparenden Aussprache ist, welche die Lautgesetze hervorruft“. „Und daß diese Lautgesetze sich vorläufig und vielleicht für immer unserm Begriffsvermögen entziehen.“ (Ad. N — m). Alle diese Babelstürme stürzten ein, ehe sie den Himmel erreichten; und die „exakte Wissenschaft“, die so wenig exakt war, liegt jetzt in Ruinen; jetzt schon oder sehr bald.

DAS ERSTE GEBOT: „DU SOLLST KEINE ANDERN GÖTTER HABEN NEBEN MIR."

Der Heiden unausrodbares Bedürfnis nach Religion äußert sich bekanntlich in Götzendienst. Sie verehren Götzen: Weib, Kind, Jugend, Vaterland, Karl XII.; ihre Unglückskameraden, wenn diese es zu etwas gebracht haben; vor allem aber die Wissenschaft, das heißt die gottfeindliche Wissenschaft, die gefälschte. Die Heiden sind die Männer des bösen Willens. Der böse Wille macht Menschen dumm; so dumm, daß man ihnen einreden kann, was man will. Man hat ihnen eben eingeredet, die Chemie habe bisher ohne Physik gearbeitet und man könne ein großer Chemiker sein, ohne eine Spur Physik zu können. Sie haben eben „bewiesen", daß die Kometen aus Gasen bestehen, meist Kohlenwasserstoffen. Wenn nun ein geschmiedeter Eisenblock mit einem Gewicht von eintausend Kilo niederfällt, in den Nickel nach Damascener Arbeit eingelegt ist, so glauben sie, Bielas Komet, der aus Gasen bestand, habe den Eisenblock fallen lassen. Das ist dickköpfig. Die Meteorsteine kommen ja von oben auf die Erde nieder. Aber die Äfflinge haben entdeckt, daß es kein oben und unten gibt (und nicht hinten und vorn). Darum wagen sie nicht, oben zu forschen, vielleicht aus Furcht, etwas unbekanntes zu treffen. Das könnte ihrer wissenschaftlichen Lehre, das Weltall habe keine Rätsel, unbequem werden. Die Hindus sollen einen Gott besitzen, der Basmaghut heißt. Der verehrte sich selbst, bis er schließlich vor Aufgeblasenheit platzte. Die Wissenschaft wird jetzt auch bald platzen.

DAS SIBBOLETH DER ÄFFLINGE

Als die Ephraimiten über den Jordan fliehen wollten, wurden sie von den Gileaditern angehalten und aufgefordert, als Losung das Wort Schibboleth zu sagen. Die das Wort nicht aussprechen konnten, sondern Sibboleth sagten, wurden niedergehauen. Wenn jetzt die Äfflinge am Rubikon stehen, um eventuell niedergehauen zu werden, müssen sie das Wort Swedenborg aussprechen. Aber sie können den Namen nicht über ihre Lippen bringen. Bittet man sie, Swedenborg zu buchstabieren, so beginnen sie: S, w, e heißt Wal; d, e, n heißt den; b, o, r, g heißt ström. Das ist doch merkwürdig, daß sie nur Waldenström sagen können, aber nicht Swedenborg. Das ist das sichere Zeichen eines Äfflings. Ein anderes Sibboleth ist Peladan*. Diesen Namen können sie auch nicht aussprechen; er dreht sich ihnen im Mund und wird Anatole, Henry oder Bobrikoff; alles mögliche, nur nicht Peladan. Es ist gut, daß man die Äfflinge erkennen kann!

* Anmerkung des Übersetzers. Meine Peladan-Ausgabe folgt meiner Strindberg-Ausgabe.

DIE GEHEIMSCHRIFT DER PLANETEN

Die Alten hatten bekanntlich die Metalle nach den Planeten benannt. Sonne war Gold, Mond Silber, Merkur Quecksilber, Venus Kupfer, Mars Eisen, Jupiter Zinn, Saturn Blei; Uran war unbekannt, sowohl der Planet wie das Metall. Die Äquivalente der Metalle sollen den Alten unbekannt gewesen sein; sie schimmern aber doch in den Bahnelementen der Planeten hervor. In der kleinsten Entfernung des Mars von der Sonne, die 28 geographische Meilen beträgt, ist ja wirklich das Äquivalent des Eisens, 28, zu sehen. Im Maximum 208 des Saturn ist ja auch das Atom 208 des Bleis zu sehen. Soweit ging es einfach, jetzt aber beginnt die Geheimschrift. Die Dichtigkeit des Merkur ist 1,3 und die Dichtigkeit des Quecksilbers ist 13. Die Masse des Merkur ist 0,06966 und das Quecksilber ist 6966 mal schwerer als Luft. Der Durchmesser des Merkur ist 0,38, wenn die Erde 1 ist, und die kritische Temperatur des Quecksilbers ist — 38°. Die größte Entfernung des Jupiter ist 112; also nicht weit von 118, dem Atom des Zinns. Die 16 der Venus kann ja das halbe Äquivalent des Kupfers werden: 32/2. Bedenklich aber wurde die Übereinstimmung der Zahlen, als der Planet Uranus beinahe gleichzeitig mit dem Metall Uran entdeckt wurde: 1781 und 1789. Die Masse des Planeten Uranus (Sonne gleich 1) beträgt 1/12000; da ist die Zahl 120, das Äquivalent des Urans, da das Atom 240 ist. Die Dichtigkeit des Uranus ist 0,24; da ist das Atom des Urans: 240. Der größte Abstand des Uranus beträgt 416; das ist nicht viel verschieden von 434, dem älteren Doppelatom des Berzelius. Bei den Titiuszahlen verbirgt Uranus mit 196 die Zahl des Goldes und Saturn mit 100 die des Quecksilbers. Venus offenbart in 107 das Atom des Silbers und Merkur in 57 das Äquivalent des Zinns. Es ist also eine Geheimschrift.

QUI PRO QUO

Jetzt im Oktober soll die Sonne im Skorpion stehen. Das tut sie nicht, wie wir wissen (?), sondern sie scheint nur dort zu stehen, wenn man sie von der Erde aus sieht. Als aber das System geändert wurde, wagte man den Kalender nicht zu ändern und auszuschreiben, daß die Erde im entgegengesetzten Zeichen stehe oder im Widder, wo sie jetzt im Oktober stehen soll. Warum man dies fürchtet, weiß ich nicht: wenn ich aber jetzt schon im siebenten Jahr von demselben Fenster aus den Sternenhimmel im Oktober betrachte und sehe, wie der Widder unter Andromeda und Cassiopeja sich in vierundzwanzig Stunden umdreht und jeden Abend einen Grad früher wiederkehrt, so begreife ich nicht, wie die Erde im Widder stehen kann. Wir stehen ja überall, wenn kein Gesichtspunkt bestimmt wird. Der Sinn ist allerdings der: man nimmt an, die Erde stehe im Widder, wenn man sich nach der Sonne versetzen und von dort die Erde betrachten könne. Es ist also eine Annahme. Aber mit der Präzession, dem scheinbaren Vorrücken der Sonne im Tierkreis, das fünfzig Bogensekunden im Jahr beträgt, müßte ja, da die Erde vorrückt und die Sonne still steht, die Erde dieses Vorrücken ausführen. In sechsundzwanzigtausend Jahren wäre das vollendet, also ein neuer Faktor in die Bahnelemente der Erde eingeführt. Das aber kann ich nicht bewältigen. Die Frage bleibt jedoch: Was heißt das, daß die Erde jetzt im Oktober im Widder steht, wenn die Lage der Sterne das ganze Jahr hindurch dieselbe ist?

GESICHTSTÄUSCHUNGEN

Wenn man in einem Ballon aufsteigt, erscheint die Erde konkav, schalenförmig, obwohl sie konvex, kugelförmig sein soll. Entweder ist es also eine Gesichtstäuschung, oder die Erde ist schalenförmig. Wenn ich den Himmel betrachte, bildet der eine gedrückte Kuppel über meinem Kopf. Da die kugelförmige Erde sich schalenförmig zeigt, kann man doch mit Recht schließen, daß der scheinbar schalenförmige Himmel kugelförmig ist. Aber er soll weder das eine noch das andere sein. Täuschungen also! Stehe ich auf einem Fahrzeug draußen im Meer und drehe mich um, so sehe ich einen Kreis. Stehe ich still und halte, wenn möglich, die Augen still, so sehe ich das Segment vielleicht eines Kreises. Das soll beweisen, daß die Erde rund ist. Nun geht das Fahrzeug in den Nebel hinein, und das Auge reicht nur fünfzig Meter weit. Der Kreis scheint jedoch voll zu sein; doch niemand glaubt, daß es der Kreis der Erde ist, den ich jetzt sehe. Gehe ich in einen licht gepflanzten Wald, sehe ich, wie sich die Bäume in einen Kreis ordnen; das kann nicht der Kreis der Erde sein. Was ich auf dem offnen Meer sehe, im Nebel, im Wald, ist ein Kreis, in dem ich der Mittelpunkt bin, und dessen Radius die Entfernung ist, auf die man deutlich sehen kann. Also nur Täuschungen. Was wir sehen, gibt uns keinen richtigen Begriff des Gesehenen.

Daß der Meereshorizont kein Bogen ist, ist sehr leicht zu finden. Ich visiere den Horizont zwischen den beiden Schienen eines Parallellineals, und die Kurve des Horizonts wird eine gerade Linie, die den Linealen parallel läuft. (Das Parallellineal besteht aus zwei Linealen, die durch Schenkel vereinigt sind und benutzt werden, um auf der Seekarte ein Besteck zu machen.) Bei wolkigem Wetter geht oft der Kreis des Horizonts entzwei; das Auge bekommt Wolkenperspektiven, welche die Blicke ableiten. Es ist schwer, mit einem Lineal zwei parallele Linien zu ziehen, und auf einer ebenen Fläche erscheinen zwei parallele Linien über ein gewisses Maß wie eine Kurve: 
Es heißt: nur zwei parallele Linien, die auf eine Kugel aufgetragen sind, erscheinen wirklich parallel und gerade. Der Regenbogen ist eine subjektive Erscheinung, die ohne einen Zuschauer vielleicht nicht existiert, oder vielleicht überhaupt nicht vorhanden ist. Ich stand eines Nachts auf der Laterne eines Leuchtturms und sah, nach Norden blickend, ein strahlendes Nordlicht in der Finsternis. Als ich aber um die Laterne herumging, immer das Licht im Rücken, sah ich das Nordlicht in allen Himmelsgegenden. Es war also eine subjektive Täuschung. Vielleicht ist die Form des Nordlichts auch eine optische Täuschung wie die Form des Regenbogens?

GESICHTSTÄUSCHUNGEN

Ich stehe auf einem tief liegenden Lastdampfer der Nordsee; mein Auge ist ungefähr vier Meter über der Meeresfläche. Nach der Formel $3{,}85\sqrt{h}$, bei der h die Höhe des Auges über der Meeresfläche ist, könnte sich eine Möwe, die bei ruhiger See auf dem Wasser schwimmt, unter der Kugelförmigkeit (Kalotte) verbergen, auf eine Entfernung von ungefähr sieben Kilometern. Da sie sich dann aber außer Sehweite befindet, kann man das nicht bestätigen. Der in den astronomischen Lehrbüchern angeführte Beweis für die Kugelform der Erde, daß ein Fahrzeug auf dem Meer erst die Mastspitzen und zuletzt den Rumpf zeigt, ist unwahr. Ich habe dreißig Jahre lang die Erscheinung beobachtet: ich habe am Meer gewohnt, habe Meere bereist, habe aber die Erscheinung nie gesehen. Nur einmal, und da spiegelte sich das Oberbramsegel einer Brigg in der Luft; das heißt, es schien durch die verschiedene Dichtigkeit der Luftschichten vergrößert zu sein. Auf der Nordsee verlief es so: Unser Lastdampfer traf eine Bark, die an uns vorbei fuhr. Ich hatte die Uhr in der Hand und fragte den Kapitän nach den Geschwindigkeiten beider Fahrzeuge. Die Bark fuhr mit günstigem Wind nach Norden.

Nach einer viertel Stunde sah sie so aus: 

Nach einer halben Stunde so: 

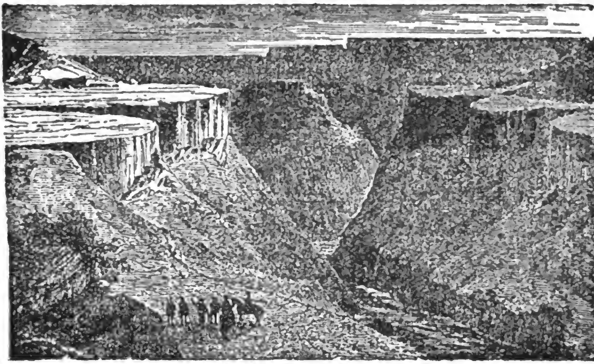
Nach einer Stunde so: ()

Sie schien immerzu den Horizont „hinaufzusteigen“, während sie sich verkleinerte und verdunstete, bis sie verschwand. Aber sie verbarg weder den Rumpf noch die unteren Segel. Als der Rumpf undeutlich wurde, hatte er sich nicht unter der Kalotte verborgen; durch das Fernglas des Kapitäns wurde er sofort wieder sichtbar.

GESICHTSTÄUSCHUNGEN

Ich habe Helgoland gesehen, nicht aus dem Meer auftauchen, sondern hervortreten, größer werden, deutlicher werden sehen. Ich habe gesehen, wie einlaufende Dampfer sich zuerst durch den Rauch zu erkennen geben, dann durch den Schornstein; der ist niedriger als die Masten, aber schärfer in Farbe und stärker an Umfang. Wenn der Rumpf nicht mit bloßem Auge zu sehen ist, ist er nicht verborgen unter der Kalotte, denn er zeigte sich durchs Fernrohr; seine Farbe hatte ihn mit der Farbe des Wassers verschmolzen. Ich habe das Licht des Leuchtturms am Horizont gesehen, ohne den Turm zu sehen. Aber ich habe niemals bei Tageslicht die Laterne früher gesehen als den Turm. Ich habe im Meer geschwommen, das Auge einen Fuß über der Oberfläche, aber ich habe weder Felsenriffe noch Seezeichen versinken (sich verbergen) sehen. Doch soll ein ruhender Seevogel sich für einen Schwimmer auf einem Knoten Entfernung, das sind 1885 Meter, verbergen können. Die Strandsteine der Schäre müßten unsichtbar werden, wenn sich der Schwimmer ungefähr zwei Kilometer von ihnen entfernt. Ich habe Messungen auf dem Eise vorgenommen und die Wakenbüsche des Fischers auf die angegebene Entfernung nicht verschwinden sehen. Das Eis soll sich ja in Rundung legen; doch sagt die Wasserwage das Gegenteil. All dies ist seltsam!

Man weiß ja gar nichts, kaum das!



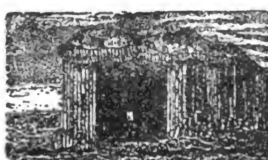
Wer hat das gebaut?

— Gebaut?

— Ja, du kannst doch sehen, daß es von lebendigen Händen geschaffen ist, hinter denen ein rechnender, messender Sinn liegt, falls du selbst das Auge des Künstlers hast. Bist du nur Geolog, so siehst du nur die zerklüftende Wirkung des Wassers auf Silur und Devon.

— Was ist es denn?

— Es ist ein Teil der Rocky Mountains in Nordamerika. Willst du aber Colorados Canons sehen, so such sie in Neumayrs Erdgeschichte auf, jedoch nicht in der schwedischen Übersetzung; dort sind die wunderbaren Reste der Felsentempel in den Wüsten Asiens ausgelassen; wahrscheinlich aus Furcht, die herrschende Archäologie würde zusammenstürzen.



— Dann glaubst du, die Fingalshöhle ist gebaut?

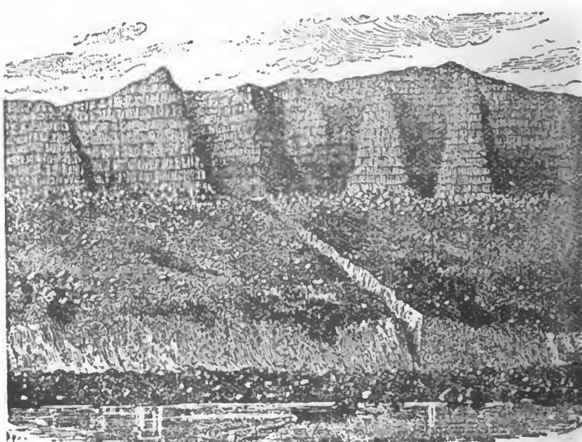
— Das sieht man doch, daß sie gebaut ist!

Glaubst du, daß der Tempelberg auf Spitzbergen auch gebaut ist?

— Ja, da er denselben Stil hat wie die Colorados. Aber dieser Berg Ovifak auf Grönland, wo Adolf Nordenskjöld den Meteor fand, hat einen andern Stil. Der gleicht den Riesenbauten in der sächsischen Schweiz, des Halleberges und Hunneberges in Schweden und anderen.

— Wer hat denn den Halleberg gebaut?

— Das weiß ich nicht. Ihr aber müßtet mit euern Millionen diese Bauten aufklären. Auch unsere Grotten in Smoland und Schonen. Linné sagt von Halle- und Hunneberg, der eine gleiche einem eingehegten Tiergarten, der andere einem wohl angelegten Schloß. Vielleicht ist es so!



ALTERTUMSKUNDE



Gleichzeitig sollte man die „Steine von Ystad" photographieren. Von denen gibt es eine schöne Sammlung in Sätofta am Ringsee. Daß sie zerklüftet sind, ist klar: was sie aber waren, ehe sie fossil wurden, das können nur vergleichende Studien an den Tag bringen. Als ein Andenken überreiche ich eine Zeichnung von Linné aus seiner öländischen Reise. Sie stellt diese Steinriesen von Kyllei vor, die ihm wie „Bildsäulen, Brustbilder, Pferde und ich weiß nicht was für Gespenster" vorkamen. Als Schlußvignette setze ich eine abessinische Landschaft her. Falls du einmal dahin kommst, vergiß nicht auch die zu studieren.



Gewisse Pflanzen gedeihen zusammen, andere nicht, ohne daß man recht erklären kann, warum nicht. Die Weinrebe ist seit der Römerzeit immer mit der Ulme „vermählt" gewesen, bei der sie eine Stütze suchte; jetzt mehr mit der echten Kastanie, wie in Savoyen, mit der Pappel und dem Maulbeerbaum, wie in der Lombardei. Dagegen hat der Wein den Kohl verabscheut. In Rosengrün der Provence hat man Zwiebel gepflanzt, um den Duft der Rosen zu erhöhen. Die Zwiebel als Lilie betrachtet, erklärt wohl die Sympathie zwischen Rose und Lilie. Ranunculus und Nenuphar (weiße Mummel) lieben einander, vielleicht weil das Feuchte und Schlammige beide anzieht. Die Raute, die einen lieblichen Duft gibt, wenn man vorsichtig ins Blatt kneift, aber stinkt, wenn man es zerdrückt, hat eine gewisse Vorliebe für Braunwurz. Die medizinischen Eigenschaften der Raute gegen Hysterie und der Braunwurz gegen Skrofel können den Weg nicht zeigen. Alpenveilchen und Kohl hassen einander, und zwar so sehr, daß beide sterben, wenn sie zusammen gepflanzt werden. Klee und Wicke, Korn und Wicke gedeihen in gleicher Erde. Euphorbia peplus findet man in Kohlgärten, aber helioscopia in Gewürzgärten; dulcis sucht man auf Kalk. Und so weiter.

SAT SAPIENTI

Wenn man in einem Graben steht und ein Zuckerrübenland im Herbst betrachtet, gleichen die Rüben einer Drachensaat: die Schädel der Krieger sind aus der Erde herausgekommen und sind mit dem grünen Skalp geschmückt. Diese Schädel werden dann ja skalpiert und geben einen schönen Zucker. Aber sie liefern auch ein Gift, das Betain heißt und $C^5H^{11}NO^2$ geschrieben wird. Es steht dem Cholin und Neurin nahe, die sich im Gehirn finden, und dieselbe Formel $C^5H^{11}NO^2$ besitzen und Leichengifte sind. Das ist doch eine Korrespondenz. Nun muß aber der Aaskäfer (Silpha atrata), der ein Bruder des Totengräbers (Necrophorus) ist, die chemische Analyse können, denn er greift die Rübe nicht des Zuckers wegen, sondern des Leichengiftes wegen an. Die Rübe heißt Chenopodium und ist eine Melde, und die Stinkmelde (Chenopodium vulvaria) sondert Trimethylamin ab, riecht nach faulen Heringen und wurde in der Medizin gegen Mutterwut, Hysterie, benutzt. Sat sapienti, das heißt: wer Latein versteht, mag buchstabieren und zusammensetzen.

DIE INSEKTEN ALS BOTANIKER

Nicht alle Schulknaben wissen, daß der Flieder nahe verwandt mit Esche, Hartriegel und Olive ist; aber die spanischen Fliegen wissen es, denn die weiden nur auf diesen vier, ohne sich zu irren. Auch die Larven der Schmetterlinge sind gewaltige Botaniker und besitzen oft einen verschiedenen Geschmack als die Schmetterlinge, die sowohl ihre Eltern wie ihre Kinder sind. So ist die Gattung Argynnis, Perlmutterfalter, immer auf Disteln zu sehen, aber ihre Raupen niemals auf Disteln, sondern auf Veilchen. Das nennt man Instinkt, aber dieser eingefleischte Geschmack für eine besondere Pflanze muß eine Ursache haben. Ich kann jetzt keinen Zusammenhang zwischen Distel und Veilchen finden, aber es muß wohl einen geben. Die Raupe des Totenkopfschmetterlings lebt von der Kartoffelpflanze und andern giftigen Solanaceen; aber der Schmetterling selber hat bessern Geschmack; er ißt den Honig der Bienen auf, obwohl niemand begreift, warum die Bienen ihn nicht töten. Vielleicht erschreckt er sie durch seinen Gesang und seinen Giftschild? Die Raupe des französischen Argusfalters Lycaena syngrapha lebt auf Klee, aber der Schmetterling zieht Thymian vor. Der schöne Espenschmetterling hat eine sonderbare Neigung, sich auf Viehdünger zu setzen, „am liebsten in offnen Alleen"; aber die Raupe sitzt auf der Pappel, wenn diese im Mai ein wohlriechendes Harz ausschwitzt. Das ist seltsam. Um zu den spanischen Fliegen zurückzukehren; diese sondern Chantharidin $C^5H^8O^3$ oder $C^{10}H^{12}O^4$ ab. Das ist eine Flechtensäure oder ein Kampher. Der Pharmazeut kann aber kaum Chantaridin aus dem Fraxin der Esche herstellen, aus dem Glucosid $C^{27}H^{30}O^{17}$. Aber die Chanthariden sind auch stärker in der ars transmutatoria.

MUSKELN UND BINDEGEWEBE DER PFLANZEN.

Daß die Pflanzen Muskeln besitzen, wird nicht bezweifelt; daß aber die Gleichheit so groß ist, wie sie tatsächlich ist, hat man nicht beachtet. Sehen wir uns eine Faser der Baumwolle an (links) und halten daneben die Muskelfaser einer Ente (rechts).



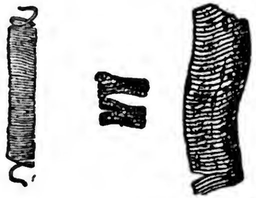


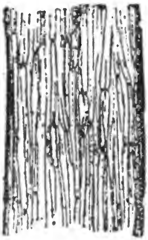
MUSKELN UND BINDEGEWEBE DER PFLANZEN

Oder nehmen wir glatte Muskelfasern eines Menschen (rechts) und vergleichen wir die mit den Holzzellen einer Fichte (links). Ein Unterschied ist nicht vorhanden!

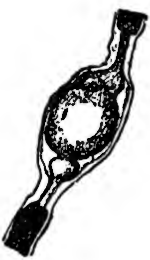
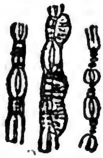


Jetzt kommen die gestreiften Muskeln (rechts), die mit einem Pflanzengewebe (links) verglichen werden.



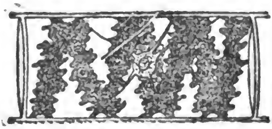



Berzelius fand es ganz natürlich, daß die Pflanzen als lebende Wesen wenigstens vasomotorische Nerven besitzen. Die in späterer Zeit entdeckten Siebröhren, die Albuminate führen, sind wahrscheinlich Nerven, vielleicht sensomotorische. Sie sind nämlich am meisten bei Schlingpflanzen entwickelt, die sich ja bewegen, aber auch nachfühlen, wo die Stütze ist. Die äußere Gleichheit ist ja auffallend, da beide in einer Scheide mit Verengung laufen. Siehe oben links die Siebröhre einer Pflanze, rechts den Nervus Thoracicus einer Ratte. Unten links das Nervenelement des Rochens, rechts die Siebröhre der Kiefer.

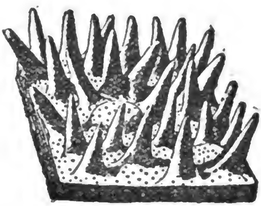



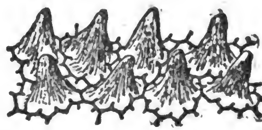
DIE GANGLIEN DER PFLANZEN

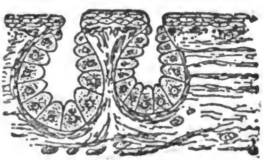
Ob die Pflanzen Ganglien besitzen, ist ungewiß. Wohl aber gleichen die (unten abgebildeten) Plasmodien der Spirogyra den multipolaren Ganglien des Tieres. Gewisse empfindliche Pflanzen scheinen Ganglien in den Knoten (Gelenken) zu besitzen. Unsere Impatiens ist so empfindlich, daß sie in zehn Minuten „starb“, wenn sie in einem Knoten verletzt wurde; dagegen lebte sie gesund, wenn sie zwischen zwei Knoten abgeschnitten wurde. Eine Oxalis wurde lahm, als ich mit einem Sonnenglas den Hauptnerven versengte. Ein Winterexemplar von Oxalis wurde mit Natriumhyposulfit behandelt und zeigte das kleine Bewegungsorgan am Blattgrund. Eine abgeschnittene Tulpenblüte bekam Starrkrampf von einem Tropfen Chloroform. Alle Blumenblätter brachen zurück und wanden sich. Eine abgeschnittene Narcisse, die Chloroformdämpfen ausgesetzt wurde, starb im Krampf; bei der Obduktion standen alle Stomata offen. Jodkalium zieht das Protoplasma in den Zellen der Stomata zusammen. Darum habe ich mich gefragt, ob Jodkalium, das man bei Lungenentzündung anzuwenden beginnt, irgend eine Wirkung auf den Lungenbeutel oder das Diaphragma ausübt; die sind ja mit Stoma versehen wie die Pflanzen.

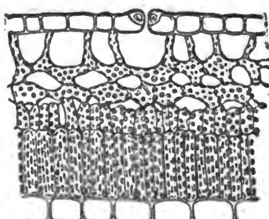


Mögen die Bilder sprechen. Oben links die Darmzotte des Zwölffingerdarms, rechts die Wärzchen vom Blütenblatt des Veilchens. Unten links die Oberhaut des Frosches, rechts die Oberhaut eines Pflanzenblattes.



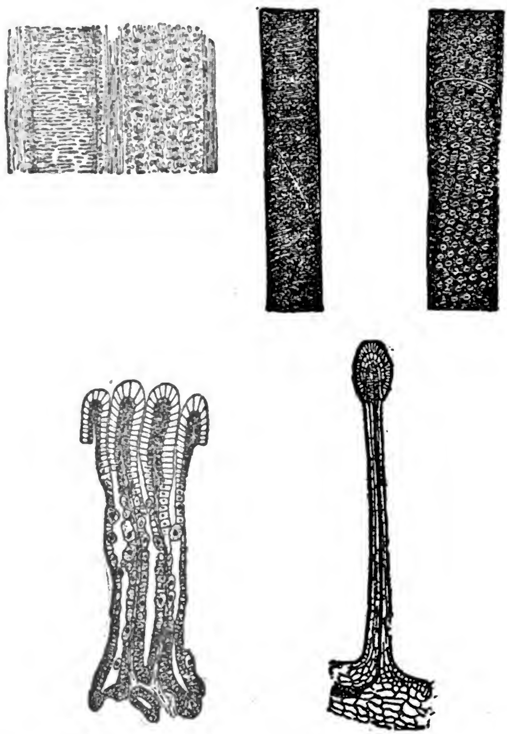






ARTERIEN UND VENEN DER PFLANZEN

Mögen die Bilder sprechen. Oben links Arterie und Vene eines Tiers, rechts Arterie und Vene einer Pflanze. Unten links Drüsen im Magensack, rechts Drüsenhaar der peptonisierenden, fleischfressenden Drosera (Sonnentau).

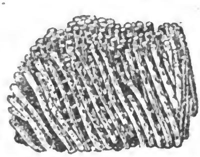


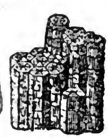
DER REFLEXIONSSPIEGEL DES ROCHENS

Der Rochen ist ein häßlicher Fisch; auf der Unterseite gleicht er einem Säugetier. Er hat Lippen wie ein Mensch und die beiden letzten Flossen sind richtige Glieder wie bei einer Leibesfrucht. Er hat sich nicht gedreht wie die Flunder, sondern scheint sich auf den Bauch gelegt zu haben und platt getreten zu sein. Er hat einen Schwanz wie eine Katze. Er legt ein Ei wie Vögel und Schildkröten. Das Auge des Rochens ist viel von Gelehrten beobachtet worden, und man hat so etwas wie Augenlider gefunden. Nun sitzen aber die Augen neben Löchern, die schräg durch den ganzen Körper gehen und auf der Magenseite münden. In diesen Löchern sind rechteckige Organe in dunklerem und hellerem Farbstoff. Als ich sie zum erstenmal sah, war ich betroffen, wie das dunkle Pigment der Farbe auf der Iris gleicht. Ich mikroskopierte die Organe und konnte nur ihre Anwesenheit als Nebenaugen oder Reflexionsspiegel erklären, die es dem Fisch ermöglichen, unter sich zu sehen. Da nämlich die Augen auf der oberen Seite sitzen, die mit Knaggen bewaffnet ist, würde der Rochen wehrlos gegen Feinde auf der nackten unteren Seite sein. Dies beobachtete ich 1895, weiß aber nicht, ob es eine Entdeckung ist. Ich teilte es einem dänischen Augenarzt während einer Eisenbahnfahrt mit. Vielleicht hat er eine Abhandlung über die Sache geschrieben.



So sieht die kleine Krabbe aus, die im Öresund vorkommt: Cancer maenas. Sie ist keine Ausnahme, sondern die Regel; als ich zwanzig Stück an der schonischen Küste kaufte, waren alle zwanzig mit dem schläfrigen Gesichtsausdruck gezeichnet. Ich verteilte die Schalen unter meinen Bekannten. Was es bedeutet? Ich weiß nicht! Hier unten sind zwei Korallenarten aus kohleführendem Kalk abgebildet: Syringopora ramulosa, Lithostrotion basaltiforme. Sie gleichen außerordentlich den Basaltpfeilern auf der Insel Staffa. Aber die Basaltpfeiler gleichen auch versteinertem Bambus oder der Steinkohlenpflanze Sigillaria. Der Bambus hat wirklich „Zapfen und Schale" in den Knoten, wie die Basaltpfeiler der Fingalshöhle. Die Chaussee der Riesen in Irland sieht wirklich wie ein abgehauener Bambuswald aus und die Orgelberge in Frankreich ebenfalls. Das sind wohl Gleichnisse oder Gegenstücke, oder vielleicht auch noch etwas anderes.

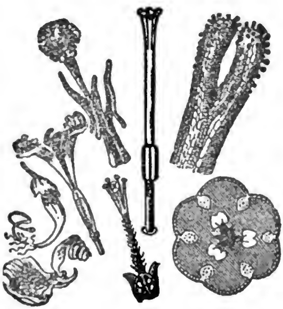


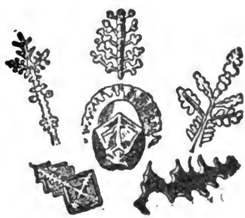


WIEDERGEBURT



Es ist eine alte Beobachtung, daß der Bildtrieb der Materie so stark ist, daß die Formen, die Matrizen, nach der Zerstörung gleichsam spuken. Wenn ich zum Beispiel die Weinsäure kristallisieren lasse, so bildet sich ein Dendrit, der dem Weinblatt gleicht: am besten aber aus Pflanzensäften, weniger gut aus dem chemischen Präparat. Die Figur hier oben ist nach einer verbrannten Stachelbeere, deren Asche in eine Lösung kam und kristallisierte. Es sind ja nur Erinnerungen und nicht Wiederherstellungen, welche diese stacheligen Formen angeben. Die beiden folgenden Figuren geben links die Blütenteile der Kaiserkrone (Schachblume) und rechts deren Wiederauferstehung aus der Asche nach Lösung und Kristallisierung.





Das sind ja die Gespenster der Pflanzen, die umgehen; die Scheinbilder, die sich von Toten zeigen, sind nicht selber tot, sondern deren verzehrte Formen oder Schalen, wie die Okkultisten sie nennen. Das ist auch die „Apokastasis panton“, die schließliche Wiederherstellung aller Dinge, wie sie von Origines, Schleiermacher und andern auf einer höheren Ebene gepredigt wird. Wer mehr von den Pflanzenseelen wissen will, mag die Offenbarungen des tiefsinnigen Mystikers Georg Ljungström lesen, der jetzt mitten unter uns lebt. Sie sind im zehnten Heft der Kleinen Theosophischen Schriften enthalten. Als Schlußvignette nur die Abbildung der Asche einer Dahlie.



BOTANISCHE RÄTSEL

Man hat Gründe zu glauben, daß die Befruchtung der Pflanzen nicht ganz so vorgeht, wie man annimmt, und daß die Arten nicht so bestimmt sind. In einem Marschland sollte es siebenhundert Weidenarten geben, die sich durcheinander kreuzen sollen. Französische Bauern nennen den roten Bauerntabak männlich und die gelbe Virginia weiblich, obwohl sie zweihäusig sind. Verbena mit blauen Blüten gilt in Frankreich für männlich, Verbena mit gelben Blüten für weiblich. Wenn man das Knabenkraut Orchis Sambucina sieht, das bald gelbe bald rote Blüten hat, fällt es einem schwer, zu glauben, es sei dieselbe Pflanze. Und möglich ist, daß die eine wirklich als Männchen, die andere als Weibchen wirkt. Die Ursache der Farbenveränderung kann man nicht in der Beschaffenheit des Bodens suchen, und die gelbe hat einen andern Charakter als die rote. (Eigentümlich ist, daß die männlichen Blüten der Fichte, Erde, Hasel gelb und die weiblichen Blüten der gleichen Pflanzen rot sind.) Orchis Sambucina fehlt in der Schulflora von England und Italien; in Frankreich ist sie vorhanden, aber die rote Abart wird als selten angegeben. Man hat Gründe zu glauben, daß die Insekten die Blüten auch aus andern Zwecken besuchen, als um Blütenstaub zu übertragen. Feigen und Datteln sollen nämlich von Insekten gestochen werden, um befruchtet zu werden. Man muß daran erinnern, daß die Dattel Spermatozoen besitzt; das entdeckte man schon vor hundert Jahren. Ein Japaner entdeckte dasselbe vor zehn Jahren bei einem Gingko.

PFLANZENPSYCHOLOGIE

Man hat Anlaß zu glauben, daß die Pflanzen in wildem Zustand in allerschönster Ruhe für sich variieren. Wenn man eine Hagedornhecke ganz genau beobachtet, wird man sehen, wieviele Formen die Blätter angenommen haben. Man kann dort sehr oft das Blatt der Eiche und Rose finden. Da man weiß, daß der Blütenstaub von gleichzeitig blühenden Pflanzen die verschiedenen Blüten besucht, so ist es doch möglich, daß wenigstens Antriebe zu Spielarten, wenn nicht zu Kreuzungen, gegeben werden können. Eine eigentümliche Inkonsequenz der Mechanisten war, daß sie den Begriff der schützenden Gleichheit einführten. Die Kunst sich zu schützen setzt ja Bewußtsein voraus; und sich anpassen können, bedingt ja freien Willen. Diese Fähigkeit, den Habitus einer andern Pflanze vorzutäuschen, scheint sich doch weiter zu erstrecken, als die Darwinisten geahnt haben, wenn man Habitus mit Aussehen oder Haltung übersetzen will. Auf meinem Hof wuchs mitten im Rasen eine Gruppe Pfingstrosen, die beim Mähen von der Sense verschont wurden. Unter die Pfingstrosen hatte sich Rotklee gemischt, der aufgeschossen war. In der Dämmerung des Abends hatten die roten Kleeköpfe sich nach den Pfingstrosen geschlichen, und die gespaltenen Blätter hatten Stellungen eingenommen, als wollten sie den Wirt nachahmen. Es war die gleiche Art, sich zu halten. Aber an eine Absicht, sich vor der Sense zu schützen, war nicht zu denken, da der Klee ja nicht wußte, daß die Pfingstrosen verschont werden sollten.

PFLANZENPSYCHOLOGIE

Ich setzte die Beobachtungen fort. Und ich sah: ein Himbeerbusch täuscht die wilde Rose vor, in die er sich verstrickt. Eine Ebereschenpflanze am Fuße einer Esche war schwer vom Wurzelschuß der Esche zu unterscheiden. Die Haselbüsche am Fuß der Linde hatten das Laub der Linde angenommen. Ein schwarzer Johannisbeerstrauch im Haselgebüsch hatte versucht, das Auge des Botanikers durch Vortäuschung irre zu führen. Und so weiter. Das ist mehr als unbewußte Anpassung, aber weniger als schützende Gleichheit. Die Gleichheit schützt allerdings, aber wie kann die schlafende Pflanze so bewußte Handlungen vornehmen wie die, sich zu verkleiden? Hier ist ja eine lebendige Seele zu spüren. Und die Ähnlichkeiten, die entstehen, sind nicht in die Systematik einzutragen, denn die Veränderungen in Blattform und Stamm können bloß vom Künstler gesehen werden. Sieht der doch zum Beispiel in der Arbeit des Bildhauers am meisten die „Bewegung" oder das „Gefühl", ohne angeben zu können, was oder wie. Zuweilen kann man jedoch natürliche Formveränderungen bemerken wie bei Heraclum Sibiricum, dessen Blätter in Unendlichkeit und bis zur Unerkenntlichkeit variieren. Die Blätter der Buche können besonders in Parks eine täuschende Ähnlichkeit mit den Blättern des Lorbeers annehmen. In den wechselnden Blättern des weißen Maulbeerbaums eine Konstante zu finden, ist fast unmöglich.

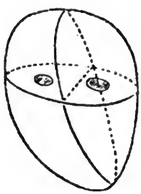
EIN MIKROKOSMOS AUS DER PFLANZENWELT

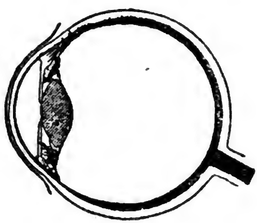


Nach der Korrespondenzlehre Swedenborgs ist alles nach Gegenstücken auf einer höheren und einer niederen Ebene geschaffen. Eine schöne Korrespondenz gibt die Zwiebel, die schon die Ägypter mit heiliger Ehrfurcht betrachteten. Ihre Wurzelkugel mit den „sieben" Schalen sollte der Erde mit ihren sieben Hüllen gleichen (und auch dem Himmel mit seinen sieben Sphären). Die Wurzel gleicht wirklich einem Rotationsellipsoid, wie die Erde es ist. Der Stengel steigt gerade auf wie die Weltachse. Trägt den Blütenkopf wie eine Sphäre. Dieser Blütenkopf ist mit sechsspitzigen Sternen bestreut, wie bei einem Himmelsglobus; und die Milchstraße ist in Ringform nach der Peripherie verdrängt, wie bei uns im Juni. Die Planeten könnten Knospenzwiebeln sein, die sich vom Mutterstamm abgesondert haben. Jedenfalls: eine kleine Pflanze kann zu einem Mikrokosmus geschaffen sein; aber ein Allium kann sich nicht selber gleich einem Kosmos entwickelt haben. Das war es nur, was ich sagen wollte!

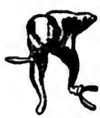
KORRESPONDENZEN DES MENSCHLICHEN KÖRPERS

Das Herz ruht auf dem Gewölbe des Zwerchfells, aber die Achse neigt sich 23° wie die Achse der Erde gegen die Sonnenbahn. Und das Herz gleicht der Knospe der Lotosblume, sagt der Chinese, während die Ägypter die Blume der Sonne (Isis) heiligten. Das Auge zeigt dieselbe Einstellung und Neigung gegen Weltachse oder Sonnenbahn, denn der Sehnerv tritt 23° unter dem gelben Fleck ein, welcher der Sonne gleicht und das Lichtbild auf dem Irisblender empfängt. Das äußere Ohr ist ja eine Muschel (Mytilus), aber das innere ist eine Schnecke (Planorbis). Das Merkwürdigste ist, daß die Knöchelchen des Ohres (rechts) eine flüchtige Ähnlichkeit besitzen mit dem Tier in der Schlammschnecke, Limnaeus (links).









Als Dalton die Äquivalente entdeckte, begannen die Atheisten damit, etwas schaffen zu wollen. Und 1828 gelang es ihnen, aus „anorganischen Stoffen“ einen organischen zu schaffen. Obwohl es nur ein totes Exkrement war, wurde ein Te Deum zu dem Schöpfer angestimmt, der Wöhler hieß. Das Schöpfungswerk oder der Homunkulus war erstens ganz einfach Harn. Zweitens wird er jetzt aus Eiweiß dargestellt (das nebenbei nicht anorganisch ist); mittels Kaliumpermanganat wird es vorsichtig oxydiert. Aber es war nicht einmal das kleine Exkrement, das aus dem Nichts hervorgebracht wurde; es war nur ein caput mortuum, der Harnstoff oder das Amid der Karbaminsäure, das sich aus Blausäure und Ammoniak zusammensetzt. Aber die Blausäure wurde sekundär geschaffen aus organischen Stoffen: Blut, Haar, Horn (mit Eisen). Diese furchtbare Dummheit ging siegreich durch die Welt und steht noch heute in den Lehrbüchern als ein Triumph der Wissenschaft über den Schöpfer. Das war 1828. Seitdem hat man versucht, Eiweiß zu machen. Hat es vielleicht in der Nitrozellulose gemacht, wenn man es auch nicht verstand. Aber Eigelb hat man noch nicht gemacht, und Küken auch noch nicht. Das große Werk war 1828 vollendet; es wurde in der Windel erstickt; beginnend und endend mit dem, was dem Urin am nächsten ist und darum genannt werden könnte — nichts.

DAS SCHÖNE UND DAS TEURE

Ein reisender Juwelier wollte mir die schönsten Edelsteine der Welt zeigen, und führte mich an die Fenster der Friedenstraße in Paris. Da lagen Vermögen aufgespeichert: Diamanten, Saphire, Rubinen, Smaragde. Diamanten sehen aus wie Glasstücke; ich habe ebenso schöne Bergkristalle gesehen. Der Diamant ist wahrscheinlich eine kohlenstoffhaltige Kieselsäure, da er bei der Verbrennung Kohlensäure mit einem „Kieselskelett" gibt. Der Saphir hat das kalte Blau der Blausäureverbindungen, ist oft etwas giftig. Der Smaragd ist durchaus giftig, aber nicht infolge von Grünspan, sondern Chrom. Im Farbenkasten des Malers ist ein Smaragdgrün, das mit keiner andern Farbe zusammen geht; und es wird auch nur von Anfängern zu mißlungenem Rasen benutzt. Der Rubin soll wie Taubenblut aussehen, um recht teuer zu sein. Das war alles! Ich aber fand, die Steine sahen falsch aus. Sie hatten keine Tiefe in der Farbe, besaßen keine Halbtöne. Alles ging in einer banalen Durtonart, die ermüdet, weil sie zu einfach ist.

— Nun, fragte ich, wo sind meine Steine?

— Was sind das für welche?

— Das sind die schönsten! Amethyst, unechter Topas, Granaten, Türkise.

— Die gibt es hier nicht, weil sie nicht echt sind.

— Wie schade! Mein Liebling Amethyst, eine Symbiose von Karmin und Ultramarin, der Weinfarbe des Meeres (nach Homer); der nüchterne, keusche Stein, den der Bischof in seinem Ring trägt; der tiefäugige, wehmütige, dessen man nie müde wird.

— Der ist ja billig und überall in Blöcken zu finden.

— Wie schade, daß er so billig ist, ganz wie Brot und Kartoffel . . .

DAS SCHÖNE UND DAS TEURE

Der Topas, der Malvasierwein; der Türkis, das blaue Kinderauge; der Granat, der allein von allen natürlichen Gegenständen der tiefen Farbe des Burgunders gleichen kann; der Aquamarin, das salzige, gesunde Seegrün meines Meeres! Es ist also das Teure, nicht das Schöne, mit dem man hier Wucher treibt. Wie seltsam! Ich habe immer gefunden, daß die unechten Granaten, die man in der Grube von Falu geschenkt bekommt, schöner, tiefer in der Farbe sind, als die „echten" böhmischen, die sich dem flachen Rubin nähern. Je weniger ein Edelstein dem Glasstück gleicht, desto schöner ist er. Nicht nur für mich, sondern überhaupt. Frage nur den Maler; er versteht es! Aber die allerschönsten Farben findet man im Graustein, im Granit, Gneis, Porphyr, wenn sie im Mikroskop und polarisiertem Licht betrachtet werden. Da sind wunderbare Halbtöne und Farbenmischungen zu finden. Ich stelle mir menschliche Wesen vor, die mit Augen versehen sind, welche Turmalinlinse und Vergrößerung besitzen. Die würden unsere häßlichen Grauberge in den herrlichsten Farben sehen. Daraus geht hervor, daß die Erde nicht schöner zu sein brauchte, wenn wir nur ihre Schönheit sehen könnten!

WISSENSCHAFTLICHE SCHURKENSTREICHE

Wenn jemand zu dir kommt und sagt: Ich verstehe den Beweis für das Dasein Gottes nicht, so mußt du antworten: Du verstehst nicht, weil deine Bosheit deinen Verstand verdunkelt. Alle Atheisten sind Spitzbuben, und alle Spitzbuben sind Atheisten. Ihr Verstand ist von Bosheit so verdickt, daß sie die einfachsten Lehren des Christentums nicht begreifen: Gottes Menschwerdung, seine infolgedessen reine Geburt, seine Auferstehung und Himmelfahrt. Als die Sektierer zu Luther kamen und erklärten, sie seien nicht vom selben Geist, deshalb verständen sie nicht, da antwortete er: „Ich haue deinen Geist aufs Maul. Gott strafe dich, Satan.“ Ein gottloser Mensch oder ein sogenannter Freidenker ist ein Schurke, der sich alles erlaubt. Sein natürliches Gefühl für den Schurken ist so stark, daß er einen Meineid leistet, um den Schuldigen durch ein falsches Alibi vor der Verurteilung zu bewahren. Ja er wirft die Anklage auf den Unschuldigen, verfolgt ihn durch alle Instanzen, um ihn ins Gefängnis zu bringen; fordert eine größere Summe Geldes als Lohn für seine Übeltat (Schadenersatz). Wenn der Schuldige freigesprochen wird, gibt man ihm ein Bankett; er wird befördert, seine Stallbrüder schreiben Loblieder zu seiner Ehre; schließlich bringen sie ihn auf eine Stelle, wo er die Jugend belehren kann. Wenn ein Atheist Wissenschaft ausübt, so ist man sicher, daß nur Schurkenstreiche dabei herauskommen. Er lügt, er habe das und das im Mikroskop gesehen, um eine Abhandlung darüber schreiben zu können. Ist er Astronom, sieht er so viele Marskanäle wie sein Professor haben will. Glaubt der Professor nicht an die Kanäle des Mars, so sieht der Dozent keine.

WISSENSCHAFTLICHE SCHURKENSTREICHE

Im Jahr 1892 traf ich einen alten Atheistenarzt, der in seinem größten Mikroskop nicht eine einzige Bakterie finden konnte, obwohl er ein Lazarett voll Kranke hatte. Es gibt keine Bakterien, sagte er; es ist nur Humbug! Fünf Jahre später, als er befördert werden wollte, hatte er das Ungeziefer. Nach zehn Jahren war er dabei ein Heilmittel gegen die unsichtbaren Striche zu erfinden, deren Bewegungen nach seiner Erklärung von der Flüssigkeit zwischen Deckglas und Objektglas kommen sollten, der sogenannten Brownschen Molekularbewegung. Man hat Anlaß zu glauben, diese ganze Wissenschaft des Verfalls besteht nur aus bewußten Bubenstreichen, also Dummheiten. Die unreinste Wissenschaft von allen, die Mathematik, ist auch ein Mädchen für alles geworden, das allen schlechten Zwecken dient, alle Irrtümer bestätigt, alle falschen Alibis bezeugt. Die Rechnung ist richtig ausgeführt, aber alle Posten sind falsch, erdichtete Beträge, Verwechslung von Soll und Haben, Auslassen von Schulden; mit einem Wort falsche Buchführung, aber richtige Zusammenzählung. Und diese Wissenschaft wagte sich mit der Religion zu messen! Sich den höchsten Dingen zu nähern, Gott im Himmel abzusetzen und sich selber auf den Thron zu setzen!

Wenn man ohne die Absicht, ein Examen zu machen oder Dozent zu werden, einen furchtlosen Blick auf die jetzt lebensgefährlichen Bazillen wirft, so entdeckt ein älterer Mann seine alten Bekannten aus den sechziger Jahren. Sie hießen damals Entophyten, Gärpilze, Schimmelpilze, Oszillarien, Mikrokokken und so weiter. Diese Dinger, die man nicht unter Tiere und nicht unter Pflanzen stellen konnte, wurden hin und her geschickt zwischen Infusionstieren, Algen, Pilzen. Sie bewegten sich und wurden Tiere, aber die Schwärmsporen der Kryptogamen bewegen sich auch: also nicht Tiere. Schon damals wußte man, daß sie gewisse Krankheiten begleiten. Der Soorpilz, Oidium Robin, begleitete Soor, kam aber auch in den Dünndärmen vor. Dieser „Pilz“ glich, in verschiedenen Stadien nämlich, allen möglichen Bazillen, den bei Rotlauf, Milzbrand, Starrkrampf, Schwindsucht, Bräune. In Lungenfäule kannte man Oidium pulmonare. Im Harn des Kranken fand man Leptomites urophilus. Im Typhus fand Hannover einen andern Leptomites, der seinen Namen trägt. Als dann Hühnercholera und Milzbrand Mode wurden, begann man überall „Bazillen zu sehen“. Die alten Bekannten wurden umgetauft, trotz den Warnungen der älteren Ärzte, welche die „Gärpilze“ erlebt hatten.

Wenn man die mikroskopischen Algen oder die Spaltpilze, die Bazillen, betrachtet, scheinen sie auf gewissen Stadien unendlich gleich zu sein. Der unschuldige B. Coli im Dickdarm, in dem er immer zu finden ist, ist ganz dem Typhusbazillus gleich und einem Stadium des Starrkrampfbazillus. Ja, er kann verwechselt werden mit der Bakterie, die sich bildet, wenn Buttersäure gärt, und mit der Gärbakterie aus dem Sumpfwasser (Plectridium paludosum). Daß Typhus (Malaria) denselben Parasiten hat wie das Sumpfwasser, bestätigt ja die alte Ansicht, daß das Sumpfgift (Miasma) der Krankheitskeim ist; dort ist der Bazillus die Frucht der Krankheit (und der Sumpfgärung). In Wilhelm Meyers Naturkräften sind Seite 633 die gewöhnlichen Bazillen des Trinkwassers neben den Tuberkelbazillen abgebildet; ein Unterschied ist nicht vorhanden. Sieht man den Cholerabazillus an, so gleicht der dem Bazillus der Bräune und der Schwindsucht auf einem gewissen Stadium; aber der Bazillus der Cholera stellt bloß, wie die Schwärmsporen des Schleimpilzes Chondrioderma diffrome, der auf Dünger wächst. Ein Professor (F. B.) hat auch bemerkt, daß man in der Cholera kleine Körper findet, die dem Ferment der Milchsäure in den Adern der Därme gleichen.

Was ist das nun für eine Gesellschaft, die die ganze Medizin auf den Kopf gestellt hat, ohne daß einige Kranke geheilt werden? Es sind natürlich Endprodukte von zersetzten lebenden Geweben oder Flüssigkeiten. Wo Leben aufhört, beginnen die chemischen Reaktionen lokalen Tod zu veranlassen; aber aus dem Tod entsteht niedrigeres Leben. Man hat Selbstzeugung auf den niedrigsten Stadien nicht geleugnet, und bei Gärungen entsteht Leben ohne Samen oder Ei. Wenn der Zucker stirbt, bildet sich Alkohol und gleichzeitig entsteht Leben in den niedrigsten Pilzen oder Algen. Das ist Gärung. Und der Gärpilz kann den Antrieb auf einen neuen lebenden Stoff übertragen. Der Bazillus ist also in erster Reihe eine Folge; dann kann diese Folge Grund zur Krankheit werden, wenn die Verhältnisse ungünstig sind, das heißt in diesem Fall günstig. Die Heilkunde sollte also darauf hinausgehen, die Ursache aufzuheben; das heißt, den „krankhaften Veränderungen" in Geweben, Gefäßen und Flüssigkeiten zuvorzukommen. Eine cura posterior würde wie früher die Ausbreitung der Ansteckung hindern, und damit würde die Bakteriologie beginnen — und enden. Prophylaxis und Hygiene suchen, der Entstehung von Krankheiten vorzubeugen, Therapie soll den tödlichen Ausgang verhüten, aber nicht die Krankheit selber. Die Medizin hat die Natur im Pflanzenreich gegeben, und zwar oft so, daß das Heilmittel neben dem Gift liegt. Die Pflanzen arbeiten Serum aus, so daß alle Tierquälerei unnötig ist; Menschen in den Krankenhäusern zu martern, müßte verboten sein.

Ehe das gelbe Fieber 1850 in Rio Janeiro ausbrach, trat diese Veränderung im Klima ein. Bis 1846 hatte ein Unwetter die Stadt jeden Sommertag nachmittags um fünf Uhr heimgesucht. Nach einer Stunde klärte sich der Himmel auf und der Abend war kühl und angenehm. Mit 1846 hörten die Unwetter auf, sanken von 140 auf 18. Im Jahr 1850 erschienen die gewöhnlichen Unwetterwolken über den Bergen, aber es kam kein Regen. Bei klarer Luft starben die meisten Erkrankten. Auch eine andere Veränderung in der Witterung wurde bemerkt. Bisher hat am Vormittag bis elf Uhr Landwind geherrscht, und dann Meereswind, 1850 hörten beide auf. Meistens überfiel das gelbe Fieber sein Opfer wie ein Blitz aus blauem Himmel. Der Matrose am Riemen, der Kaufmann auf der Börse, der Handwerker bei der Arbeit, junge Leute vom Ball oder Theater kommend wurden von einem Schütteln, einem kalten Fieber überfallen, und in einigen Minuten war der ganze Körper in Aufruhr. Manche empfanden eine Art elektrischen Schlag. An andere wieder schlich sich die Krankheit heran. Sie begannen ängstlich zu werden, träumten vom gelben Fieber, schrien im Schlaf. Sehr oft brach die Krankheit nach Mitternacht aus, zwischen drei und vier Uhr. Der Kranke erwachte mit dem unangenehmen Gefühl: „Ein kalter und feuchter Wind streiche durchs Zimmer oder die Decke sei zu Boden gefallen.“ Zuweilen trat das Fieber wie ein richtiger Orkan auf, mit Todesangst, Krämpfen, Wahnsinn. Manchmal war der Wahnsinn von der heiteren Art und der Kranke starb in einem munteren Rausch.

Der französische Arzt, der dies erzählt, sagt, Ausschweifungen seien oft die Ursache für die Empfänglichkeit gewesen; aber auch Gemütsbewegung und Leidenschaften: wie Zorn, Haß, Kummer, Harm, Schmutz und schmutzige Gewohnheiten. Das Fieber war nicht eingeschleppt, sondern „schien aus der Tiefe des Meeres aufzusteigen". Noch heute weiß man nichts vom gelben Fieber. Es wird nicht zu Malarien oder Typhus gerechnet, denn die Milz bleibt unberührt. Das Auftreten der Galle kann auf Neubildung aus dem Blut selber beruhen, wie es oft der Fall ist. Es gleicht in seinen Symptomen der Phosphorvergiftung, hat man gesagt. Und die Arbeiter, die am meisten der Hitze ausgesetzt sind, wie Schmiede, Bäcker, Köche, waren empfänglicher als andere. Ist es nicht erlaubt, eine allgemeine Zersetzung der Phosphate des Körpers anzunehmen, in Knochen, Nerven, Gehirn usw.? Mit vierzig Graden Fieber hat der Körper gerade die Temperatur, bei der Phosphor sich entzündet oder oxydiert. Die Glyzerinphosphorsäure des Blutes könnte in zersetztem Zustand zum Verfall des Fettes beitragen; die Phosphorsäure wird dabei frei, um dann reduziert zu werden. Eigentümlich ist, daß bei der Phosphorvergiftung eine scheinbare Genesung eintritt, die dem Nachlassen des gelben Fiebers am zweiten bis vierten Tag gleicht. Die Gelbsucht ist eine Begleiterscheinung sowohl des gelben Fiebers wie der Phosphorvergiftung. Auch der Fettverfall der Leber ist bei beiden gleich. Das Blut ist in beiden Fällen dunkel; innere Blutungen ebenfalls; Eiweiß im Harn. Und so weiter.

Bemerkenswert ist, daß die Genesenen unempfänglich sind, und daß sie auch gegen den Stich der Mücken geschützt sind. Fahrzeuge mit Ladungen von Fellen, Zucker und Kohle sind am meisten ausgesetzt; dagegen Salzladungen sollen frei ausgehen. Neger werden nicht angegriffen; vielmehr meistens Leute aus nördlichen Gegenden; das deutet auf Temperaturerhöhung als Ursache. Beim gelben Fieber wie bei andern Krankheiten hat man zu wählen, wenn es darauf ankommt, die Ursache, prima causa, zu erforschen. Es begann mit meteorologischen Veränderungen in der Luft: Winde und Regenschauer hören auf, die Temperatur steigt. Man kann an Veränderungen in der Luft und die Zusammensetzung des Wassers denken. Oder die Zersetzung des wasserkranken Bodens, begleitet von Gasen oder niedrigen Organismen. Aber diese Faktoren können ja gleichzeitig da sein, ohne die Ursachen der Krankheit zu bilden. Die erhöhte Hitze kann allein und zuerst Zersetzung wirken von gewissen Stoffen des Körpers; entweder zu elementaren Giften (zum Beispiel Phosphor) oder organisierten Toxinen (zum Beispiel Typhotoxin) Veranlassung geben. Dann kommt die Empfänglichkeit. Die beruht entweder auf seelischen Ursachen (Leidenschaften, Gemütsbewegungen) oder auf Schwäche der Konstitution (Rasse, Geschlecht, Alter) oder in augenblicklicher Schwäche (infolge Schlaflosigkeit, Hunger, Ausschweifungen).

Nun begann das gelbe Fieber aber ohne Inkubationsstadium, blitzschnell, und begleitet von Psychosen (Angst, Kälte- und Feuchtigkeitsgefühl usw.). Dann folgten die „kränklichen Veränderungen“ des Körpers: Symptome, die sich entwickelten und mit dem Tode endeten. Bei der Sektion fand man „Pilze“ im Blut. Ob diese die Folge oder die Ursache sind, weiß man nicht. Wahrscheinlich aber sind sie die Folge der Zersetzungsarbeit, die gelbes Fieber heißt. Wenn diese Produkte auf gesunde, aber empfängliche Menschen übertragen werden, so bekommen sie die Rolle von Ansteckungsstoffen; in alter Sprache: contagium. Ist nun das Unglück geschehen, so sucht man Heilmittel. Entweder durch Analogien mit ähnlichen Krankheiten, oder durch chemische Reaktionen, Berechnungen, Versuche; oft durch eine glückliche Eingebung, Intuition. Die Alten „sahen“ am Habitus der Pflanze deren medizinische Eigenschaften: signatura rerum. Aber ehe das Unglück geschehen ist, und besonders bei großen Epidemien, gibt es nur ein Mittel: das ist Vorbeugen, oder sich immun halten. Sich also nicht in einen Zustand der Schwäche versetzen, indem man ausschweift, sondern in einen Zustand der Verteidigung. Das ist wohl die Summa summarum der Medizin. Die Krankheit wird dann zu einer Genesungsarbeit des Körpers, einer Gesundheitsmaßregel, die von der Heilkunde unterstützt wird.

Die Krankheit soll also nicht verhindert („geheilt") werden. Wenn man jetzt die Tuberkulose zu „heilen" versucht und Arcana erfindet, so quacksalbert man. Sucht man dagegen die Tuberkulose zu bekämpfen, so muß man die Ursachen bekämpfen. Das sind Laster, Vergehen gegen die Natur, Bosheit, Verschwendung der Manneskraft, Neid, Gram: die alle ruinieren den Körper. Schwindsucht heißt auf dänisch Tärung (Zehrung), auf englisch consumption, französisch phtisie (auch gleich Zehrung nach dem Griechischen). Das sind alles gute Worte, denn sie sagen, was sie sollen. Wenn der Körper verzehrt ist, ist es zu spät, ihn zu heilen. Darum ist Schwindsucht unheilbar, aber man kann ihr wahrscheinlich zuvorkommen. Ob sie vererbt werden kann, ist nicht sicher. Ich habe eine Mutter an Schwindsucht sterben sehen, die sieben Kinder hinterließ: nicht eins davon hatte schlechte Lungen. Die Bakteriologie ist eine Suppe, die man kaum anrühren kann, ohne sich zu verbrennen. So liest man zum Beispiel, der Kommabazillus sei die Ursache der Cholera; schließlich aber nimmt der Autor (F. B.) doch als wahrscheinlich an, daß die Cholera im wesentlichen von einer „besonderen Veränderung im Blute" kommt. Dieses ganze Unwesen begann mit Jenners Kuhblattern, die auf Gesunde geimpft werden. Aber in den Kuhblattern gibt es keine Bakterie, sondern nur ein einfaches Gift. Lues, Bubonenpest, Gelbes Fieber haben keine Bakterien gezeigt, und doch stecken sie an! Man hat einen Fallstrick mit zwei Schlingen geknüpft: in eine muß man den Kopf stecken. Wird ein Kranker mit einem Serum geimpft und wird gesund, so sagen die Bakterienleute: Seht ihr! Aber die Gegner sagen: Ja, aber er war immun.

Die Gegner der Blatternimpfung sagen: die Krankheit gibt es heute nicht mehr, ebensowenig wie die Pest, wo man Sauberkeit beobachtet. Wenn man faules Wasser trinkt, bekommt man die Cholera, falls man schwach ist. Wird man von einem tollen Hund gebissen, so kann man Rabies bekommen, bekommt sie aber nicht immer. Wenn man an den großen Fiebern stirbt, pflegt die Todesursache Urämie oder Harnvergiftung des Blutes zu sein; also Gift, virus, ohne Bakterien. Aber es fällt keinen ein, dem Patienten Harnstoff ins Blut zu spritzen, um ihn gesund zu machen. Die Gegner der Bakterienlehre behaupten, im Institut Pasteurs sei kein Mensch geheilt worden. Die Gesunden seien nicht krank gewesen, oder immun, und „genasen" trotz dem Serum. Wenn die Bräune abgenommen hat, so beruht das auf Verbesserung der gesundheitlichen Maßregeln. So verbrennt man jetzt in Paris alles abgefallene Laub, weil es den Pilz erzeugen soll. Die Lehre von den Giften wird wahrscheinlich die Bakteriologie ablösen. Alle Krankheit kommt wohl von des Körpers zufälliger Unfähigkeit, die verbrauchten, besonders die stickstoffhaltigen Stoffe, die giftig sind, zu entfernen. Im gesunden Zustand erzeugt der Körper Antitoxine: Die Salzsäure des Magensacks tötet im gesunden Zustand Cholerabazillen. Die Galle ist das große antisepticum universale, das die Fäulnis der Nahrung und saure Gärungen verhütet. Bei krankhaftem Zustand müssen Antitoxine von außen eingeführt werden, und diese heißen Heilmittel. Selbstvergiftung ist ein Wort, das zu seiner Zeit gefallen ist. Das schlägt die Bakterie und bedeutet: „Die krankhafte Veränderung", die selber Gift erzeugt. Typhotoxin ist also das Typhusgift. Wenn wirklich einige Spaltpilze nachher entstehen, so sind die nur die letzte Folge.

Es ist ganz unbegreiflich, daß Berzelius nicht erstaunte, als er regelmäßig phosphorsauern Kalk in der Asche von Stärke fand, die aus $C^6H^{10}O^5$ besteht, also aus Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff. Das Feuer hat doch kein Phosphor oder Kalk zugeführt; also hat die Stärke selber sie erzeugt unter dem Einfluß der Verbrennung. Damit ist die ars transmutatoria, die Verwandlungskunst, bewiesen. Jedes Lehrbuch der Chemie gibt die Zusammensetzung des Eiweiß mit CHONS an. Das ist Stärkeamid mit konstitutivem Schwefel. Ein Phosphor tritt nicht in Erscheinung, ebensowenig wie Kalk, aber die Asche von Albuminaten hinterläßt immer phosphorsauern Kalk. Da nun Phosphor zur Stickstoffgruppe gehört und mit $N^2H^3 = 31$ gezeichnet werden kann, und der Kalk $H^4C^3 = 40$, so kann man sich ja den phosphorsauern Kalk als ein ausgebrochenes Kondensationsprodukt aus dem Eiweiß denken. Da aber N^2 mit OCCH gezeichnet werden kann und $Ca = H^4C^3$ ist, würde phosphorsaurer Kalk $H^4C^3 . OC/CH$ oder $H^4C^5 (OH)$. Das ist ein Glykol wie Kalkmilch, $Ca (OH)^2$, schon in Troosts Chemie vermerkt. Löst man die Formel der Stärke $C^6H^{10}O^5$ in $C^6H^5(OH)^5$ auf, so bekommt man auch ein Glykol von der Konstitution des Kalkhydrats. Rosenbergs Chemie vermerkt auch, daß gewisse Quecksilbersalze Polyethylenglykolen gleichen. Das sind Analogien, welche die Spur auf Identitäten leiten können, und weiter braucht man nicht zu kommen.

Berzelius hatte einen Zeitgenossen, den Chemiker Winterl, der Professor in Budapest war und 1809 starb. Dieser Mann schrieb 1800 in „Prolusiones ad Chemiam“ und 1803 in „Accessiones novae“ unter andern diese denkwürdigen Sätze: „Alle Atome in allen Substanzen sind gleich und identisch. Die Verschiedenheit zwischen den Substanzen entsteht daher, daß zwei entgegengesetzte begeistende Prinzipien, Sauerstoff und Base, in jedem Stoff existieren; und daß aus dem Verhältnis ihrer verschiedenen Intensität die verschiedenen Eigenschaften bedingt werden, wo mehr oder weniger vollständige Ausgleichung (Entgeistung) statthat. Die Ausgleichung von Sauerstoff und Base verursacht Wärmeentwicklung bei chemischen Verbindungen. Wasser ist ein Element, das durch Verbindung mit negativer Elektrizität (Basenprinzip) Wasserstoff (Wassergas) wird; und mit positiver Elektrizität (Sauerstoffprinzip) Sauerstoff (Wassersäure) wird.“ Andronia war ein Urstoff, der in allen Stoffen vorhanden war. Er wurde dargestellt aus Kohlenstoff und Salpeter, die erhitzt und mit einer Säure vorsichtig neutralisiert wurden. Andronia, ein weißes Pulver, wird gebildet mit Sauerstoffwasser, und mit Sauerstoffprinzip in verschiedenen Verhältnissen gebunden: Kohlensäure, Stickstoff und Salpetersäure. Mit Wasserstoff gab Andronia Milch, Eiweiß usw. In verschiedenen Verhältnissen mit Kalk gab Andronia: Kali oder Kieselerde. Mit Blei: Baryt. Mit Kupfer: Molybdän Mit Alaunerde: Beryllerde.

DER URSTOFF

Ließ man Elektrizität auf Andronia wirken, erhielt man beim positiven Pol eine Säure, beim negativen Ammonium und eine Säure, die vollkommen faulenden organischen Substanzen glich. Die Säure beim positiven Pol wäre identisch mit der Säure, die bei der galvanischen Säule angewendet wird. Aus einer Auflösung von Pottasche wird, unter der vollkommneren Kohlensäure des Kalis, Kieselerde, gemischt mit etwas kohlensauerm Kalk, abgesondert. In dieser Fällung fand Winterl die Erdart, die eins der Hauptelemente der Schöpfung wäre: Andronia. Diese Jahrhundertentdeckungen wurden mit einigen einfältigen Einwänden abgetan, die immer die Fähigkeit haben, einfältige Menschen zu überzeugen.

MINERALSTÄRKE, MINERALGUMMI, MINERALEIWEISS

Das Zuckerrohr, das sehr kieselhaltig ist, sondert bekanntlich Zucker ab. Das Bambusrohr, das mit dem Zuckerrohr verwandt ist, sondert in den Knoten vegetabilisches Wasserglas, kieselsaures Kali ab, das als Nahrungsmittel unter dem Namen Bambuszucker benutzt wird (oder Bambuskampfer). Hier sieht man ein glänzendes Beispiel, wie die Pflanze die Fähigkeit hat, ein Mineral in ein Kohlehydrat zu verwandeln. Und wir erinnern uns dabei dankbar, daß Kolbe 1859 die „organischen Körper als Substitutionsderivate aus den anorganischen Kohlenstoffverbindungen" verkündete. Als Goethe in seiner Jugend Alchemist war, erstaunte er darüber, daß Wasserglas tierischer Gallert (Gelee) ähnlich ist, obwohl gelatinöse Kieselsäure mehr an Gummi erinnert. Die Lehrbücher haben längst die Ähnlichkeit des Kalkhydrats, der Kalkmilch mit Glykol Ca $(OH)^2$ und C^2H^4 $(OH)^2$ betont. Die Analogie wird deutlicher, wenn Ca in $C^3H^4 = 40$ aufgelöst wird, dann wird C^3H^4 $(OH)^2$ = Kalkhydrat. Der Kiesel des Urbergs = Si = C^2H^4; und Si^2 = Ca O = C^3H^4O, oder KHO = C^3H^3 (OH) und Fe = C^4H^8. Silicium wäre dann ein tautomeres Aethylen; Aluminium ein Vinylen, und Calcium ein Allylen. Wasserglas = K^2 OH Si O^4H^8 = 178 wäre dann ein Aleuron, und es wird wirklich von Jod gelb gefärbt wie Albuminate. Si $(OH)^2$ = Glykol = C^2H^4 $(OH)^2$ = 62. Und 3 Si O^2 H^2O = 162 wäre dann Stärke = 162, wie Al^2 O^3 Si O^2 = 162.

EEMENTEL= WASSERSTOFF-VERDICHTUNGEN

Als Prout und Dumas die Lehre vorbrachten, die Grundstoffe seien Wasserstoffverdichtungen, wurde ihnen der Einwurf gemacht, die Äquivalente bildeten nicht ganze Zahlen; damit fiel ihr fruchtbarer Lehrsatz. Nun sind aber die Äquivalente so schwebend, daß man die Dezimalbrüche ganz gut streichen kann. Das tut man auch, wenn die empirische Formel aufgestellt wird. Wasser schreibt man ja $H^2O = 18$, obwohl Wasserstoff nicht = 1 ist. Sauerstoff schwankt zwischen 15,96 und 15,98 und 15,85. Der Einwurf war also einfältig und unbefugt. Wenn man nun in den Formeln wahrscheinliche Gründe für Prouts Vermutung findet, ist es ja von Vorteil, sie zur Prüfung vorzunehmen.

ELEMENTE = WASSERSTOFF-VERDICHTUNGEN.

Zum Beispiel: Asphalt ist immer schwefelhaltig, hat aber eine Formel bekommen, in der Schwefel fehlt: $C^{40}H^{32}O^{4}$. Schwefel tritt da nicht in die Erscheinung, zeigt sich aber doch bei der Analyse. Ist es da nicht wahrscheinlich, daß H^{32} sich bei der Analyse als 32 konstituiert, dem Atom des Schwefels? O^{4} oder $4 \times 16 = 64$ kann auch 2 S sein. Und sowohl O und H können sich mit einem C kombinieren und $CH^{4}O$ geben: das ist die Elementarformel des Schwefels. Ferner: Im Amygdalin der Bittermandel, das Blausäure „enthält", tritt in der Formel $C^{20}H^{27}NO^{11}$ kein Cyan in die Erscheinung; aber in H^{27} steckt der Blausäure 27 = CyH. Des Goldregens Cytisin, das giftig ist, kann sein Cyan auch in der Formel $O^{20}H^{27}N^{3}O$ zeigen, in der H^{27} vorkommt. In den Alkaloiden Ergotin und Veratrin zeigt sich Cyan in H^{52}; das ist $Cy^{2} = 26 \times 2$. Der freie Chlorwasserstoff des Magensacks wird abgeleitet aus dem Hämatin des Blutes = $C^{34}H^{35}N^{4}O^{5}$; da ist H^{35} des Chlors 35. Protein, oder Elementaralbumin, soll als Albuminat Phosphor enthalten (und Schwefel), aber in der Formel offenbart sich der Phosphor nur mit H^{31} = Phosphor = 31; bei der Analyse sondert der sich ab und konstituiert sich als Phosphor.

ELEMENTE = WASSERSTOFF-VERDICHTUNGEN

Wenn aber nun alles in allem ist, und alles Wasserstoff ist, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Ausklammerungen von Komposanten sich auch in den Formeln des Kohlenstoffs, Sauerstoffs, Stickstoffs zeigen. In der Proteinformel $C^{40}H^{31}N^5O^{12}$ zeigt sich ja kein phosphorsaurer Kalk. Verbrenne ich aber Albuminate, erhalte ich immer phosphorsauern Kalk. Nun ist ein Drittel Protein = 146 und ein Drittel Unterphosphorsaurer Kalk = 146 (Berzelius). Nun erscheint in C^{40} die 40 des Calcium, wenn das etwas bedeutet. Der Phosphor offenbarte sich in H^{31}. In $N^5 = 70$ kann der Chlor $Cl^2 = 70$ verborgen liegen, da er schon in der Asche auftritt. In $O^{12} = 192$ kann man sich einen sechsatomigen Schwefel vorstellen $S^6 = 192$. In Blutasche findet man Eisen und Kalk, wenn diese auch in der Formel des Hämatins: $C^{34}H^{35}N^4O^5$ nicht auftreten. Da wir aber in H^{35} eben die Formel des Chlorwasserstoffs fanden, kann man in $N^4 = 56$ die 56 des Eisens suchen; und in $O^5 = 80$ das Kalk $= Ca^2$ erklären. Ein anderes Beispiel: Safranin riecht nach Jod, und in der Formel $C^{21}H^{20}N^4$ kann $C^{21} = 252$ das Jodmolekül 252 in labilem Stadium sein. Pflanzenaschen geben ja Eisen und Kalk. In der Cellulose $C^6H^{10}O^5$ wird wohl $C^6 = 72$ als die 72 des Eisenoxyds konstituiert, und $O^5 = 80$ als $Ca^2 = 80$. Wenn Hefe elementar analysiert wird, so erhält man Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor und Albuminate. Aber in der Hefenasche findet sich Phosphorsäure, Kali, Natron, Talk, Kalk, Eisenoxyd, Chlorwasserstoff, Kieselerde. Das ist höchst merkwürdig und kann zeigen, wie die Pflanzen den Berggrund zu Albuminaten verarbeiten.

In der Blasrohrchemie des Berzelius kann man gedruckt lesen, wie die Grundstoffe in einander verwandelt werden. Da steht zum Beispiel: Zinkvitriol: $Zn\ SO^3 + 7\ H^2O$. Wird das aber vors Blasrohr gelegt mit Soda, so erhält man Eisenreaktion. $Zn = C^6H^5$ und $Fe = C^4H^8$. Basisches schwefelsaures Uranoxyd gibt mit Soda auf Kohlenstoff ein Kupferkorn. Uran ist Kupfer geworden. $U = (C^3H^{46})$; $Cu = C^5H^4$. Basisches Chlorkupfer gibt in der Schlacke Eisenreaktion. Ein Teil Kupfer ist Eisen geworden. Leukophan, ein Mineral, das kein Mangan enthält, gibt jedoch mit Soda auf dem Platinblech Manganreaktion. Molybdänsäure von Bispberg enthält nicht Eisen, aber mit Soda auf Kohlenstoff zeigt sich Eisenoxyd. Das nennt man bekanntlich „Verunreinigungen", und dieses einzige Wort hat die Chemie seit hundert Jahren verhindert, Fortschritte zu machen. Es ist also eine bekannte Sache, daß Quecksilber in den schwedischen Bergen nicht vorhanden ist. Aber bei der Darstellung der Schwefelsäure aus den Schwefelkiesen von Falu tritt Quecksilber in der Schlacke der Bleikammer auf. Da ist wohl das Blei der Bleikammer Quecksilber geworden. In derselben Schlacke wird Selen angetroffen, das sich in den Kiesen nicht findet, sondern sich vom Schwefel gebildet zu haben scheint. Blei ist ja Blei, wenn aber Blei auf Knochenasche (phosphorsauerm Kalk) abgetrieben wird, so erhält man konstantes Silber, und dieses Silber ist immer goldhaltig.

Also hat man immer „Gold gemacht".

Mit zwanzig Atomen Kohlenstoff beginnen die festen Kohlenwasserstoffe. Wenn Naphtha, das zum „allgemeinen Zubehör“ der Natur gehört, destilliert wird, so gibt das dritte Destillat bei 240° dünnes Teeröl. Dieses bildet eine Mischung Kohlenwasserstoffe aus der Reihe des Sumpfgases mit mindestens zwanzig Atomen Kohlenstoff. Nun sind zwanzig Atome Kohlenstoff = 20×12 = 240. Eigentümlich ist, daß in der anorganischen Chemie die größte Anzahl Atome auch 240 ist, und das ist beim Metall Uran der Fall. Uran kommt hauptsächlich in Pechblende vor. Die heißt so, weil sie Pech oder Asphalt (= Erdpech) gleicht. Und die Formel des Asphalts beginnt mit C^{40}, gleich 480 oder 2 Uran. Bei der Destillation von Steinkohlenteer bekommt man Asphalt als Remanenz, nach 240°. (Wenn Schwefel schmilzt, wird er bei 240° teergleich.) Uran ist ein Metall, an das zu rühren gefährlich ist. Die Chemiker weichen ihm aus. Einige lassen es fort. Uran wurde 1789 entdeckt, unmittelbar nach der Entdeckung des Planeten Uranus. Als man das Metall durch Erhitzung mit Ochsenblut zu reduzieren versuchte, erhielt Richter einen stahlgrauen Regulus vom eigentlichen Gewicht 9. Das war aber eigentümlicherweise nicht das Metall, sondern ein Oxydationsgrad, denn das Metall wiegt 18. Das Äquivalent des Urans schwankte lange zwischen 60, 120, 217, 240, ja 271. Nun ist man bei 240 stehen geblieben; das ist 2 Antimon zu je 120. Das Oxydul UO^2 = 272 könnte dann ein Diterpen $C^{20}H^{32}$ = 272 sein, und Pechblende wirklich ein Harz oder Pech = $C^{10}H^{16}$. Und das verwandte Barium = 137 könnte ein Tereben $C^{10}H^{17}$ = 137 sein.

DIE ZAHL 240

Ein glänzendes Beispiel, wie leichtsinnig und gedankenlos die Wissenschaft ist, die sich die exakte nennt, gibt die Analyse der Pechblende, die eine Reihe von Synthesen bildet. Die Uranblende soll in der Formel nur Uran und Säure enthalten. Verwittert aber das Mineral, so entstehen Phosphate und Sulfate. Woher kommt denn da plötzlich Schwefel und Phosphor? Keine Antwort! Beginne ich nun die Analyse, so erhalte ich fast alle Metalle, Blei, Wismuth, Kupfer, Eisen, Mangan, Kalk, Talk, Natron, Arsenik, Baryt, Schwefelsäure usw. Das ist köstlich, und das nennen sie Verunreinigungen, obwohl sie konstant sind, besonders der Baryt! Am wahrscheinlichsten ist, daß Uran mit seinem hohen Atomgewicht, also zuletzt und am höchsten auf der Skala stehend, die Möglichkeit besitzt, alle andern, die niedriger stehen, neu zu bilden.

DIE ZAHL 240

In meinem Lehrbuch vom technischen Institut aus den sechziger Jahren wurde das Äquivalent des Urans mit 60 angegeben. Ein dreiatomiges Uran würde also 180 sein; das stimmt allein mit dem eigentlichen Gewicht 18 = 180. Zweiwertig wäre es 120; das ist Antimon, das in der Stickstoffgruppe zuletzt steht nach Phosphor (und Arsenik); das kann die Phosphoreszenz der Uranarten erklären. Das Oxydul, das teilweise Metallglanz besitzt, ist wie gesagt mit dem Metall verwechselt worden. Aber Braunstein oder Mangansuperoxyd zeigt auch Metallkorn, obwohl es nicht Metall ist. Das gibt Anlaß zu glauben, daß Metallreduktionen, die immer durch organische Stoffe geschehen, Synthesen sind; und einige Metalle nur Begriffe. Schließlich eine Zahlenverbindung aus der Medizin. Urannitrat hat man gegen Harnruhr gebraucht. Aber auch Salizylsäure hat man versucht. Wenn wir an die Zahl des Urans denken, 240, und C^{20} in der Formel der Salizylsäure entdecken, so fragt man, ob die Medizin intuitiv auf die Gleichung der Salizylsäure $C^{20} = 240 = U$ geführt wurde! Vielleicht müßte man andere Heilmittel mit C^{20} suchen, wie Guajaksäure, Arachinsäure, Papaverin, Fluorescin, Eosin, Frangulin, Erythrin und, warum nicht, Chinin = $C^{20} H^{24} N^2 O^2$.

LUES = KADAVERIN = $C^5 H^{14} N^2$

Wenn sich Mars und Venus in Konjunktion befinden, entsteht Leben; aber aus dem Brunnen des Lebens kann Tod entstehen, wenn die Quelle fault. Übersetzung: Spermin $C^5 H^{14} N^2$ hat sich in frischem Zustand als kräftiges Mittel gegen Selbstvergiftung und Ansteckung erwiesen. Aber in krankem Zustand, wenn es Zersetzungsprodukte von Muscus getroffen hat, wie Capronsäure, Valeriansäure, Trimethylamin (in Heringslake usw.), so kann es in ein Leichengift verwandelt werden, ein Ptomain genannt Kadaverin, mit denselben fatalen Zahlen wie Spermin $C^5 H^{14} N^2$ = Pentamethyldiamin. Lues wird aus „Kadaver" wie Kadaverin erhalten. Aber der Antagonist des Kadaverins ist Atropin; wohlgemerkt aus der Schmutzpflanze Atropa Belladonna, die schöne Donnas benutzen, um die Augen zu verschönern und Männer anzulocken. Das Heilmittel lag neben dem Gift und beide auf dem Schmutzhaufen. Aber das Luesgift gleicht dem Schlangengift und ist ein Toxalbumin; und der Zoosperm besitzt wirklich den sechseckigen Kopf der Schlange und den beweglichen Schwanz. Wenn das Tierchen beißt, wird es ein Schlangenbiß; und wer den Biß heilen kann, kann auch Lues heilen. Aber es ist wohl besser, den Schlangen aus dem Weg zu gehen, wenn man kann. Eigentümlich ist, daß Lues in seinen Symptomen dem Typhus (mit Roseola, den Feuermasern) gleicht, und im Typhus wird ein Leichengift erzeugt, das Typhotoxin $C^7 H^{17} NO^2$ heißt. Dieses Gift hat der Barmherzige zu einem Schlafmittel gemacht, das die Leiden lindert. Sieht man dieses Typhotoxin = $C^7 H^{17} NO^2$ an und vergleicht es mit des Morphins $C^{17} H^{19} NO^3$, so scheint es, als habe der Fieberpatient sein Morphium selber verordnet und dargestellt.

LUES = KADAVERIN = $C^5 H^{14} N^2$

In einer andern Krankheit, die zu den quälendsten gehört, Urämie, wird das Schlafmittel Karbamid $CH^4 N^2 O$ erzeugt. Das $N^2 O$ dieser Formel ist ein Lustgas, kann daher die Befreiung von Schmerz erklären. Aber auch CH^4, das ein Sumpfgas oder das Radikal des Fuselöles ist, kann die Anästhesie hervorrufen. Als die Lues von Neapel kam, wurde Ulrich von Hutten eines der ersten Opfer; er suchte sich mit Guajak, genannt Lignum sanktum, zu heilen. Guajakol bildet, wenn es den Körper passiert, ein Pyrocatechin; einen Stoff, der sich im menschlichen Harn wiederfindet: Alcapton. Darum kann man sich ja denken, daß bei Lues, mit der launenhaften Vorherbestimmung, die Begnadeten selber, bei einer gesunderen Konstitution, das Gegengift erzeugen, das zweiatomige Phenol des Benzols, das Guajakol. Nun ist zu merken, daß Guajakol die blaue Reaktion des Jods besitzt. Hydrochinon, auch ein Phenol, riecht nach Jod und das Oxyd besitzt das Atomgewicht 127 des Jods. Man könnte ja glauben, Guajakol habe sein Jod erzeugt, das Heilmittel für Lues, nachdem man das Quecksilber zu verlassen beginnt. Jod findet sich ja in der Monatsblutung, in der Schilddrüse und im Thymus. Nimmt man die Schilddrüse fort, wird der Mensch Kretin, und gegen den Kropf der Kretins wendet man Jod an. Wenn nun Quecksilber direkt auf die Absonderung der Drüsen wirkt, kann man sich ja denken, daß Merkurium Thyroidea zwingt, mehr Jod auszuarbeiten; daß also Hg nur eine sekundäre Wirkung hat.

LUES' GEGENGIFT HG

Quecksilber = Hg ist ja lange das Spezifikum gegen Lues gewesen, obwohl man seine Wirkung nicht hat erklären können. Bei einigen hat sich die Krankheit verschlimmert, und als sich Hg schließlich als ein schlimmeres Gift erwies als Lues selbst, griff man zu Jod. Aber Hg kommt immer wieder, tritt in den Körper ein und kommt unverändert heraus; daraus könnte man schließen, daß seine Wirkung sekundär ist. Hg vermehrt ja zuerst die Absonderung des Speichels, dessen Gehalt an Rhodankalium noch heute für bestätigt gilt (und der auch bei Tabaksrauchern sich vermehrt). Ist es nicht richtig, zu glauben, daß dieses starke narkotische Gift antitoxinelle Eigenschaften besitzt? (Wenn ich KCNS nach meiner monistischen Fachsprache reduziere, in der $K = C^3 H^3$ und $S = CH^4 O$, so wird die Formel für Rhodankalium $C^5 H^7 NO$; die liegt dem Antifebrin $C^8 H^9 NO$ nahe, gleicht aber auch den Pflanzenalkaloiden). Jedenfalls: da Hg auch seine Wirkung auf die Drüsen ausübt, kann man doch annehmen, der Jodgehalt in der Schilddrüse vermehrt sich und ebenfalls der Arsenikgehalt im Thymus; und sowohl Jod wie Arsenik sind Gegengifte gegen Toxine. Wollte man auf denselben Wegen neue Mittel suchen, müßte man vielleicht die Absonderung der Galle vermehren, da diese das stärkste Antiseptikum des Körpers ist, das immer die Gefäße rein erhält. Das hat man vielleicht, ohne es zu wissen, mit Calomel getan, das man noch bis vor kurzem für ein gallabführendes Mittel hielt. Die andern Gallabtreiber, Aloe, Rheum, Senna, Coloquintha und andere, könnte man ja versuchen.

Unmittelbarer wäre ja, Lues als eine Leichenvergiftung zu behandeln und die Gegengifte gegen Ptomaine zu versuchen. Diese werden in den Lehrbüchern aufgezählt und sind hauptsächlich: Calomel (!), Creolin, Naphthalin, Salol und Wismuthnitrat. Hier erscheint zuerst Calomel, aber auch Phenole. Und das klassische Guajakol wirkte wohl durch sein Phenol, da es ja aus dem Kreosot des Buchenholzteers hergestellt wird. Darum hat man Guajakol auch bei der Behandlung von Tuberkulose neben Karbol (= Kreosot, Phenyl) aufgenommen. Schließlich eine Vermutung, wie Quecksilber auf Lues wirkt, wenn man annehmen darf, Hg wirkt unmittelbar als Hg. Hg aus dem Mineral Idrialen kann aus Benzol hergeleitet werden, durch Naphthalin, Anthracen usw., wie früher gezeigt. Hg wurde darum $C^{16} H^{8}$ gezeichnet, und gewisse seiner Salze mit Glykolen verglichen (Rosenberg). Hg würde dann neben Teer und Harzen stehen, könnte wirken wie ein Naphthalin, das ja ein Antiptomain war.

SUMPFFIEBER

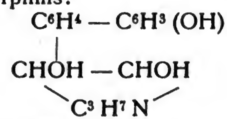
Wo Wasser still steht, wird es zersetzt und die darin befindlichen organischen Stoffe ebenfalls. Dabei bildet sich meist Sumpfgas, Kohlenwasserstoffe, Schwefelwasserstoff u. dgl. Die Kohlenwasserstoffe, sowohl leichte wie schwere, sind Blutgifte. Schwefelwasserstoff ist tödlich (für einen Hund genügt 0,12% der eingeatmeten Luft). Wer auf dem Schwefelwasserstoffraum des Laboratoriums vergiftet worden ist, hat alle Symptome des Sumpffiebers (des kalten Fiebers) gefühlt, ob diese nun von der Bildung des Methämoglobins kommt oder nicht. Sumpffieber, Malaria oder kaltes Fieber, ist also eine Blutvergiftung, vulgär gesprochen, und das Heilmittel ist jetzt Chinin oder Salizylsäure. Wo Sümpfe sind, gedeihen ja Salixarten und Mücken. Wo es viel Mücken gibt, wie in Lappland, ist das kalte Fieber unbekannt, obwohl das Land voller Sümpfe ist. In einem Badeort, wo ein berühmter Sumpf mitten im Dorf liegt, kommt niemals kaltes Fieber vor, aber die Mücken sind so dicht, dass sie unerträglich werden. Das Sumpffieber scheint also im umgekehrten Verhältnis zur Mückenanzahl zu stehen, und die Mücke scheint von einer barmherzigen Vorsehung zum Serumtherapeutiker ausersehen zu sein: sie bearbeitet das „Sumpfgift" zu Serum und impft die Lymphe mit ihrem kleinen Schröpfkopf. Das eigene Gift der Mücke ist Ameisensäure; die ist stark antiseptisch und jüngst gegen die Tuberkulose selber angewandt worden. Eigentümlich ist, daß die Salizylsäure der Salixarten durch Oxydation Ameisensäure wird. Wenn die Mücken die Weiden besuchen, können sie sehr wohl deren Säure oxydieren, nachdem der Fieberbaum selber die Zersetzungsprodukte des faulen Wassers verwandelt hat.

Chelidonium majus soll nach dem Volksglauben das Gift aus Kirchhöfen nehmen. Das ist wohl richtig, da das Alkaloid Chelidonin wie ein Leichengift zusammengesetzt ist. Aber Chelidonium gehört zu den Papaveraceen wie der Mohn; und Chelidonin wird $C^{19} H^{17} NO^{3}$ geschrieben, das ist des Mohns invertiertes Morphin $C^{17} H^{19} NO^{3}$. Das Schellkraut hat einige Eigenschaften des Morphins, besonders dessen unempfindlich machende. Chelidonsäure ist $C^{7} H^{4} O^{6}$ und die Mekonsäure des Opiums ist $C^{7} H^{4} O^{7}$. Aber das Schellkraut ist auch ein Pharmazeut. Schmarotzer auf den Weiaenarten, scheint es Salizylsäure in Chelidonsäure zu verwandeln, $(C^{7} H^{4})^{2} O^{2}$ zu $C^{7} H^{4} O^{6}$. Aber diese Kunst kann der Biber auch; dessen Castorin enthält Salizin aus der Weidenrinde, die er verzehrt. In früheren Jahrhunderten wurde Schellkraut gegen Krebs und Lupus angewandt; jetzt aber gebrauchen nur Knaben den gelben Saft gegen Warzen; die soll man bekommen, wenn man in Kirchhofserde scharrt; also Heilung (boten), wo das Übel (soten) lag. (Jetzt sehe ich, daß Schellkraut in die Medizin zurückgekehrt ist!) Trotz seinem Gift wird das Schellkraut von schwarzen Käfern und Blattläusen besucht. Und die Ameisen schleppen den Samen in Bäume hinauf, nachdem sie eine kleine Schwarte aufgezehrt, die auf der Schale sitzt. In zoologischen Gärten gedeiht das Schellkraut bei Auerochs, Hirsch, Antilope, die ihm Pflege geben. Es ist eine Serumpflanze, die Absonderungen zu Heilmittel ausarbeitet.

DIE UNBEKANNTE WIRKUNG DES CHININS

Als die Pflanzenalkaloide zuerst entdeckt wurden, verwechselte man sie mit Ammonium-magnesium-phosphat und phosphorsauerm Kalk (Berzelius). Das ist doch recht eigentümlich, da die Analyse von Berzelius hoch entwickelt war. Als man aber die ersten kristallisierten Ptomaine, Leichengifte, zu isolieren anfing, erwiesen sich diese Atropin und Hyoscyamin ähnlich; ja, man fand auch, daß Tiergewebe ein „animalisches Chinoidin“ geben konnten, gleich dem Extrakt aus Chinarinden. Als Koch die afrikanische schwarze Malaria untersuchte, fand er schließlich, daß die ganze Krankheit in Chininvergiftung bestand. Aber ist es denn sicher, daß nicht das Blut selber „animales Chinoidin“ erzeugt hat? Auswürfe und Absonderungen wurden schwarz, heißt es, und die Neger wurden von der Krankheit nicht angegriffen. (Weil sie schon schwarz waren?) Diese Melanurie gilt für eine Übergangsform von wirklicher Malaria zu gelbem Fieber. Das Gegengift gegen Malaria (kaltes Fieber) ist Chinin. Aber kaltes Fieber soll von einer Bakterie kommen. Da nun Chinin „Bazillen oder Sporen nicht tötet, sondern nur die Leukocyten so lähmt, daß sie aus den Gefäßen nicht auswandern können“, fragt man mit Recht, ob Malaria durch einen Bazillus entseht. Hahnemann, der Homöopath, fand, daß Chinin einem gesunden Menschen kaltes Fieber brachte; das spricht ja gegen den Bazillus. Es hat übrigens den Anschein, als wirke Chinin auflösend, da es unverändert aus dem Körper heraustritt, falls es nicht zuerst zerteilt und dann von den Bestandteilen des Blutes, die den $C^{20} H^{24} N^{2} O^{2}$ des Chinins gleichen, wiederhergestellt wird (reversible Reaktion).

Die Formel des Berzelius für Morphin sah so aus: $C^{35}H^{34}O^{6}$ $(NH^{3})^{2}$. Und das Hämatin des Blutes hat das Aussehen $C^{34}H^{34}N^{8}O^{10}Fe^{2}$. Aber Apomorphin wird jetzt $C^{34}H^{34}$ usw. geschrieben. Das ist ja interessant und kann einen zu Betrachtungen veranlassen, nachdem wir jetzt notiert, daß das Hämatin $C^{16}H^{18}N^{2}O^{6}$ des Blutholzes dem Hämatoporphyrin des Blutes $C^{16}H^{18}N^{2}O^{3}$ (identisch mit dem Bilirubin = $C^{16}H^{18}N^{2}O^{3}$ der Galle) gleicht; und dabei bemerkt haben, daß der Blattsaft des Blutholzes gegen Blutfluß, Leukorrhöe und dergleichen gebraucht wird. Betrachtet man die Konstitutionsformel des Morphins:



so kann man einen Teil der geheimnisvollen Wirkungen des Morphins „erklären“. In $C^{6}H^{4}$, dem Radikal des Phenols, zeigt sich etwas antiseptisches, da das Phenol bei Typhus und Kindbettfieber gebraucht wird. Aber in $C^{6}H^{3}$ (OH) schimmert Chinon hervor, dessen Hydrat wenigstens antipyretisch ist; auch das Radikal der Salizylsäure findet sich da in effigie. $C^{3}H^{7}N$ = Propylamin setzt die Empfindlichkeit der peripherischen Nerven herab. $C^{2}H^{4}O^{2}$ = Essigsäure setzt Schläge und Temperatur des Pulses herab. Aber die Zersetzungsprodukte des Morphins im Körper kennt man nicht, und wenn man es auch wüßte, so weiß man nicht, *wie* diese wirken.

Es ist unglaublich aber wahr, daß viele große Wahrheiten von den ersten besten einfältigen Einwendungen umgeworfen worden sind. Als Prout und Dumas beweisen wollten, daß alle Elemente Wasserstoffverdichtungen sind, wurden sie mit dem einfältigen Einwand totgeschwatzt, die Atomgewichte seien nicht das Vielfache des Wasserstoffs. Nun ist aber Wasserstoff 1, und jede Zahl, auch ein Bruch, ist das Vielfache von 1. Denn 1 × 196,48 ist 196,48. Man wandte aber auch ein, die Atomgewichte seien keine geraden Zahlen. Erstens sind jedoch viele Atomgewichte gerade Zahlen; diese Elemente könnten also Wasserstoffverdichtungen sein. Zweitens sind die Atomgewichte so schwankend, daß man ohne Schaden den Dezimalbruch streichen kann. Berzelius selbst fand 198,25 als das Atom des Goldes, als er aus Goldchlorid mit Quecksilber fällte. Als er aber Kalium-Goldchlorid analysierte, erhielt er die Zahl 196,32. Heute schreibt man das Gold mit 197,2. Der Einwand war also wertlos als Gegenbeweis.

Noch heute aber steht diese radikale Dummheit in den Lehrbüchern. Um den Schülern zu zeigen, daß sich die Elemente in g e r a d e n multiplen Proportionen verbinden, stellt das Lehrbuch die Manganverbindungen auf, die doch das Gegenteil beweisen.

		Mangan		Sauerstoff
Manganoxydul	=	55	:	16
Manganoxyd	=	55	:	24 = $1\frac{1}{2} \times 16$
Obermangansäure	=	55	:	56 = $3\frac{1}{2} \times 16$

Nun fragt der Lehrer: ist 24 ein gerades Multipel von 16? Es steht ja daneben, daß 24 gleich $1\frac{1}{2}$ mal 16 ist. Ist das ein gerades Multipel, wenn es gebrochen ist? Und 56 ist $3\frac{1}{2}$ mal 16. Wenn man mit Brüchen, Wurzeln, negativen oder invertierten Zahlen verfahren kann, dann werden alle Zahlen Multipeln. Also wird 1 keine Primzahl mehr, denn 1 ist das Produkt zweier invertierter Zahlen: $2 \times \frac{1}{2} = 1$, $3 \times \frac{1}{3} = 1$ usw. Viele Zeitgenossen leugneten die Existenz der vielfachen Verhältnisse. Dumas nannte sie willkürliche Fraktionierungen; er war der Meinung, es gebe so viel Ammoniak, wie man wollte; das hinge davon ab, ob man das Experiment bei einer gewissen Temperatur abbricht usw. Zum Beispiel bekomme man kein Jod, wenn man einhundert Grade unter- oder überschreitet. Aber Daltons Gesetz wurde votiert, und herrscht als Methode noch heute. Nun aber hat es aufgehört, fruchtbar zu sein, und muß einem neuen Platz machen!

EINFÄLTIGE EINWÄNDE

Die Astronomen haben auch einige einfältige Einwände gemacht; die kommen einem ganz närrisch vor, so dumm sind sie. Wenn ich frage, wie es möglich ist, daß die Erde, wenn sie mit einer Geschwindigkeit, die 75mal größer ist als die einer Kanonenkugel, auf ihrer Bahn dahineilt, Atmosphäre und Wasser behalten kann; wie ein Schornsteinrauch gerade aufsteigen kann usw., so antwortet der Astronom: das ist möglich, weil alles an der Geschwindigkeit teilnimmt. — Aber der Schornsteinrauch, der sich jetzt im Herd bildet, wann bekommt er seine Geschwindigkeit? — Pause. Dann kommt das Billardspiel auf dem Ozeandampfer, das beweisen soll, daß wir auf einer Kanonenkugel reiten. — Aber das Billard beweist ja das Gegenteil; auf einer Kanonenkugel kann man nicht „quatre bandes“ mit dem roten Ball machen. — Pause. Dann kommt: Die Erde ist so groß, daß wir die Drehung nicht bemerken; der Schleifstein mit dem Wassertrog, der Junge mit der Schleuder, der Kreisel auf dem Boden — was alles keine Beziehung zum Thema hat. Frage ich wieder nach den Sternparallaxen, dann ist die Erde auf einmal so klein; dann kommt der Dampfer draußen auf dem Meere (jedoch nicht der Ozeandampfer mit dem Billard!) und der Zug im Schneegestöber; der Themseprahm, der die Kugel schräg in den Rumpf bekommt usw.

EINFÄLTIGE EINWÄNDE

Wenn ich einen Planeten mit dem bloßem Auge betrachte, zeigt er sich wie ein Strahlenbündel; photographiere ich aber einen Planeten (oder betrachte ihn im Fernrohr), wird er eine runde Scheibe. Wenn ich einen Stern betrachte, ist er auch ein Strahlenbündel; photographiere ich ihn aber, wird er auch eine runde Scheibe; das leitet man aber von der Glaslinse im Apparat her. Wie weiß ich denn, daß die runden Scheiben der Planeten nicht von den Linsen kommen (ob nun in der photographischen Kamera oder im Fernrohr)? Die Antwort, die ich vorher weiß, lautet: Die Sterne werden im Fernrohr nicht runde Scheiben, sondern verkleinern sich. Wenn ich dann frage: Wie kann eine Erscheinung, die gegen die Gesetze der Optik ist, erklärt werden? Antwort: Weil die Sterne unendlich weit entfernt sind. — Aber das ist ja eine Lüge. Das Licht der Sterne kann vom Auge aufgefangen werden; also befinden sich die Sterne in endlicher Entfernung. Das nennt man exakte Wissenschaft, die Unterwerfung und Verehrung fordert. Es starb jüngst ein schrecklich großer Astronom, der eine „freisinnige" Astronomie geschrieben hat. Der Mann erzwang sich durch seine Stellung ein großes Ansehen, am meisten durch die Furcht, die er einjagte. Dann starb er, erhielt die Apotheose. Zwei Jahre später wurde er entlarvt, sollte nichts entdeckt haben; wurde schließlich Humbug genannt, als sich der Schrecken vor dem Schrecklichen gelegt hatte.

Drei Zahlen sind ziemlich sicher. Regenwolken (Nimbus) liegen in einer Höhe von 600 Metern; das ist die doppelte Höhe des Eiffelturms. In den Alpenseen hören die Karpfen mit 600 Metern auf. Die Aschentrombe auf Santorin stieg 600 Meter hoch. Unter 600 Meter aber gibt es eine andere Zahl, die man sich merken muß; das ist 320. Der furchtbare Borawind am Adriatischen Meer rast am heftigsten, wo der Berg im Norden 320 Meter hoch ist. Und der Bora im Kaukasus wächst aus einem Berg von 320 Metern heraus. Der Wind Leveche in Portugal und Spanien entsteht in ungefähr gleicher Höhe. Haufenwolken (cumulus) haben ihre untere Grenze bei einer Höhe von 1800 Metern. Das ist die Höhe des Rigikulms und auch des Gletschers vom Grindelwald. 1800 Meter hoch gehen die Wasserhosen; in gleicher Höhe hören die Nadelbäume in der Schweiz auf. Bei der höchsten Höhe von 1800 Metern traf Flammarions Ballon auf weiße Schmetterlinge. (Ein Marienkäferchen wurde zwischen 800 bis 1500 Metern getroffen.) Reiher, Kraniche, Raben steigen bis 1890 Meter. Für Bewohner von Kaschmir, die 1800 Meter hoch wohnen, beginnt die Bergkrankheit bei 3000 Metern.

Federwolken (cirrus) liegen mindestens 9000 Meter hoch. Der Gaurisankar ist 9000 (8840) Meter hoch. 9000 Meter hoch steigt der Kondor. Glaisher und Coxwell stiegen 1862 im Ballon 9000 Meter hoch, hätten beinahe ihr Leben eingebüßt. Die Tauben im Ballon starben unter 9000 Meter, bei sechs- und siebentausend. Wenn die Dichtigkeit der Luft regelmäßig abnimmt, befindet sich das Vakuum auf einer Höhe von acht Kilometern; nun soll aber bei 75 Kilometer das Barometer auf Null stehen. Bei 9000 Metern steht das Barometer auf 248 mm, das ist ein Drittel des Standes auf der Erdoberfläche. Sagen wir zehntausend Meter oder eine neue Meile, als obere Grenze, dahin können wir ohne Schaden steigen! Mehr wissen wir nicht!

Im Winter fand ich eine Puppe des Maikäfers. Ich legte sie auf meinen Schreibtisch. Eines Abends bei Lampenschein begann sie zu knipsen und kleine Bewegungen zu machen. Im Glauben, die Wärme habe meinen Käfer entwickelt, öffnete ich den schwarzen Sarg, fand aber zu meinem Erstaunen nur einen weißen Schleim ohne ein Zeichen von Organisierung; er roch nach sauerm Magensaft. Diese halbflüssige Masse besaß doch Bewegungsvermögen. Später, als ich ein gutes Mikroskop mit großem Gesichtsfeld hatte, öffnete ich die Puppe eines Schmetterlings und schaute. Auf einem hellgelben Grund eines flüssigen Stoffes zeichnete sich wie eine Skizze der künftige Schmetterling im Halbschatten ab, ohne körperlich organisiert zu sein. Das heißt Nekrobiose oder Absterben lebender Gewebe. Und die Auflösung der Puppe in einen Schleim heißt Histolyse. Die Neugestaltung soll durch corpora adiposa oder Fettkörper geschehen. Mehr weiß ich nicht. Ich habe nach Deutschland (wo man alles zu wissen pflegt) geschrieben und um Literatur über die Verwandlung der Puppe gebeten; aber es gibt keine Literatur über das größte und interessanteste Problem. Vater Darwin und Sohn Haeckel wußten nichts, wollten nichts von der Auferstehung wissen, nur von Geburt und Tod. Ich kaufte schließlich ein großes Buch für fünfundzwanzig Kronen über die Schmetterlinge, das von einem Professor verfaßt war. Darin stand nicht ein Wort über die Nekrobiose in der Puppe. Aber auf einem Grabstein, innerhalb einer Kirchhofsmauer, sehe ich zuweilen dieses Bild: Larve (Raupe), Puppe (Mumie), Schmetterling.

DAS GEHEIMNIS DES STORCHES

Selbst Brehm gesteht, daß wir nicht wissen, „wo und wie viele Vögel sterben". Die Leichen der meisten verschwinden, also sorge die Natur selber für ihre Begrabung! Nun wohnt ein Paar des weißen Storches in einem Dorf auf Rügen, aber nur vier Monate, also zur Sommerfrische. Wenn die Badesaison zu Ende ist, sind es sieben Mitglieder der Familie geworden. Diese verschwinden eines Tages. Im nächsten Jahr kommen die beiden Alten allein zurück. Da fragt man: wo sind die fünf Jungen geblieben? Sie kehren nicht zurück, um zu kolonisieren, denn man bemerkt keine neuen Nester in diesem oder den angrenzenden Dörfern. Hundert Jahre lang hat man die „Alten" das Nest auf dem Wagenrad einnehmen sehen; wann sie aber verjüngt werden, das weiß man nicht. Wenn der Storch hundert Jahre lebt, wie Adler und Papageien, würden fünfhundert Junge von diesem einzigen Nest ausgeschwärmt sein; die Alten müßten also Ahnen einer Legion sein, die man nach Reihen zählen könnte. Der Storch hat allerdings Feinde, aber keinen, der ihm gewachsen ist, denn er kann selbst dem Menschen gefährlich werden und ist einem großen Hund gefährlich. Wenn man nun sagt: die Jungen bleiben in Ägypten, so fragt man: warum bleiben nur die Jungen dort? Und was meint man mit jung? Die Jungen altern doch auch!

DAS GEHEIMNIS DES STORCHES

In den Schulbüchern steht zu lesen, daß unsere Störche den Winter über als Zugvögel nach Ägypten reisen. Aber unser Winter ist beinahe Sommer in Ägypten, und der währt acht Monate. Also müßte der weiße Storch in Ägypten (acht Monate) zu Hause sein und im Norden (vier Monate) Zugvogel. Nun aber kommt das Schlimmste: den weißen Storch gibt es in Ägypten nicht. Jedes Dorf hat allerdings dort seinen Storch, der das ganze Jahr dort bleibt und heckt: aber „es ist ein anderer kleinerer Art". (Tierwelt von Böving-Petersen und Dreyer.) Brehm hat tausend Störche im innern Afrika gesehen, aber er sagt nicht, welche Art; und man hat unter zwanzig Arten zu wählen. Neuere Schriftsteller nehmen das Kapland als Winterort für unsere Zugvögel an, aber das Kapland hat seine eigene Fauna, die unserer gleicht. In meiner Jugend, vor fünfzig Jahren, gab es ein Märchen von dem nordischen Storch, der einen goldenen Ring am Bein hatte und in Ägypten geschossen wurde. Das Märchen ist aber seitdem nicht wieder gekommen. Linné, der Apostel über die ganze Welt hatte, glaubte nicht an die ägyptische Reise, sondern hielt den ganzen Zug für unmöglich. Er dachte an den Grund das Meeres! Aber die Jungen, die nicht wiederkehren, bleiben noch immer ein Rätsel.

Wenn man einen Sachverhalt regelmäßig und unter bestimmten Bedingungen wiederkehren sieht, glaubt man ein „Gesetz“ entdeckt zu haben. Ich glaube eine göttliche Gesetzgebung entdeckt zu haben; folglich ein Gericht, dessen Entscheidung wir sehen, aber dessen Zusammensetzung wir nur ahnen können. Ich hatte einen Verwandten, der ein bestimmtes Alter erreicht hatte, ohne „jemals Zeit zu haben“, an den Tod zu denken. Am 18. Januar des Jahres 18 . . bekam er den Schlag und fiel. Das war die erste Warnung. Nun begann er über den Tod und das Leben nach diesem zu grübeln. Damit beschäftigte er sich 6 Jahre; da starb er genau am selben Tag, am 18. Januar 18 . . . Daß es 6 Jahre waren, veranlaßte mich, an Bismarcks 6 Jahre im Sachsenwald zu denken; als er in der Einsamkeit dasaß und sich über die Vergänglichkeit der Größe grämte; und, eigentümlich genug, seine Geschichte dadurch schädigte, daß er von Eitelkeit zu unvorsichtigen Enthüllungen verlockt wurde. Darauf fiel mir ein, daß Napoleon 6 Jahre auf seiner Insel saß, und schließlich so wohl „bereitet“ wurde, daß er das Sakrament auf dem Sterbebett nahm. Ob Heine genau 6 Jahre auf dem Boden lag, zu einem Kinderkörper abgemagert und von der Furcht gequält, sein Weib zu verlieren, kann ich nicht bestimmt sagen; aber es waren ungefähr 6 Jahre. Daß der fromme Linné seine letzten Jahre in einem Stuhl sitzen mußte, gelähmt nach einem Schlaganfall, und auch er gepeinigt von einer zankhaften Frau, ist bekannt; aber die Ursache weiß nur Gott allein.

Unser großer herrlicher Tegnér erhielt seine erste Warnung 1840. Sie war von einem Infernozustand begleitet, während dessen er unter anderm seine ganze Dichterschaft in schlechtem Licht sah; ja schließlich einen Strich durch alles machen wollte. Nach genau 6 Jahren Vorbereitung starb er am 2. November 1846, während eines herrlichen Nordlichts, und heiteren Sinnes. Goldschmidt erzählt das und noch mehr Wunderbares in seiner vortrefflichen „Nemesis divina". Ich las kürzlich, wie Fersen am 20. Juni 1810 in seinem Wagen ermordet wurde. Erinnerte mich dabei, daß derselbe Fersen den Wagen fuhr, in dem Marie Antoinette nach Varennes floh. Schlug in der Weltgeschichte nach und fand, daß die Flucht nach Varennes am 20. Juni (1791) stattfand. Da fragt man: war es ein Verbrechen, die Königin retten zu wollen? Der Autor des Artikels im „Biographischen Lexikon" nennt das Verbrechen bei Namen; es war aber etwas anderes als der Rettungsversuch.

Als Samuel Richter in Israel war, kam das Volk zu ihm und verlangte einen König, „wie die Heiden einen haben". Samuel betete zu dem Herrn, und er antwortete: „Möge ihnen werden, wie sie verlangen (in ihrer Torheit und zu ihrer Strafe), denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein! . . . Doch warne sie ernst und sage ihnen, welches Recht einem König zukommt . . . Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und auf seine Pferde, und sie müssen vor seinem Wagen herlaufen . . . und andere, zu pflügen seinen Acker und zu ernten seine Ernte . . . Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Salbenbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Äcker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Er wird nehmen den Zehnten von eurer Saat... von euern Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsset seine Knechte sein. Wenn ihr dann klagen werdet über euern König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr zu der Zeit nicht erhören." Das geschah also zur Strafe, wie der Herr auch zu Samuel sagte: „Sie tun dir, wie sie immer getan haben, von dem Tag an, da ich sie aus Ägypten führte, bis auf diesen Tag; und sie haben mich verlassen und andern Göttern gedient." So bekamen sies, wie sies wollten, und übergenug!

REGIERUNG DURCH KÖNIGE

Origines sagt, Gott habe die Erde geschaffen, nur um die Seelen zu strafen, die sich im Himmel vergangen haben. Swedenborg findet bei seinen „Besuchen“ auf den andern Planeten, daß die Erde der schlechteste von allen ist, weil die Menschen dort nicht sagen, was sie denken, oder anders sprechen, als sie denken. Darum haben sie Regierungen und Fürsten, die es auf den andern Planeten nicht gibt. Dort lebt man nur in Familien, ohne Regierungen und Fürsten. Dies ist wohl Tolstois paradiesische (Regierungslosigkeit), die wir vielleicht einmal erreichen, wenn wir uns selber regieren können und sie verdienen.

Zweimal zwei ist wohl vier, im allgemeinen und gewöhnlich, für Schulkinder. Unter gewissen Verhältnissen aber kann es fünf sein. In meiner Jugend, als man zum Metersystem überging, stellte der Lehrer dieses Exempel auf: Wenn ich ein 4zölliges Band in zwei gleich große Teile schneide und dann die beiden Enden mit 2 multipliziere, erhalte ich 5 (Zentimeter). Also kann zweimal zwei unter gewissen Verhältnissen 5 werden. Einfacher kann man die Sache so ausdrükken: 2mal 2 Zoll ist 5 Zentimeter. Aber 2 und 3 sind nicht immer 5. Denn 3 Teile Kupfer und 1 Teil Zink geben einen Messing, dessen eigentliches Gewicht $^1/_{10}$ größer ist, als man berechnet hat. So sagt Berzelius, der ja ein großer Chemiker und Rechner war, in seiner Chemie (fünfte Auflage, zweiter Band, Seite 653). Damit steht man vor dem Wunder, das man nicht erklären kann, aber auch nicht leugnen darf, wenn es auch „den Naturgesetzen widerspricht", wenigstens den Gesetzen, die wir kennen. Man muß darum vorsichtig sein, wenn man behauptet, eine Sache sei so klar wie 2mal 2 ist 4. Denn 2mal 2 kann auch 2 sein, da 2mal 2 Halbe gleich 2 ist.

In der schwedischen Übersetzung von Neumayrs Erdgeschichte ist dieses Geschreibsel zu lesen. Die assyrische Sündflut ist erzählt und für gut befunden worden; es handelt sich nun darum, welcher der beiden Berichte, der assyrische oder der biblische, älter ist: der hebräische vom Jordantal (!) oder der assyrische von der Euphratebene. Wie hat der Übersetzer seine Bibel gelesen, da er nicht gemerkt hat, daß Eden am Euphrat und Tigris lag; Noahs Arche auf dem Berg Ararat in Armenien landete; daß der Turm von Babel in Sinear (Mesopotanien zwischen Euphrat und Tigris) lag; daß Abraham zu Ur in Chaldäa wohnte, ehe er nach Kanaan zog? Und doch macht sich der Übersetzer die Mühe, zu beweisen, daß die Flutgeschichte der Bibel auf Euphrat und Tigris deutet; unter anderm weil Noah seine Arche verpicht, wie Babylonier (noch heute) pflegen, und wie alle Seeleute auf der Erde tun, wenn sie mit Fahrzeugen aus Holz segeln. Es wird also alles zugegeben! Warum dann diese Widerlegung? Nun kommt aber eine andere Frage. Wer sich noch so wenig mit Keilschriften beschäftigt und diese charakteristischen Pfeilschwänze beobachtet hat, sieht sofort, daß George Smith den Text mißverstanden hat. Der gleicht zum Verwechseln Estranghelo, Altsyrisch, Uiguiisch oder Mongolisch. Wenn ein Christenmensch, der etwas Kenntnisse in Keilschriften hat, die Flutgeschichte im British Museum nachforschen wollte, würde vielleicht die ganze Fabel entlarvt.

Nun zu Hammurabis Gesetzen. Fünfzehn Quartseiten! Das ist die ganze Eroberung! Und diese Blätter sollen die Bibel null und nichtig machen, die so unendlich reich ist, eine so geheimnisvolle Tiefe besitzt, daß jeder, der in Seelennot und mit Demut um Rat und Trost bittet, sie sofort findet, auch wenn er erst einige Schläge bekommt, die den Nagel auf den Kopf treffen. Hammurabis Gesetze mit ihren fünfzehn Seiten gleichen gewissermaßen dem Deuteronomion, sind aber viel dürftiger: erinnern oft an unser altes schwedisches Landgesetz in seiner Kleinlichkeit. Zum Beispiel dies: Wenn jemand einem die Zähne ausschlägt, so soll man dessen Zähne auch ausschlagen. Sind es aber die Zähne eines freigelassenen Sklaven, soll man ein Achtel Mina Silber bezahlen. Aber auch Hammurabis Text muß untersucht werden. Unser Assyriolog Esaias Tegnér gab 1876 an, Hammurabi habe 1500 Jahre vor Christus gelebt, also etwas nach Moses (1570). Und 1882 verlegte Harald Hjärne in Wallis' Weltgeschichte Hammurabi auf 1700. Da scheint eine kleine „Verrückung“ stattgefunden zu haben; besonders da Abraham um 2000 aus Ur in Chaldäa kam.

Jedenfalls: Gott ist einer, und seine Rechte sind in der Hauptsache dieselben. Die Bibel kann aus derselben Quelle geschöpft haben, wie Hammurabi. Wenn aber die Heiden die Gesetze der assyrischen Tontafeln benutzen wollen, um zu beweisen, daß die Bibel nicht inspiriert ist, so irren sie. Inspiriert bedeutet ja: von Gott empfangen! Seht hier, wie der Heide sein lumpiges Broschürchen mit einem Titelbild geschmückt hat, das gegen seinen Willen sagt, daß auch Hammurabis Gesetze inspiriert sind. Das Bild stellt nämlich vor, wie Hammurabi seine Gesetze vom Sonnengott empfängt.



DAS UNGLAUBLICHSTE VON ALLEM

Die Pyramiden galten nicht immer für Königsgräber. Die Alten meinten, es seien nicht einmal Werke von Menschen, vielmehr der Götter (oder der Natur); und sie sollen viele Geheimnisse enthalten, teils astronomische, teils solche, die die Masse der Erde betreffen. Die größte Pyramide, die des Cheops, verrät wirklich in ihren Massen einige kosmische Zahlen, die beabsichtigt zu sein scheinen. Die Basis ist 365 heilige Ellen; da zeigen sich die 365 Tage des Jahres. Die Seite ist 186 Meter lang; ein Stadion war 186 oder 185 Meter lang. 1852 Meter ist eine Meridianminute. Die Basis 500 Male ist ein geographischer Grad. Dieses Verhältnis zwischen Elle und Meter tritt in der Basis der Cheopspyramide gleich 233 Meter und in der Höhe gleich 233 Ellen hervor. Die gleiche Zahl für Basis und Höhe, aber verschiedenes Maß. Gut! Wenn wir nun einen Luftsprung von der Pyramide nach dem — Kinnekulle in Schweden machen, braucht man weder den Atem noch den Verstand zu verlieren! Als ich zum erstenmal den Kinnekulle vom Mösseberg aus sah, sagte ich mir: das ist kein Berg! Das ist etwas anderes. Ich reiste hin; ging von Robäck aus über den Scheitel und stieg auf der andern Seite wieder hinunter. Als ich die Kalksteintreppe sah, bei der die Steine wie in einer Backsteinmauer liegen und ungefähr gleich groß sind, konnte ich mir nicht denken, daß Kalkstein infolge von Druck in fast gleich große Stücke brechen sollte. Aber ich verbarg den Gedanken siebzehn Jahre lang in meinem Herzen.

DAS UNGLAUBLICHSTE VON ALLEM

Wohl hatte ich in der Schweiz abgelagerte Kalkberge gesehen, die Druck von oben ausgesetzt sind; hatte aber nie gefunden, daß der Kalk in Ziegelsteine auseinanderbricht. Der Jura sieht wohl aus wie eine Mauer, aber von Splittern, nicht von Bausteinen. Da kam ein Tag, an dem mein Gedanke von der feigen Furcht vor der Wissenschaft, wie sie von den Heiden getrieben wird, befreit wurde. Ich las wieder über die westgotischen Berge und fand, daß Halleberg und Hunneberg weder Kalkstein noch Lehmschiefer haben, aber wie Kinnekulle mit „Trapp" bedeckt sind. Ich las über die Ablagerungen des Kinnekulle und erhielt diese Liste: Gneis 78, Sandstein 24, Alaunschiefer 12, Lehmschiefer 12, Kalkstein 48, Lehmschiefer 48, Trapp 12 Meter. Diese Zahlen zeigten beinahe eine schöne Reihe, die mit der Zahl 12 operiert, außer dem Gneis, der nicht dahin gehört: 12, 24, 48. Als ich dann die abgelagerten Schichten zusammenzählte, erhielt ich eine Höhe von 156 Metern. Da erinnerte ich mich, diese Zahl schon gesehen zu haben; als ich nachforschte, war der Turm des Kölner Doms 156 Meter hoch. Das sprach mich aber nicht an; es war zu entfernt, auch als poetisches Bild oder Gleichnis. Da kam es! Ich rechnete den Trapp, der amorph und nicht geschichtet ist, ab und erhielt eine Höhe von 147 Metern: das ist die Höhe der Cheopspyramide, die 146 Meter hoch war! Da war etwas, aber ich wußte nicht was. Da nahm ich die Höhe der zweiten Pyramide, Chefrem, und die war 133 Meter hoch. Da sind die 135 Meter des Hallebergs (über dem Gneis).

Soll ich da weiter gehen und die dritte Pyramide nehmen, Mycerinus, dachte ich. Ich hatte deren Höhe von 54 Metern, fand aber in der Eile nichts anderes als die 110 Meter des Ollebergs, der also doppelt so hoch ist. Ich kehrte zu den 147 Metern der Ablagerungen des Kinnekulle zurück, welche die gleiche Höhe haben wie die Cheopspyramide. Die Basis dieser Pyramide ist 233 Meter, und der Kinnekulle liegt 233 Meter über der Fläche des Wenersees. Was bedeutet das alles? Das kann niemand beantworten. Daß die Schichten des Kinnekulle Versteinerungen enthalten, beweist nichts, denn die Kalksteine der Pyramiden enthalten Nummuliten. In unsern Treppensteinen sieht man zum Beispiel Belemniten, ohne daß jemand glaubt, das Haus sei eine geologische Formation oder die Treppe habe sich aus dem Wasser abgesetzt. Die Geologen können einwenden, die Gotlandküste südlich von Visby sehe auch aus, als sei sie aus Mauersteinen gebaut. Das weiß ich wohl, und wenn sich jemand die Mühe machte, hundert Steine zu messen und dann auszurechnen, wieviele von den hundert Steinen gleich sind, könnte man über die Sache nachdenken und vielleicht darüber sprechen. Darauf könnte man zum Kinnekulle zurückgehen, die Stockwerke messen, den Grotten Maß nehmen, die Steine ohne Rücksicht auf die Versteinerungen untersuchen; die Stinksteine analysieren, einen Schacht graben und sehen, wo der Trapp aufhört; ob er eruptiv ist oder Höhlungen ausgefüllt hat. Der Trapp wird vom Volk Eisenbünde genannt; von Linné versteinerter Eisenlehm; das ist gut gesagt. Der Kinnekulle hat für Männer, die sehen konnten, immer etwas Wunderbares gehabt.

Swedenborg fand, daß der Scheitel des Berges auf Wolkenbildungen und Gewitter Einfluß hat. Andersen verglich den Kinnekulle mit seinen Steigen und Grotten einem Hindostanischen Klippentempel. Eigentümlich ist, daß der Niagarafall, zwischen Erie- und Ontariosee, sich eine Silurformation von ähnlicher Lagerung hinabwirft, wie sie der Kinnekulle hat. Der Sandstein unten ist jedoch von Mergel statt von Alaun- oder Lehmschiefer überlagert. Aber der Kalkstein des Niagara ist 25 Meter mächtig, und der des Kinnekulle doppelt so mächtig, 48 (50) Meter. In Englands Silur ist die Mächtigkeit der Schichten viel größer, steigt bis 5798 Meter. Davon nimmt der rote Sandstein 468 Meter ein, gegen die 48 Meter des Kinnekulle. Daraus geht hervor, daß dieser Berg nicht während der europäischen Silurzeit aus dem angenommenen Silurmeer entstanden ist. Fragt mich aber jemand, ob ich glaube, Kinnekulle sei eine Pyramide, so antworte ich: Das weiß ich nicht. Ein Vulkan ist es nicht, denn der Trapp ist nicht eruptiv und der Scheitel hat keinen Krater. Eruptiver oder vulkanischer Diabas hätte Kontaktmetamorphose gezeigt; das Nebengestein durch die Glut umgewandelt. Übrigens hätte man neben dem Trapp Lava sehen müssen. Der Trapp des Kinnekulle gehört wahrscheinlich mit dem Hyperit des Wärmlands zusammen; wenigstens gleicht dessen Zusammensetzung, Labrador und Augit, der des Trapps. Oder der Trapp ist eine Metamorphose des Eisengneises, der zu unterst liegt. Oder er ist von der gleichen Art, wie der grüne Schiefer, der den Trinucleus-Schiefer begleitet. Oder er ist ein Lehm, der sich aus dem Wasser abgesetzt hat und dann in der Luft „versteinert" ist. Wenn er nicht etwas ganz anderes ist.

Man hat früher den Kinnekulle einen Auszug aus der Baugeschichte der Erde genannt. Im großen gesehen, kann es so sein. Wenn man die Zahlen in dieser Reihe betrachtet, welche die Zusammensetzung der Erdrinde angeben: Kieselsäure $2/3$, Lehmerde $1/6$, Kreide. Magnesia $1/12$, Alkalien $1/24$, Eisen, Mangan $1/48$, Rest $1/48$, so spukt auf unerklärliche Art die gleiche Zahlenreihe 12, 24, 48 wie in den Schichten des Kinnekulle: Sandstein 24, Alaunschiefer 12, Lehmschiefer 12, Kalkstein 48, Lehmschiefer 48, Trapp 12 Meter. Aber die erste Tabelle enthält die Bestandteile des Urberges, des Gneises und Granits. Die Schichten des Kinnekulle enthalten nichts anderes als den Urberg, aber die Lagerungen scheinen sich in bestimmten Verhältnissen nach dem eigentlichen Gewicht oder Äquivalent abgesetzt zu haben. Ältere und verständigere Geologen meinten auch, alle Formationen haben sich aus einem einzigen unausgebildeten Stoff abgesetzt; der habe sich dann gewandelt, entweder unter dem Einfluß von Feuer oder Wasser oder beider; entweder gleichzeitig oder allmählich; entweder langsam oder schnell. Göran Wahlenberg meinte in seiner „Bildung der schwedischen Erde", der Urberg, Granit oder Gneis, könne in Sedimentär so verwandelt worden sein: Der Kieselkorn des Quarzes sinkt und wird Sandstein, Glimmer wird Lehmschiefer, Feldspat wird Kalk (neben Kaolin). Das wäre ja eine monistische Erklärung der Entstehung des Kinnekulle, und der Lagerung seiner Stockwerke über der Mutterlauge Gneis.

Was die Leitfossile angeht, so täte man am besten, sie im zoologischen Museum zu lassen, denn sie trüben nur die klare Seite des Bauwerkes der Natur. Wenn man die Feuersteine der Kreidezeit im Kinnekulle findet, stürzt die ganze Silurfiktion, die ja nach den Fossilen bestimmt werden sollte. Und das Schlimmste ist, daß die Feuersteine so tief angetroffen werden, wie die Stinksteinschicht liegt. Aber die Fossile sollten die Entwicklung beweisen, bis zum Affen natürlich, und doch trifft man die am niedrigsten stehenden Foraminiferen, Nummuliten erst in der Tertiärformation, weder früher noch später.

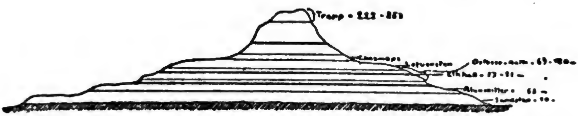
Das ist die exoterische Erklärung des Aufbaus vom Kinnekulle, der auf Massen und Meterzahlen beruht. Aber das ist nur das materielle Material und hinter Schichten und Fossilen kann es etwas anderes geben, Unbekanntes, Okkultes mit einem Wort. Um das Geheimnis zu finden, müßte man damit anfangen, daß man in den Kalksteinpfeilern, in den Parallelipiden des Sandsteins, in den Stinksteinen, die eine feste Figur bilden (kreisförmige Spindel), in den Schwefelkiesen, Kalkballen, Quarzballen Konstante sucht. Vielleicht würde man schließlich die Spuren des großen Weltbaumeisters finden, der noch vor hundert Jahren von unserm größten Seher gekannt wurde; der sah, wie er sein Schöpferlot über das Nichts hing. Und vielleicht, wenn wir Ihn gesucht und Ihn wieder gefunden haben, kann auch ein Professor der Geologie begreifen, was unter der Stimme des Herrn zu verstehen ist, die aus dem Sturmwind zu Hiob sprach:

„Wo warst du, da ich die Erde gründete? Sage an, wenn du so klug bist!

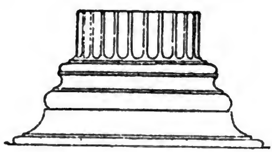
Weißt du, wer ihr Maß gesetzt hat? Oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat?

Worauf stehen ihre Füße versenket? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt?

Da mich die Morgensterne mit einander lobten, und alle Söhne Gottes jauchzeten.“



Seitdem die letzten Seiten niedergeschrieben wurden, habe ich neue (und alte) Bücher in meine Hand bekommen. Teils habe ich Bestätigung erlangt, teils bin ich noch ein Stück weiter gekommen, als meine „Phantasie“ zu fliegen wagte. Erstens habe ich einen Querschnitt des Kinnekulle erhalten mit neuen Massen; und zwar von einer so wenig phantastischen Einrichtung, wie es die geologische Forschung Schwedens ist. Dieser Querschnitt gleicht dem Sockel eines griechischen Pfeilers mit: Plinthe (aus Gneis), Hohlkehle (Trochilus) mit Astragalus (Ring) und Torus. Das ist ein Gleichnis, ein Gegenstück, eine swedenborgsche Korrespondenz.



Nun wollen wir uns die neuen Maße ansehen; aber nicht vergessen, daß ein Meter mehr oder weniger bei einem Berg nichts bedeuten kann. Die Höhe des Kinnekulle wird vom Generalstab auf 300 Meter über dem Meere angegeben. (Das ist nebenbei die Höhe des Eiffelturms; das sagt uns aber nichts.) Jetzt ist die Höhe des ganzen Berges vom Sandstein an 233 Meter. Aber die Basis der Cheopspyramide war 233 Meter. Die ganze Höhe des oberen Berges, von dem Leberstein (der obersten Schicht im Ortoceratitkalk) zählt 146 Meter. Die Höhe der Cheopspyramide war aber 146 Meter. Also: Die Höhe des ganzen Berges = Kh = der Basis der Pyramide (Pb). Die Höhe des obern Berges KHh = der Höhe der Pyramide (Ph). Oder:

Kh = Pb   HKh = Ph

Nach früheren Berechnungen (von Törnebohm, Linnarsson, Strömbom) zählt der ganze Berg außer Gneis und Trapp 146 Meter; das ist die Höhe der Pyramide. Und der ganze Berg über dem Wenersee zählte 233 Meter; das ist die Basis der Pyramide. Also wie man auch rechnet, man kommt immer auf die Zahlen der Pyramide.

Wenn ich nun unvorsichtig genug bin, zu erwähnen, daß die Burg von Troja 146 Meter hoch lag; daß der Turm des Straßburger Münsters 146 Meter hoch ist, so will ich nicht beim Wort genommen werden. Aber es scheint, als sei der Berg nach einem Maß geschaffen worden, wie die monumentalen Gebäude auf eine Einheit hin entwickelt sind. Der gotische Dom soll auf der halben Seite des Mittelquadrates gebaut sein, das dort liegt, wo Langschiff und Querschiff sich schneiden. Die Basen des Kinnekulle werden von Strömbom so angegeben:

Länge des Sandsteins	=	14 000 m
Breite des Sandsteins	=	6 500 m
Länge des Rotsteins	=	10 300 m
Breite des Rotsteins	=	5 000 m
Durchmesser des Scheitels (Trapp)	=	700 m

Wenn man diese Gleichungen putzen darf, erhält man

Sandstein	=	14×7
Rotstein	=	10×5
Trapp	=	$0{,}7 \times 0{,}7$

Wer mit Zahlen umzugehen gewohnt ist, könnte mit diesen und mit Holms Etagen in der „Geologischen Forschung Schwedens" das Maß ausrechnen.

Um dieses unglaubliche Kapitel abzuschließen, will ich noch zwei Zahlen nennen, ohne sie in ursächlichen Zusammenhang zu setzen. Wenn man von Roböck den Kinnekulle hinaufsteigt, so führen (sagt Strömbom) zwei Treppen auf den Scheitel. Die eine geht nach Mörkeklefs Grotte und hat 78 Treppenstufen, aber sehr niedrige. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrükken, als ich an die 78 Meter Plinthe des berechneten Gneises dachte. Das ist eine Falle, dachte ich, und nahm mich in acht. Da aber sah ich die andere Treppe, die mit 146 Stufen zur Hochebene des Rotsteins hinaufführt. Da stand 146, Treppenstufen, nicht Meter! Aber 146 war die Höhe des Kinnekulle, war die Höhe des Berges außer Gneis und Trapp; war die Höhe der Pyramide. Zufall! Höllischer Zufall, über den ich fallen muß, sagte ich zuerst. Dann aber dachte ich: wer weiß? Die obere Rotsteinebene liegt auch 146 Meter, aber über dem Meere; dahin führen die 146 Stufen der geneigten Treppe, die nicht alle ein Meter sind. Mag es vorläufig ein Zufall sein. Vielleicht kann eine Formel aus der Trigonometrie den Zusammenhang zeigen! Höhe mal Basis durch zwei oder $\sqrt{b^2 + c^2} = a$ oder sin $C = c/a$. Jetzt schließe ich, indem ich meine Unwissenheit eingestehe, aber meinen Glauben an den Baumeister bekenne, der die Welt nach Zahlen und Massen geschaffen hat!

Des Blaubuchs zweiter Band

erschien im Herbst 1908

und enthielt diese 163 Stücke:

Goethe: Christentum über Wissenschaft
Sinnlose Sternkunde
Die Spektralanalyse
Optische Wunder
Die Schönheit des Himmels
Das Fünfkörperproblem
Mathematische Gewissheit
Nachprüfung des Gesetzes der Schwere
Anorganische Gärung
Was ist Radium?
Die natürlichste Schöpfungsgeschichte
Niederschläge, nicht Sedimente
Tendenziöse Geologie
Pflanzenphysiologie
Urzeugung
Botanische Ecksteine
Der Bienenkönig
Vogellaute
Die Südspitze von Öland
Probleme der Anatomie
Die mesopotamische Sprache
Die Sündflut-Erzählung
Hammurabis Gesetze
Das Blatt wendet sich
Mesopotamisches Häcksel
Assyriologie
Hammurabis Summa Summarum
Entlarvung des Jehova-Zylinders

Lusus Naturae
Hammurabis Phallus-Gesetze
Lern nicht assyrisch
Hieroglyphen
Ein koreanischer Papyrus
Aus Swedenborgs Korrespondenzlehre
Von der Ursprache und Babels Verwirrung
Ihr Stammvater
Geschichtschreibung unmöglich
Die Sündflut-Erzählung
Die Bibeldeutung der Rabbiner
Ursprache und Urreligion
Schwedisch und Hebräisch
A-B-C-D
Hebräische Studien
Die chinesische Sprache
Meteorologie
Chemie der Cholera
Kälteströme
Sternschnuppen
Nordlicht
In der Zeit der Wunder
Uhr und Planetensystem
Finisch—Ungarisch—Mandschurisch—Japanisch
Das Griechische
Was ist Wissenschaft?
Gefälschte Gemälde
Die unerreichbare Antike
Rembrandt
Der Freisinn der Protestanten
Die Hexenprozesse
Das Pantheon oder die Menschenverehrung
Doktor Faust
Das Leben Jesu
Christentum und Radikalismus
Wo sind wir zu Hause?
Die Quellenschriften der Bibel

Larven
Gefährliche Dinge
Ihre Gefühle
Der Backenstreich
Eine synthetische Leichenrede
Lügengeschichte
König Lears Frau
Shakespeares Weltanschauung
Das Schöne und das Gute
Charakterveränderungen
Der Kummer
Symbolik des Wassers
Saulus Paulus
Zusammengelogene Charaktere
Charakterzeichnung
Szene aus der Hölle
Der Juwelenschrein
Der Mumiensarg
Auf der Bodenkammer
Der Bildhauer
Auf der Schwelle (mit fünf Jahren)
Geheime Gesetze
Goethe über die Bibel
Goethe und das Christentum
Summa Summarum.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

Inhaltsverzeichnis

Seite

Seite

STRINDBERGS WERKE

DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet

ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).
2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.
3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.
4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Nach Damaskus.* In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz.* 1. und 2. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiss. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.-, geb. M. 10.-.
9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die grosse Landstrasse. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
11. Bd. *Meister Olof.* Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—.
12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.
13. Bd. *Deutsche Historien.* Gustav Adolf (Der 30 jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.
14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.-, geb. M. 13.-.
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.-, geb. M. 11.-.
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50.—.

DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Musste. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—.
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer. Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuss. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an

Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weisse Berg. Der Grosse. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—.

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur, die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75.
2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

Ein Band Gedichte (noch nicht erschienen).

SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).

3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.

6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—.

7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).